

Ritterideal und Kriegsrealität im Spätmittelalter: Das Herzogtum Burgund und Frankreich

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der
Universität Zürich

vorgelegt von
Rainer Lanz

von
Huttwil / Bern

Angenommen im Sommersemester 2005 auf Antrag von Herrn
Prof. Dr. Andreas Meyer und Frau Prof. Dr. Claudia Cey

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
Teil I: Das Ritterideal	9
1. Das hochmittelalterliche Ritterideal	9
1.1. Der Versuch einer Definition	9
1.2. Die Entwicklung des ritterlichen Tugendsystems	11
1.3. Die Verbreitung des hochmittelalterlichen Ritterideals	19
1.4. Zusammenfassung.....	22
2. Die Ausformung des spätmittelalterlichen Ritterideals	25
2.1. Methodische Probleme im Zusammenhang mit dem hochmittelalterlichen Ritterideal.....	25
2.2. Einige quellenkritische Überlegungen zu den Ritterspiegeln	27
2.2.1. Literarische Tradition	27
2.2.2. Einfluss der zeitgenössischen Literatur	28
2.3. Ramon Lull und der erste Ritterspiegel	30
2.3.1. Methodisches Vorgehen bei der Auswertung der Ritterspiegel.....	30
2.3.2. Leben und historischer Kontext	31
2.3.3. El Libre del ordre de cavayleria	32
2.3.4. Das Ritterideal im Libre del ordre de cavayleria	33
2.3.5. Verbreitung	37
2.4. Geoffroy de Charny	39
2.4.1. Leben und historischer Kontext	39
2.4.2. Le livre de chevalerie	42
2.4.3. Akzeptanz des Livre de chevalerie	43
2.4.4. Das Ritterideal im Livre de chevalerie	44
2.5. Christine de Pisan	51
2.5.1. Leben und historischer Kontext	51
2.5.2. L'Epistre Othéa	52
2.5.3. Verbreitung	54
2.5.4. Das Ritterideal in der Epistre Othéa	54
2.6. Jean II. le Meingre, genannt „Boucicaut“	58
2.6.1. Leben und historischer Kontext	58
2.6.2. Le Livre des fais	61
2.6.3. Verbreitung	63
2.6.4. Verwirklichung des Ritterideals im Livre des fais	63
2.7. Die inhaltliche Erstarrung des Ritterideals im 15. Jahrhundert	71
2.8. Philippe de Mézières: Der militärische Aspekt des spätmittelalterlichen Ritterideals	73
2.8.1. Leben und historischer Kontext	73
2.8.2. Die Militia Passionis	75
2.8.3. Verbreitung	78
2.8.4. Der militärische Aspekt des Ritterideals in der Militia Passionis	79
2.8.5. Philippe de Mézières und das strategische Denken im Mittelalter	81
2.8.6. Strategie im Spätmittelalter am Beispiel der Pläne zur Rückeroberung des Heiligen Landes	83

3. Rekonstruktion des spätmittelalterlichen Ritterideals	91
3.1. Überblick über die Ausformung des spätmittelalterlichen Ritterideals	91
3.2. Das spätmittelalterliche Ritterideal	93
3.3. Überlegungen zum spätmittelalterlichen Ritterideal und Ausblick	95
Teil II: Ritterideal und Kriegsrealität	98
1. Der militärgeschichtliche Hintergrund	99
1.1. Der Krieg im Spätmittelalter	99
1.2. Waffen und Gerät für den spätmittelalterlichen Kriegsgebrauch	101
1.2.1. Schutzwaffen	102
1.2.1.1. Körperpanzerung	102
1.2.1.2. Helm	103
1.2.1.3. Schild	104
1.2.2. Schwere Fernwaffen	105
1.2.2.1. Geschosswaffen ohne Schiesspulver als Treibmittel	105
1.2.2.2. Wurfmaschinen	106
1.2.2.3. Feuerwaffen	109
1.2.3. Trutzwaffen	112
1.2.3.1. Fernwaffen	112
1.2.3.2. Handwaffen	115
1.2.3.3. Stangenwaffen	119
1.2.4. Kriegsgerät	119
1.2.5. Auswirkung der Ausrüstung auf die Wahl des Terrains	119
1.2.6. Fazit: Waffen und Gerät	124
1.3. Formen des mittelalterlichen Landkrieges	125
1.3.1. Strategie und Taktik im Mittelalter	125
1.3.2. Die Belagerung	126
1.3.3. Die offene Feldschlacht	131
1.4. Der Krieg im Spätmittelalter: Grundlagen und Zwischenbilanz	136
1.5. Der Hundertjährige Krieg	139
1.6. Das Herzogtum Burgund unter Philipp dem Kühnen	140
1.6.1. Die Armee des Herzogtums	140
1.6.1.1. Rekrutierung	141
1.6.1.2. Stärke und Bewaffnung	143
1.6.2. Philipp der Kühne nimmt das Kreuz	144
1.7. Die Kreuzzugstradition des 14. Jahrhunderts	145
1.7.1. Kreuzzugsstimmung	145
1.7.2. Die Kreuzzüge des 14. Jahrhunderts	147
1.7.2.1. „Armchair Crusaders“	147
1.7.2.2. Die päpstliche Liga erobert Smyrna	148
1.7.2.3. Der Kreuzzug von Humbert II.	150
1.7.2.4. Der Kreuzzug von Peter I.	151
1.7.2.5. Der Kreuzzug von Amadeus IV.	153
1.7.2.6. Charakteristika der spätmittelalterlichen Kreuzzüge	154
1.7.2.7. Umsetzung von strategischen Konzepten?	155

2. Vorbereitung für eine Invasion Englands	156
2.1. Quellen	156
2.2. Vorgeschichte	158
2.3. Vorbereitungsphase	160
2.3.1. Armee	160
2.3.2. Flotte	161
2.3.3. Ausrüstung	163
2.4. Verhalten der Ritter	164
2.5. Bewertung des Verhaltens der Ritter	167
2.6. Ausgang	168
3. Die Belagerung Mahdias	170
3.1. Quellen	170
3.2. Morgenländische Heeresstruktur und Taktik	171
3.3. Vorgeschichte	173
3.4. Vorbereitungsphase	176
3.5. Verhalten der Ritter während der Belagerung	176
3.6. Bewertung des Verhaltens der Ritter	180
3.7. Resultate des Kreuzzuges	186
4. Die Preussenreisen	186
4.1. Der Deutsche Orden	186
4.2. Die Preussenreisen	188
4.3. Bewertung des Verhalten und der Motivation der Ritter	190
5. Nikopolis	194
5.1. Quellen	194
5.2. Vorgeschichte	194
5.3. Kriegsvorbereitungen des franko-burgundischen Kontingents	195
5.4. Das Vorrücken auf den Balkan	198
5.4.1. Vormarsch auf Buda	199
5.4.2. Gegen den Feind	199
5.4.3. Belagerung von Nikopolis	202
5.5. Die Schlacht	203
5.6. Bewertung des Verhaltens der Ritter	207
5.7. Folgen für Burgund	210
Zusammenfassung	210
Abbildungsverzeichnis.....	218
Bibliographie	222

Einleitung

Die Art und Weise, wie ein Krieg geführt wird, kann durchaus als Ausdruck der jeweiligen Kultur verstanden werden, deren Krieger in gewaltsame Auseinandersetzungen involviert sind: Die Hoplitenphalanx im antiken Griechenland, die geordneten Legionen der Römer, die Nomadenkrieger aus dem Herzen des asiatischen Kontinents, die Berserker oder die Samurai; sie alle vermögen uns viel über die Gesellschaft, das wirtschaftliche System, die Kultur und selbst über die Religion zu erzählen, denen die einzelnen Krieger angehörten. Im mittelalterlichen Europa wird diese Kultur des Krieges selbstredend durch die Ritter verkörpert: Hoch zu Pferd, in eherner Rüstung, bewaffnet mit Schwert und Lanze sind die Ritter mehrere Jahrhunderte lang nicht nur die militärische Elite, sondern zugleich auch Träger und Ausdruck der westeuropäischen (weltlichen) Kultur.¹ Aufs engste mit dieser Tatsache verbunden ist der Begriff des „Ritterideals“. Es ist dies allerdings ein Thema, das in der Geschichtswissenschaft nur ungenügend untersucht ist und von Historikern eigentlich gemieden wird. Existieren vergleichende Studien zum Verhältnis Ritterideal und höfische Realität, so fehlen diese bislang im militärgeschichtlichen Bereich. Es ist das Ziel dieser Arbeit herauszufinden, ob im Spätmittelalter – in einer Zeit, in der sich die Ritter zahlreichen sozialen, politischen, aber auch militärischen Neuerungen und Herausforderungen ausgesetzt sahen – dieses Ritterideal noch Bestand hatte und ob es sich im Ernstfall, das heißt im Krieg, bewähren konnte. Die zentrale Frage dieser Arbeit lautet demnach: Ist das Ritterideal in Kriegssituationen aufrechterhalten worden und konnte es seine moralisch, ethisch und militärisch optimierende Wirkung entfalten? Oder, um innerhalb der Terminologie der Kulturgeschichte zu argumentieren: Inwieweit bestimmte das vorherrschende Welt- und Gesellschaftsbild das individuelle Handeln der Ritter im Krieg?

Der Aufbau meiner Arbeit folgt den Vorgaben, welche durch die Fragestellung auferlegt werden. Zur Beantwortung der Frage und zwecks besserer Übersichtlichkeit habe ich deshalb die Arbeit in zwei Teile gegliedert.

Im ersten Teil wird das Ritterideal genauer betrachtet, um später das Verhalten der Ritter im Krieg nach den Wertvorstellungen ihrer Zeit beurteilen zu können. Genau dies ist bis anhin in der modernen Forschung versäumt worden. Denn allzu stark schimmern in den Studien zum Krieg im Mittelalter eigenes, d.h. modernes taktisches und strategisches Wissen und ethische und moralische Vorstellungen der Forscher durch.² Zudem ist das Ritterideal, obwohl es in

¹ Zu den kulturellen Leistungen der Ritter siehe Fleckenstein, Ritter zwischen Krieg und Frieden.

² So verhindern zum Beispiel bei Delbrück und seinen Schülern der Nationalismus und Militarismus des 19./20. Jahrhunderts eine objektive Sicht auf den behandelten Gegenstand.

jeder Studie zum Rittertum erwähnt und als eigentlicher historischer Allgemeinplatz behandelt wird, von Historikern nur ungenügend beachtet worden, da es bisher als Metier der Philologen, Germanisten und Philosophen angesehen worden ist. Da erstaunt es wenig, dass eine ausführlichere Gesamtstudie zum Ritterideal fehlt, weshalb im ersten Teil der Arbeit das Ritterideal zunächst einmal inhaltlich rekonstruiert werden soll. Dazu sollen durch die vorhandenen Einzelstudien (die leider kaum aus der Geschichtswissenschaft selber stammen) die Ursprünge des Ritterideals herausgearbeitet werden. Nachdem dann eine Übersicht über Ursprung und Wesen des Ritterideals bzw. des hochmittelalterlichen Ritterideals geschaffen worden ist, soll das spätmittelalterliche Ritterideal rekonstruiert werden. Als Quellen werde ich vor allem Ritterspiegel verwenden. Die Auswertung dieser Quellen erlaubt es, ein möglichst allgemeingültiges spätmittelalterliches Ritterideal zu rekonstruieren. Ein Schwerpunkt soll dabei auch auf die Verbreitungsgeschichte der einzelnen Quellen gelegt werden, um so auch Aussagen über die Verbreitung und die Akzeptanz des Ritterideals machen zu können.

Der zweite Teil soll zunächst im Kapitel „Der Krieg im Spätmittelalter“ einen Einblick in die spätmittelalterliche Militärgeschichte gewähren. Hauptsächlich geht es hier darum herauszuarbeiten, welche Angriffs- und Trutzwaffen und welche taktischen und strategischen Mittel einem Ritter im Spätmittelalter in idealtypischer Weise zur Verfügung gestanden haben. Dies ist wichtig, um dann im Folgenden das militärische Verhalten der Ritter im Krieg genauer betrachten zu können, ohne anachronistische Schlüsse zu ziehen. Konkret bedeutet dies, dass mittels umfangreicher Standardwerke zur Waffenkunde, die alle aus der Zeit der Wende 19./20. Jahrhundert stammen, und mit Hilfe der zahlreichen Detailstudien jüngerer Datums eine aktualisierte Übersicht über die Ausrüstung des Ritters geschaffen werden soll. Ist erst einmal die ganze Palette an Waffen, welche einem Ritter zur Verfügung gestanden hat, herausgearbeitet, kann man durch diese Vorgabe auch auf die Frage nach dem Terrain eingehen, auf welchem der Ritter sein militärisches Potential optimal umsetzen konnte.

Nach der Ausrüstung und dem Terrain wird schliesslich noch die Taktik und Strategie im Spätmittelalter behandelt. Es zeichnet sich bereits jetzt ab, dass sich in dieser Frage zwei völlig verschiedene Lehrmeinungen gegenüberstehen: Delbrück und Epigonen propagieren einen völligen Zusammenbruch der Kriegskunst im Mittelalter, während andere Forscher im Gefolge von Verbruggen dem mittelalterlichen Krieger grosse Fähigkeiten als Elitekämpfer zusprechen. In Bezug auf Strategie und Taktik sollen die Standpunkte und Argumente dieser beiden ‚Schulen‘ einander gegenübergestellt werden. Die in meiner Arbeit gewonnenen Daten werden dann am Schluss eine Stellungnahme erlauben. Es ist also das Ziel dieses Kapitels,

den effektiven militärischen Wert der Ritter herauszuarbeiten und einen aktualisierten Überblick über Ausrüstung, Taktik und Strategie zu ermöglichen.

Mit den Grundlagen, die bis dahin in dieser Arbeit geschaffen worden sind, soll nun abschliessend die eingangs formulierte Fragestellung dieser Arbeit beantwortet werden: Durch den Vergleich des tatsächlichen Verhaltens der Ritter in verschiedenen Kriegssituationen mit dem Verhalten, wie es das spätmittelalterliche Ritterideal vorgeschrieben hat bzw. hätte, kann man überprüfen, ob das Ritterideal im Krieg aufrechterhalten worden ist. Dies erlaubt es, über den Rahmen der reinen Operationsgeschichte hinaus auch kulturgeschichtliche Aspekte miteinzubeziehen, wobei hier vor allem das Verhältnis von Diskurs und Praxis ins Zentrum der Untersuchung rücken soll.³ Neben der Beantwortung der Frage, ob das Ritterideal Auswirkungen auf das Kriegsgeschehen hatte, soll das Verhalten der Ritter im Krieg nach Massstäben der Zeit beurteilt werden, um so neue Aussagen zur Taktik und Strategie gewinnen zu können. Zudem kann hier auch ein differenzierteres und durch Quellen gut abgestütztes Bild über die eigentliche Motivation der Ritter, an einem Krieg teilzunehmen, gewonnen werden.

Um die einzelnen Aussagen möglichst gut abzusichern, habe ich zeitlich, geographisch und somit auch kulturell strenge Einschränkungen vorgenommen: Betrachtet werden soll im Engeren der geographische Raum des Herzogtums Burgund und im weiteren Sinne des Königreichs Frankreich. Dies ist wichtig, weil man dann von einem Ritterideal sprechen kann, das in diesem Raum allgemeine Gültigkeit und Akzeptanz besessen hat.⁴ Ein weiterer Vorteil einer Beschränkung auf diesen Raum ist die Tatsache, dass das Herzogtum bzw. das Königreich kulturell (bezüglich eines bewusst erlebten und inszenierten Ritterlebens) tonangebend war und so oftmals eigentlichen Modellcharakter besitzt. Der zeitliche Rahmen wäre eigentlich mit der Gründung und dem Untergang des Herzogtums gegeben. Ich beschränke mich aber auf die Regierungszeit von Philipp dem Kühnen (1364-1404), weil danach die Entwicklung von neuen Waffen eine schnelle Veränderung auf den Schlachtfeldern Europas mit sich brachte. Konkret sollen vier kriegerische Unternehmen auf die oben genannte Fragestellung hin untersucht werden: Die geplante Invasion Englands, die Belagerung Mahdias, die Preussenreisen und der Kreuzzug gegen Bajazed. Zu diesen Ereignissen existiert auch verhältnismässig umfangreiches Quellenmaterial, das es nicht nur

³ Zur Definition des Begriffs Kulturgeschichte und zu den daraus resultierenden methodischen Ansätzen in Bezug auf die Militärgeschichte siehe Lipp, Militärgeschichte als Kulturgeschichte.

⁴ Bei einer Ausbreitung auf den ganzen westeuropäischen Raum wäre das nicht mehr möglich, weil in diesem Fall die feinen Unterschiede, wie es sie in der ritterlichen Kultur verschiedener Gebiete gegeben hat, doch zu schwer wiegen würden.

erlaubt, Einblick in das Kriegsgeschehen zu gewinnen, sondern auch eine Beurteilung des Verhaltens der Ritter ermöglicht.

Der genaue Aufbau der einzelnen Teile und Kapitel wird an entsprechender Stelle, das heisst zu Beginn jedes einzelnen Teiles, noch ausführlicher beschrieben. Dort finden sich auch weitere Ausführungen zum jeweiligen Forschungsstand und zu den verwendeten Quellen.

Für eine Arbeit, die sich mit dem Ritterideal und dem spätmittelalterlichen Krieg befasst, ist es unumgänglich, zunächst die Begriffe ‚Ritter‘ und ‚Krieg‘ genauer zu klären. In einer Untersuchung über Ritter und Rittertum stellt Josef Fleckenstein fest, dass „die Erforschung des Rittertums unter einem schwankenden Stern [steht] – und dies bis in die jüngste Zeit“.⁵ Ein erstes allgemeines Problem beim Versuch einer Definition der Begriffe „Rittertum“ und „Ritter“ für das späte Mittelalter liegt zum einen darin, dass sich die meisten Definitionen der Sekundärliteratur auf den Zeitraum vom 11. bis zum 13. Jahrhundert beschränken.⁶ Darüber hinaus präsentiert sich das „Rittertum“ als ein äusserst heterogenes Gebilde, was den Anteil der einzelnen Ritter an der höfischen Sphäre und am Kriegsgeschehen oder ihre ökonomische, soziale und politische Stellung betrifft. So scheint es nur verständlich, wenn Reuter in seiner „Untersuchung zum Ritterbegriff in der Dichtung vom 11. bis zum 13. Jahrhundert und in der Historiographie“ zum Schluss kam: „Man kann von den Rittern oder dem Ritterstand nicht sprechen.“⁷ Unklarheiten um die mehrdeutigen, oft diffus verwendeten Begriffe ‚Ritter‘, ‚Ritterschaft‘ und ‚Rittertum‘ sind dann auch für das Spätmittelalter charakteristisch.⁸

Trotz solcher Schwierigkeiten bezüglich des Begriffs ‚Ritter‘ muss aber für alle weiteren Untersuchungen in dieser Arbeit eine Eingrenzung gefunden werden, mit der innerhalb der Fragestellung sinnvoll operiert werden kann. Ich gehe deshalb für eine Definition von zwei relevanten und für diese Arbeit zentralen Aspekten aus. Einerseits gilt es als gesichert, dass der hier betrachtete Ritter im Spätmittelalter zum Adel gehört und dass ritterliche Werte, Normen und Verhaltensweisen einen Teil der Adelskultur darstellen.⁹ Andererseits kommt

⁵ Fleckenstein, Ritter und Rittertum, S. 104.

⁶ Allen voran natürlich Bumke, Ritterbegriff, S. 118, der fünf mögliche Konnotationen für den Begriff Ritter herausgearbeitet hat. Umfassend auch der von Arno Borst herausgegebene Sammelband „Rittertum“.

⁷ Reuter, Die Lehre vom Ritterstand, S. 168.

⁸ Sablonier, Rittertum, Adel und Kriegswesen, S. 533.

⁹ Weddige, Germanistische Mediävistik, S. 172, Sablonier, Rittertum, Adel und Kriegswesen, S. 535, und Fleckenstein, Über den engeren und weiteren Begriff von Ritter und Rittertum, insbesondere S. 27. Offensichtlich existierten im Mittelalter in Bezug auf den sozialen Rang mehrere Ritterbegriffe, welche man allerdings im Wesentlichen auf zwei zurückführen kann. Einen engeren, der sowohl die untere Schicht der freien und unfreien *militēs* wie auch die mittlere Schicht der *nobiles* umfasst. Der weitere Begriff bezieht auch noch den hohen Adel, die *principes* mit ein. Für das Spätmittelalter – also für den in dieser Arbeit untersuchten Zeitraum – kann man durchaus vom erweiterten Ritterbegriff ausgehen, da seit dem 12. Jahrhundert auch die *principes* als *militēs* bezeichnet werden und somit auch hohe Adlige als Ritter gelten.

aus der militärgeschichtlichen Sicht dieser Arbeit noch der funktionale Aspekt hinzu, welcher den Ritter als berittenen, schwerbewaffneten und gepanzerten Krieger definiert. Für den weiteren Verlauf dieser Arbeit genügt demnach die Definition, dass ein Ritter ein adliger Panzerreiter mit kriegerischer Tradition und einem eigenen Ideal ist.

Ähnlich geartete Schwierigkeiten bildet der Versuch einer Definition des Begriffs ‚Krieg‘. Ist schon für die Kriege der Neuzeit keine einheitliche Definition gefunden worden, so ist das für das Mittelalter aufgrund des Fehlens staatlicher Institutionen noch viel schwieriger.¹⁰ Allerdings gebrauchen die mittelalterlichen Quellen den Begriff ‚Krieg‘ ohne weitere Differenzierung für alle bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Gruppen.¹¹ Diese äusserst allgemein gehaltene, jedoch zeitgemässe Definition soll in dieser Arbeit übernommen werden. Dies verhindert einerseits, dass unter Zuhilfenahme moderner Theorien zum Thema Krieg anachronistische Schlüsse gezogen werden. Andererseits bietet diese Definition die Möglichkeit, eine breitere Auswahl von bewaffneten Konflikten zu untersuchen, die je nachdem laut einer moderneren Definition gar nicht mehr als Kriege untersucht werden dürften. Ausserdem ist für die Frage nach der Form und dem Ablauf des Krieges wie auch nach dem Verhalten der Ritter das Problem einer rechtlichen Unterscheidung zwischen Krieg, Kreuzzug, Fehde oder Bürgerkrieg unerheblich, weil – vom Ausmass abgesehen – Ablauf und Erscheinungsbild nahezu identisch sind.¹²

¹⁰ Auer, Formen des Krieges im abendländischen Mittelalter, S. 17-23.

¹¹ Brunner, Land und Herrschaft, S. 41.

¹² Auer, Formen des Krieges, S. 23.

Teil I: Das Ritterideal

1. Das hochmittelalterliche Ritterideal

1.1. Der Versuch einer Definition

Der Kern des mittelalterlichen Ritterideals kommt im berühmten ersten Reichstonspruch von Walther von der Vogelweide schön zum Ausdruck:

*diu zwei sind êre und varnde guot,
das dicke ein ander schaden tuot:
das dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.*¹³

Es ist das Verdienst von Gustav Ehrismann, in diesen Zeilen die Essenz, den eigentlichen Kern eines, wie er es nannte, „ritterlichen Tugendsystems“ erkannt zu haben.¹⁴ Hier sind die drei Hauptaspekte, beziehungsweise Wertgebiete des Ritterideals vereint, die ein Mann haben – oder besser, nach denen er streben muss – um ein perfekter Ritter zu werden: *varnde guot*, *weltliche êre* und *gotes hulde*.¹⁵

Das unterste Wertgebiet ist das *varnde guot*, das sind die irdischen Güter, und diese setzen zunächst einmal Reichtum voraus. Im Rahmen der höfischen Ideenwelt bedeutet Armut ein schwerer Mangel, ja sie ist eine Schande für den Ritter, denn zum rechten Rittertum gehörte ein gewisser Wohlstand. Nur so kann man sich die Besitztümer leisten, denen die Bedeutung von eigentlichen Statussymbolen eines echten Ritters zukommt. Statussymbole hat es schon immer gegeben, aber ihre Auswahl hängt aufs engste mit dem Normsystem, dem Kraftverhältnis und den Wertvorstellungen in einer Gesellschaft ab.¹⁶ Die Palette solcher speziell ritterlicher Statussymbole ist breit angelegt und beinhaltet kostbare Kleidung, Pferde, Rüstung und Waffen, Knappen, die Burg oder den ritterlichen Ansitz, Jagdhunde und -falken, Gold, das ja nur der Ritter führen darf, nicht aber der Knecht, und schliesslich als besonderer Ausdruck der neuen Kultur die „Herrenspeise“¹⁷, die sich deutlich von dem abhebt, was der gemeine Mensch isst. Zum *irdisch guot* zählen aber auch die körperlichen Vorzüge wie Kraft,

¹³ Walther von der Vogelweide, 8 Zeilen 14-17.

¹⁴ Ehrismann, Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems.

¹⁵ Ausführlicher zum gesamten Ordnungssystem, das sich hier bei Walther erstmals in einer (mittelhoch)deutschen Form findet, bei Naumann, Deutsche Kultur im Zeitalter des Rittertums, S. 153, Zitzmann, Der Ordo-Gedanken des mittelalterlichen Weltbildes, Maurer, Das ritterliche Tugendsystem, und Willson, Walthers „Erster Reichston“.

¹⁶ Nach Paravicini, Ritterlich-höfische Kultur, S. 8.

¹⁷ Vgl. zur Herrenspeise Bumke, Höfische Kultur, S. 240-247.

Grösse, Schnelligkeit und gutes Aussehen. Eine schöne Erscheinung ist zunächst einmal der äussere Ausdruck der inneren Werte, und nur wer tugendhaft lebt, kann wahre Schönheit erlangen. Dazu gehört nun aber auch die leibliche Schönheit. Der hochmittelalterliche Wunschtyp eines Ritters war ein schöner Mann mit zierlichem, doch gut genährtem Leib, gerade gewachsenen Schenkeln, blanken Nägeln, goldblondem Haar, glatten Händen, einem strahlend weissen Lachen und heiteren, hellen Augen.¹⁸ Ein idealer Ritter sollte auch, was wohl bei den hygienischen Zuständen des Mittelalters nicht einfach war, gut riechen.¹⁹ Zuletzt gehört zum *irdisch guot* eines Ritters die Gesundheit. Dies erklärt sich einerseits durch seine kriegerischen Pflichten, aber auch dadurch, dass Krankheit als Sinnbild einer seelischen Verfehlung gilt. Denn Krankheit ist eine Strafe Gottes, und der kranke Ritter wird ausgestossen.²⁰

Das zweite Wertgebiet ist nun die *weltliche êre*. Sie ist der eigentliche Ehrenkodex, also die Norm, welche die ritterliche Gesellschaft in Bezug auf das wünschenswerte Handeln ihrer Mitglieder setzt und an welche diese sich zu halten haben. Die *weltliche êre* umfasst demnach ein ganzes ritterliches Tugendsystem und bildet den eigentlichen Kern des Ritterideals. Nur: Welche Tugenden sind es denn, die dem idealen Ritter im Hochmittelalter zugeschrieben worden sind? Will man dieser Frage nachgehen, droht man in der Flut von Sekundärliteratur verloren zu gehen: Einzelstudien, Kritiken und Gesamtwerke, die aus den verschiedensten Quellen schöpfen und je nach Zeit und Nation, in der sie geschrieben wurden, zu den verschiedensten Schlüssen kommen.²¹ Zudem stammen diese Beiträge zum Ritterideal auffällig selten von Historikern, gerade wenn man bedenkt, wie oft das Wort Ritterideal in Verbindung mit dem Rittertum nicht nur verwendet, sondern als eigentlicher historischer Allgemeinplatz vorausgesetzt wird. Um also der Frage nachzugehen, was denn genau die *weltliche êre* ist bzw. welche Tugenden das Ritterideal dem wahren Ritter zuschreibt, scheint es mir angebracht, zu den Ursprüngen der Entwicklung des ritterlichen Tugendsystems zurückzukehren. Dieses Vorgehen erlaubt nicht nur den besten Überblick über dieses Thema, sondern scheint auch für das weitere Vorgehen in dieser Arbeit, d.h. für eine Rekonstruktion eines spezifisch spätmittelalterlichen Ritterideals, am sinnvollsten.

¹⁸ Diese idealen Körpermerkmale zusammengetragen bei Naumann, Deutsche Kultur im Mittelalter, S. 117 und 158f. Allerdings sind diese Angaben mit Vorsicht zu geniessen, da diese Monographie über weite Strecken von nationalsozialistischem Gedankengut durchtränkt ist.

¹⁹ Dazu zum Beispiel Wolfram von Eschenbach, Willehalm, 62,15 oder 69,15.

²⁰ Vgl. zu den irdischen Gütern auch Thomasin von Zirklare, der das *varnde guot* (utile) in fünf Güter ausserhalb des Körpers und fünf, die man am Körper trägt, unterteilt. Siehe dazu Bumke, Höfische Kultur, S. 420.

²¹ So ist Naumann, Deutsche Kultur im Mittelalter, aufgrund der zahlreich darin enthaltenen nationalsozialistischen Stereotype heute kaum noch lesbar.

1.2. Die Entwicklung des ritterlichen Tugendsystems

Das Ritterideal hat zahlreiche Facetten. Seine Ursprünge liegen noch weitgehend im Dunkeln, aber es scheint, dass es ursprünglich aus drei ganz verschiedenen Quellen gespiesen worden ist, die erst im Laufe der Jahrzehnte zu einem ganzheitlichen Tugendsystem zusammengefloßen sind. Somit ist der Entstehungsprozess des Ritterideals nur dann verständlich, wenn man bedenkt, dass er auch gleichzeitig ein „Verschmelzungsprozess“ ist.²² Und tatsächlich ist diese Dreiteilung auch noch im Spätmittelalter sichtbar, weshalb es sich lohnt, die Entstehung der drei ursprünglich völlig verschiedenen Ideen von Rittertum gesondert zu betrachten. Man muss dazu auf Frankreich an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert blicken.

Das erste Bündel von spezifisch ritterlichen Tugenden lässt sich als das kirchlich-religiöse Ritterideal bezeichnen, dessen Entwicklung sich im übrigen von allen drei Aspekten am besten dokumentieren lässt. Gewisse Tugenden dieses kirchlich-religiösen Ritterideals lassen sich bis weit in die Antike zurückverfolgen.²³ Obwohl die einzelnen Komponenten des kirchlich-religiösen Ritterideals demnach sehr alt sind, ist es doch in seiner Gesamtheit eine genuin mittelalterliche Erfindung, deren einzelne Ideen sich noch vor den ersten Kreuzzügen entwickelt zu haben scheinen.²⁴

In den Jahrhunderten nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches behielt die pazifistische Tradition der Urkirche in der katholischen Kirche Westeuropas ihre starke Stellung. Es gab einen deutlichen Gegensatz zwischen der *Militia Christi* und der *Militia saecularis*: Mit dem Begriff *Militia Christi* wurden die Mönche bezeichnet, die mit geistlichen Waffen im Dienste Christi den Teufel bekämpften. Die weltlichen Krieger, Ritter wie Fussoldaten, mit ihrem blutigen und grausamen Geschäft wurden dagegen als *Militia saecularis* bezeichnet und sie mussten streng nach dem sechsten Gebot („Du sollst nicht töten“) selbst für das Töten im Krieg vierzig Tage Busse tun. Der Umstand, dass die Bedrohung der Kirche und Kleriker durch die Wikinger, Ungarn und Moslems besonders im 10. Jahrhundert immer unerträglicher wurde und auch die meisten „staatlichen“ Strukturen verschwunden waren, leitete schliesslich ein Umdenken in der Kirche ein. Denn diese heidnischen Invasoren führten dem Klerus deutlich vor Augen, dass ihre körperliche

²² Zitat nach Fleckenstein, *Rittertum und ritterliche Welt*, S. 10. Fleckenstein bezieht diesen Ausdruck auf den Entstehungsprozess des gesamten Rittertums, er ist in dieser Form aber gerade so gut nur auf die Entstehung des Ritterideals anwendbar.

²³ Vgl. dazu auch Ehrismann, *Die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems*, der die Tradierung der einzelnen Tugenden von der antiken Moralphilosophie bis hinein ins Mittelalter ausführlich nachzeichnet.

²⁴ Im Folgenden nach Painter, *Die Idee des Rittertums*, Keen, *Rittertum*, S. 71-99, und nach Althoff, *Nunc fiant Christi milites*.

Unversehrtheit letztendlich von den bis anhin verachteten Rittern abhing. Theologen, die, wie zuvor schon Augustinus, auf die militante Tradition des alten Testaments verwiesen, drängten immer stärker auf eine Befürwortung des Kriegerstandes durch die Kirche. Durch die von Cluny ausgehende Reformbewegung und durch das wachsende Engagement der Kirche bei der Gewährleistung von Frieden und Ordnung angesichts einer fehlenden weltlichen Gewaltinstitution erhielt der Begriff *miles Dei* schliesslich seine ursprüngliche Bedeutung zurück und bezog sich nun auf den Kampf der weltlichen Ritter für das Papsttum bzw. für die Kirche und den Glauben. Papst Urban II. bildet mit seiner Kreuzzugspredigt auf dem Konzil von Clermont 1095, wo er den Rittern für die Teilnahme an der „Fahrt“ den Ablass sämtlicher Sünden gewährte, den Schlusspunkt eines Umorientierungsprozesses der Kirche: „Lass nun alle, die bisher Räuber waren, jetzt Soldaten Christi sein [...]“.²⁵

Diese Kehrtwende der Kirche im 11. Jahrhundert ist vergleichsweise gut dokumentiert. So klingen bereits in zahlreichen Dichtungen dieser Zeit einzelne Vorstellungen des *miles Dei* und somit der neuen Tugenden an: Im Rolandslied (1080) ist es der demütige Dienst für Gott, die *Chanson de geste* haben zum Hauptthema den Kampf gegen die Ungläubigen, und wenn der Mönch Eudes von Saint-Maur in seiner Biographie des Grafen Burhart von Vendôme diesen als vorbildlichen Ritter feiert, sind das klar religiöse Tugenden, die hierzu herangezogen werden.²⁶ Auch die Verbreitung des Kultes des Heiligen Georg fällt genau in diese Zeit.²⁷

Man könnte nun argumentieren, dass die Existenz dieser Literatur deutlich zeige, dass das kirchlich-religiöse Ritterideal unter den Rittern, für die es ja geschrieben wurde, bereits zuvor populär und voll ausgebildet war. Dieses Argument ist vielfach widerlegt worden, und der wesentliche Beitrag, den die Kleriker bei der Ausformung des kirchlich-religiösen Ritterideals leisteten, wird allgemein anerkannt. Die Kirche kann als eigentliche Begründerin des kirchlich-religiösen Ritterideals gelten.²⁸

Allerdings lässt sich bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts anhand dieser einzelnen Quellenbelege kein deutliches Bild vom kirchlichen Ritterideal nachzeichnen. Ende des 11. und im 12. Jahrhundert zeigen sich aber gleich mehrere Männer dafür verantwortlich, dass das kirchlich-religiöse Ritterideal allmählich ausführlich dargelegt, systematisiert und erläutert

²⁵ Zitiert nach Keen, *Rittertum*, S. 78.

²⁶ Zu den *Chanson de geste* siehe Borst, *Rittertum im Hochmittelalter*, S. 234, und zur Biographie siehe Althoff, *Nunc fiant Christi milites*, S. 327f.

²⁷ Keen, *Rittertum*, S. 75.

²⁸ Painter, *Die Idee des Rittertums*, S. 36f, oder Bumke, *Höfische Kultur*, S. 399-413.

wird: Bonizo von Sutri, Johannes von Salisbury und Stephan von Fougières.²⁹ Bonizo von Sutri, ein eifriger Parteigänger des Papstes im Streit mit Heinrich IV., verfasste Ende des 11. Jahrhunderts in seinem *Liber de vita christiana* den wohl ersten christlichen Tugendkatalog für Ritter, in welchem er explizit die Ritterschaft als eine in kirchlichen Diensten stehende Truppe auffasst, mit der Aufgabe, die Kirche und die Geistlichen zu beschützen.³⁰ Erst einiges später, aber viel ausführlicher und eindringlicher, formulierte Johannes von Salisbury im sechsten Buch seines *Policraticus* das kirchlich-religiöse Ritterideal. Es lohnt sich, bei Johann von Salisbury kurz zu verweilen, weil sein *Policraticus* den eigentlichen Abschluss bzw. die Zusammenfassung des kirchlich-religiösen Ritterideals und somit eine wichtige Stufe in der Entwicklung hin zu einem allgemeinen ritterlichen Tugendssystem bildet.

Gleich zu Beginn stellt Johann den Staat (*res publica*) bzw. das Gemeinwesen als Körper dar, dessen Kopf der Herrscher ist, dem zwei Hände zur Verfügung stehen.³¹ Die unbewaffnete Hand (die Amtsdienere, Richter, Steuerpächter usw.) und die bewaffnete, die *milites*, also die Ritter. Dieses Bild zeigt schön, dass es im 12. Jahrhundert bereits eine anerkannte Tatsache ist, dass neben den Beamten auch jene *rei publicae militant [...] qui galeis toracibusque muniti in hostes exercent gladios aut tela quaelibet*.³² Ausführlich betrachtet nun Johann die Aufgaben und Pflichten der *manus armata* und trägt dadurch das kirchlich-religiöse Ritterideal zusammen.³³ Zu diesem Aspekt des Ritterideals zählt er zunächst die Tugenden, die jeden Christen zieren, wie etwa die Tugend der Frömmigkeit (Gottesglaube, Besuch des Gottesdienstes, Leben nach den Geboten und Meiden der Laster), der Demut gegenüber Gott und der Nächstenliebe.³⁴ Darüber hinaus rücken nun diejenigen Pflichten in den Fokus des Betrachters, die den Ritter als *manus armata* erst für die *res publica* bzw. die Kirche nützlich gemacht haben. Es sind dies jene Dienste, welche die Kirche, bzw. die Geistlichen in den Wirren des 10. Jahrhunderts am meisten beanspruchten: Die Dienste, welche die Ritter den Geistlichen quasi als Gegenleistung dafür schuldeten, dass die von der Kirche nun als *miles Dei* akzeptiert und gefördert werden.³⁵ So sei es Pflicht eines jeden idealen Ritters, die Kirche zu schützen und die Priester zu ehren. Der Ritter solle auch niemals Kirchengut plündern, sondern dieses gegen jegliche Bedrohung verteidigen. Dazu

²⁹ Viele Wissenschaftler, die sich mit dem Rittertum befassen, erwähnen in diesem Zusammenhang noch Bernhard von Clairvaux. Allerdings ist Painter, *Die Idee des Rittertums*, S. 33, der Ansicht, dass sein Loblied *De laude novae militiae* an die Tempelritter gerichtet war, und somit gerade einen Grossteil des Rittertums ausschliesst.

³⁰ Althoff, *Nunc fiant Christi milites*, S. 330f.

³¹ Johann von Salisbury, *Policraticus*, S. 1-3. Gîrbea, *Royauté et chevalerie célestielle*, betrachtet das Weltbild von Johann von Salisbury eingehend, gerade auch unter dem Aspekt der Bedeutung der Ritter.

³² Johann von Salisbury, *Policraticus*, S.2.

³³ Dies geschieht im 6. Buch in den Kapiteln II-XIX.

³⁴ Salisbury, *Policraticus*, S. 21 und 23.

³⁵ Eine Entwicklung, die ja in Templerorden in vielerlei Hinsicht ihren Höhepunkt findet.

gehört an erster Stelle der Kampf gegen die Ungläubigen, in dem der Ritter, wenn nötig, sein Leben zu geben hat, um so seinen Mitbrüdern zu helfen. Darüber hinaus sei es Pflicht jedes wahren Ritters, die Armen und Schwachen zu unterstützen und in seinem Gebiet (*provincia*) für Frieden zu sorgen.³⁶

Neben diesen allgemein christlichen und spezielleren ritterlichen Tugenden schenkt nun Johann von Salisbury aber ganz anderen Tugenden seine Aufmerksamkeit. Und dies ist das eigentlich interessante Phänomen bei der Ausformung des kirchlich-religiösen Ritterideals. Denn bei der Ausgestaltung eines Ritterideals als Vorbild für die Ritter, also eines Ideals für einen Kämpfer und Krieger, greifen die geistlichen Autoren – offensichtlich mangels eigener Erfahrung und Vorbilder – auf antike Autoren zurück. Durch den Rückgriff auf die Antike fließen nun völlig neue Tugenden in das Ritterideal ein. Johann von Salisbury bedient sich dabei, nachdem er dem Ritter eher vage bzw. allgemeingültige Tugenden zugeschrieben hat, zahlreicher Zitate und Themen von Cicero, Frontinus, Orosius, Plutarch, Cäsar, Vegetius, Hyginus, Sallust oder aus dem *Corpus iuris civilis*. Die auffälligste und am ausführlichsten behandelte neue Tugend ist die Disziplin.³⁷ Nur die eiserne Disziplin und der absolute Gehorsam des Soldaten gegenüber seinem Führer (vergleichbar mit dem Gehorsam des Mönches gegenüber dem Abt) verhalfen den Römern zur Weltherrschaft, während die Disziplinlosigkeit zur Gefährdung der ganzen Armee und schliesslich zur Gefährdung des gesamten Gemeinwesens führen konnte.³⁸ Dieser Disziplin muss zunächst ein blinder Gehorsam zugrunde liegen.³⁹ Dies sollte dem wahren Ritter aber nicht allzu schwer fallen, da er in treuem Gehorsam an seinen Lehnsherrn und in demütigem Gehorsam an Gott gebunden ist. Aber all die Disziplin ist wertlos, wenn der Ritter kein fähiger Kämpfer ist. Dieser zeichnet sich nun bei Salisbury weniger durch Tapferkeit, Mut und Tüchtigkeit,⁴⁰ als vielmehr durch eine gute Schulung, aus.⁴¹ Dazu gehört zunächst ständiges Training des Körpers durch Sprung und Lauf, damit der Ritter seine Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ständig verbessere, und natürlich das ständige Üben im Umgang mit seinen Waffen.⁴² Damit der Ritter die durch das Training gewonnenen Fähigkeiten nicht wieder leichtfertig aufs Spiel

³⁶ Johann von Salisbury, *Policraticus*, S. 23 und 26.

³⁷ Ebd. S. 18, 21 und 27, und die Kapitel XIV-XVI. Ich verzichte im Folgenden darauf herauszuarbeiten, welche Tugenden und Vorbilder Johann jeweils von welchen Autoren übernommen hat. Gerade Vegetius und Frontinus betonten in ihren Abhandlungen immer wieder den Wert der Disziplin. Siehe dazu auch Gilliver, *Auf dem Weg zum Imperium*, S. 31.

³⁸ Johann von Salisbury, *Policraticus*, S. 37

³⁹ Ebd. Kap. XII.

⁴⁰ Ebd. S. 9 und 29.

⁴¹ Ebd. S. 9.

⁴² Ebd. S. 13f., S. 17 und S. 19. Hier greift Johann von Salisbury zum Beispiel auf Sallust zurück, welcher die Körperübungen des Pompeius beschreibt.

setze und damit er nicht verweichliche, soll er übertriebenen Luxus (Gelage oder weiche Betten) meiden, ein bescheidenes Leben führen und keine Strapazen scheuen.⁴³

So wurden den Rittern indirekt durch die Geistlichen die wichtigsten militärischen Lehren der Antike, wie Disziplin, Gehorsam und gute Schulung, vermittelt; Lehren also, welche die Ritter so weder in den Mythen noch in den Epen und Romanen finden konnten.

Der *Policraticus* enthält somit bereits alle zentralen Aspekte des kirchlich-religiösen Ritterideals. Spätere Autoren haben sie lediglich noch weiter differenziert und mit grösserer Ausführlichkeit behandelt. Allerdings war der *Policraticus* in Latein verfasst und hat allein deshalb kaum ein grösseres ritterliches Publikum erreicht. Aber schon wenig später, im Jahr 1170, schrieb Stephan von Fougières seine Grundideen der kirchlich-religiösen Ritterideals im *Livre des manières* nieder. Im Gegensatz zu Johann von Salisbury verfasste er seine Schrift in der Volkssprache und somit in einer für die Ritter verständlichen Sprache.⁴⁴ Allerdings scheint es unwahrscheinlich, dass viele Ritter dadurch vom kirchlich-religiösen Ritterideal erfahren haben, da wenige lesen konnten und ein Werk dieses Stils kaum ins Repertoire der fahrenden Sänger gehört hat.⁴⁵ Eine wirkliche Verbreitung scheint die kirchlich-religiöse Komponente des Ritterideals vielmehr durch Lieder und Romane gefunden zu haben. Denn zahlreiche Autoren übernahmen dieses Ideal und propagierten es in ihren Liedern. Einer der ersten und sicher der bekannteste war Chrétien de Troyes mit seinem *Perceval* (1181-1190) bzw. mit der Figur des Galahad, welcher ja als Personifizierung des kirchlich-religiösen Ritterideal gelten kann. Konrad führte dann diese Idee in seinem „Rolandslied“ zum Höhepunkt.

Der zweite Aspekt des hochmittelalterlichen Ritterideals ist der romantische, der später seinen schönsten Ausdruck in den Minneliedern finden sollte. Auch die Wurzeln des romantischen Ritterideals reichen bis in die Antike zurück: Neben Ovids *Ars amatoria* war es v.a. Tacitus mit seinem Lob der sexuellen Moral der Germanen, der von einem gewissen Einfluss gewesen sein dürfte. Auch in den germanischen Gesetzbüchern wollen Autoren bereits gewisse Grundideen des romantischen Ritterideals erkennen.⁴⁶ Allerdings hat das Konzept der höfischen Liebe kaum noch etwas mit diesen Wurzeln gemein und kann deshalb als spezifisch mittelalterliche Erfindung gelten. Erste Spuren des romantischen Ritterideals finden sich in der Lyrik der südfranzösischen Troubadoure. Bei der Frage nach dem Ursprung dieser Idee ist man – viel stärker als beim kirchlich-religiösen Ritterideal – auf Vermutungen

⁴³ Ebd. S. 10.

⁴⁴ Inwieweit bzw. ob er überhaupt von Johann von Salisbury beeinflusst ist, ist umstritten. Vgl. dazu Painter, Die Idee des Rittertums, S. 36.

⁴⁵ Painter, French Chivalry, S. 74.

⁴⁶ Painter, French Chivalry, S. 96-104.

angewiesen. Einige glauben, dass die Idee zum romantischen Ritterideal spontan in der geistig ungemein anregenden Umgebung des südfranzösischen Raumes am Ende des 11. Jahrhunderts entstanden ist.⁴⁷ Andere sehen den Ursprung in der arabischen Lyrik des muslimischen Spaniens, wo arabische Schriftsteller um die Jahrtausendwende eine Vorstellung von einer reinen Liebe entwickelten, die nun keineswegs mehr mit der reinen Liebe zu Gott in Verbindung gebracht wurde, sondern sich allein auf die Frauen bezog, wobei diese Liebe ihren reinsten Ausdruck in einer keuschen, d.h. platonischen Beziehung fand. Über die engen kulturellen Kontakte zwischen Spanien und der Provence soll dann diese Vorstellung von der reinen Liebe zu einer kaum erreichbaren Frau den Weg in die Literatur gefunden haben.⁴⁸ Die ganze Minnedichtung wäre demnach auf arabische Wurzeln zurückzuführen. Wieder andere sehen im Aufkommen des romantischen Ritterideals eine implizite Forderung nach Integration in den Adel.⁴⁹ Aber auch eine Entstehung aus der volkstümlichen Kleinkunst oder aus der religiösen Dichtung, besonders aus der Marienlyrik, wird als Erklärungsversuch angeführt.⁵⁰ Die grundlegende Idee, welche die Basis der neuen Art von Lyrik der Troubadoure, als deren erster bekannter Vertreter Herzog Wilhelm IX. von Aquitanien und Graf von Poitiers (1071-1126) gilt, war deren Auffassung von Liebe: Ein Mann ist der bessere Ritter, wenn er liebt, und umgekehrt ist es fraglich, ob der ein wahrer Ritter sei, der keine Frau verehere.

Seine weitere Verbreitung fand das romantische Ritterideal durch die Troubadoure am Hofe Marias von Aquitanien. Der bedeutendste Troubadour war auch hier Chrétien de Troyes, der insbesondere mit seinem *Lancelot* oder *Chevalier de la charette* (1171-1181) und dem *Cligès* (1170-1176) der höfischen Liebe ein Denkmal setzte. Ende des 12. Jahrhunderts waren die Grundlagen des romantischen Ritterideals etabliert: Ein Ritter musste fähig und willig sein, den Wünschen der Frauen nachzukommen, seine (für ihn unerreichbare) Geliebte zu verehren und mit seinem höflichen Auftreten und seiner gepflegten äusseren Erscheinung zu entzücken. So verlieh diese höfische Liebesethik auch einen Hauch von sozialer Exklusivität. Es waren wohl auch die Troubadoure, die aus materiellen Überlegungen heraus den Geiz der Fürsten anprangerten oder deren Grosszügigkeit und Gastfreundschaft lobten und somit dem romantischen Ritterideal weitere Tugenden hinzufügten. Es ist offensichtlich, dass die

⁴⁷ So Jeanroy, *La poésie lyrique des troubadours*, S. 61-100.

⁴⁸ Siehe dazu Barber, *The Knight and Chivalry*, S. 92f.

⁴⁹ Zur These der impliziten Forderung siehe Möller, *The Social Causations of the Courtly Love*. Zur Diskussion über mögliche Wurzeln äussert sich knapp Painter, *French Chivalry*, S. 110f.

⁵⁰ Walz, *Deutsche Literatur des Mittelalter*, S. 59f. hat die geläufigsten Erklärungsansätze zusammengetragen.

grösseren Fürstenhöfe in Frankreich des 12. Jahrhunderts somit eine entscheidende Rolle bei der endgültigen Herausbildung von ritterlich-höfischen Sitten und Ideologien spielten.⁵¹

Das dritte und letzte Bündel von Vorstellungen, was denn einen perfekten, d.h. idealen Ritter ausmachte, stammt aus dem kriegerischen Hintergrund der Panzerreiter selbst. Man spricht in diesem Zusammenhang auch allgemein vom kriegerischen oder feudalen Ritterideal. So scheint eine der wichtigsten Tugenden hierbei die Treue zu sein. Das ist die Loyalität oder allgemeiner die Verlässlichkeit einer Person in Bezug auf ihren Charakter sowie auf die von ihr eingegangenen Bindungen und Verpflichtungen. Dies erhält natürlich besonderes Gewicht in der feudalen Gesellschaft und gilt insbesondere für das Einhalten des Lehnseides und für den Kriegsfall, wenn man seinem Lehnsherrn bewaffnet zur Seite stehen musste. Es ist aber auch die Treue des Herrn gegenüber seinen Leuten, die sich vor allem im Schutz der eigenen Vasallen äussern sollte. Und nicht zuletzt ist die Treue die Voraussetzung für ein festes Minneverhältnis. Eine weitere wichtige kriegerisch-feudale Tugend ist die Standhaftigkeit und die Beständigkeit einer Erscheinung. Dieses Wort hat neben der sozialen und militärischen auch eine religiöse Dimension, da ein Ritter nicht nur in seinen Entscheidungen und in seiner Art, sondern auch in seinem Glauben niemals schwanken soll.

Neben diesen beiden sehr allgemein gehaltenen Tugenden gibt es eine Vielzahl weiterer Tugenden, die sich vor allem auf das Verhalten des Ritters im Krieg beziehen. Dazu gehört zunächst die Tapferkeit, die natürlich eine fundamentale Rittertugend war, ohne die der Ritter kein kompetenter Krieger und somit keine Hilfe für seinen Herrn, kein verlässlicher Partner für seine Mitstreiter und kein Schutz für seine Vasallen war. Die Tapferkeit setzt wiederum den Besitz von zwei natürlichen Qualitäten voraus: Die Kühnheit und den Mut im eigentlichen Sinne, aber auch hinsichtlich der Seelengrösse, was bedeutet, dass sich Ritter voller Zuversicht und Furchtlosigkeit Gefahren nähern sollen, ohne aber etwas zu überstürzen, sondern mit Geduld und Vorsicht.

Die Ursprünge des kriegerisch-feudalen Ritterideals bzw. dieser Rittertugenden liegen demnach in der eigenen Tradition und in der Umgebung dieser (adligen) Kriegerschicht. Es sind dies zeitlose Tugenden, die fähigen Kriegern in allen Zeiten eigen waren, eigen sein mussten. Sie waren in der Vorstellungswelt der Ritter wohl schon tief verankert und wurden nun seit dem 12. Jahrhundert quasi spontan unter mittelalterlichen Bedingungen entwickelt und verbreitet.⁵² Als Medium zur Verbreitung dieser Tugenden gelten selbstredend die Ritterromane aus den drei Stoffkreisen und die Heldenepen.

⁵¹ Vgl. dazu auch Keen, Rittertum, S. 53.

⁵² Möglich ist natürlich auch die spontane Erfindung eines einzelnen Autors. Viel wahrscheinlicher ist aber die Annahme, dass die Vorstellungen um das kriegerisch-feudale Ritterideal Allgemeingut gewesen ist, wobei

Zu diesen kriegerisch-feudalen wie auch zu den romantischen Rittertugenden wurden schon früh auch höfische Tugenden gezählt, die ich an dieser Stelle gesondert betrachten möchte (quasi als viertes Bündel an Rittertugenden), um dann besser mit dem spätmittelalterlichen Ritterideal arbeiten zu können. Das höfische Ritterideal hat sich scheinbar direkt aus dem kriegerisch-feudalen herausentwickelt, wurde aber schnell mit Elementen des romantischen Ritterideals angereichert. Seine Ausformung fällt mit der endgültigen Etablierung des Rittertums als einer höheren (meist adligen) sozialen Schicht, die sich als geschlossene Klasse zu betrachten begann, zusammen; in eine Zeit also, in der die Ritter lernen mussten, sich ihrem Stand gemäss am Hof benehmen zu können.⁵³

Die wichtigsten Tugenden aus dem Bereich des höfischen Lebens sind die Milde, die gelassene und freie Haltung, als das sichtbare Zeugnis einer Verbindung von hoher Geburt und Tugend, die gute Erziehung, sowie die *hövescheit* oder *courtoisie*, wie man das höfische Wesen nannte, also das Wissen um die guten Manieren und das korrekte Verhalten am Hofe. Auch die Freigebigkeit und Grosszügigkeit gehörten in dieses Umfeld und äussern sich wohl am deutlichsten, wenn ein Ritter ein rauschendes Fest gibt, wobei er mit Essen und Trinken aber stets Mass halten sollte. Der Ritter musste also stets bescheiden bleiben, denn erst so konnte seine Sittsamkeit und Ehrbarkeit richtig zum Ausdruck kommen. All diese Tugenden werden von der *mâze* bestimmt, welche das den hohen Werten angemessene Verhalten stiftet. Sie steht für sittliche Mässigung und Beherrschung von Leidenschaft und Affekten sowohl im Krieg wie auch im gesellschaftlichen Leben. Ein Ritter muss also in seinem Tun stets Mass halten können und darf niemals übertreiben.

Um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert entstand also in Frankreich zunächst aus drei verschiedenen Strömungen heraus das hochmittelalterliche Ritterideal. Lediglich bei der Entstehung des kirchlich-religiösen Ritterideals scheint man sich über die dominierende Rolle der Kirche, die als eigentliche Begründerin eines religiösen Ritterideals gelten darf, einig zu sein,⁵⁴ während für die anderen Aspekte des Ritterideals letztendlich unklar bleibt, was genau das auslösende Moment für das Auftreten der einzelnen Rittertugenden, die sich dann schnell einmal zu einem romantischen oder kriegerisch-feudalen Ideal verbanden, gewesen sei.⁵⁵

allerdings die einzelnen Ideen noch sehr verschwommen waren. Es brauchte erst die Troubadoure und Autoren der Ritterspen, um diese Ideen auch ins Bewusstsein der Ritter zu rücken.

⁵³ Dazu Painter, *French Chivalry*, S. 32-38.

⁵⁴ Ausführlicher zunächst Althoff, *Nunc fiant Christi milites*, und Bumke, *Höfische Kultur*, S. 399-413 und S. 446, aber auch Barber, *The Knight and Chivalry*, S. 68.

⁵⁵ Am umfangreichsten und mit den meisten Quellenverweisen ist Bezzola, *Les origines et la formation de la littérature en Occident*. Darüber hinaus befassen sich Painter, *French Chivalry*, Jaeger, *The Origins of Courtliness*, Bumke, *Höfische Kultur*, S. 381-582, und Barber, *The Knight and Chivalry*, S. 67-94, mit der Frage nach den Wurzeln des Ritterideals. Eine abschliessende Studie zu diesem Thema fehlt noch.

Allgemein wird akzeptiert, dass am Anfang des 13. Jahrhunderts das Zusammenwachsen der *milites* mit dem Adel und somit die Umwandlung der Ritter von einer offenen Kriegerklasse ohne rechtlichen Status in einen sozial und rechtlich geschlossenen Stand (weitgehend) abgeschlossen ist.⁵⁶ Deshalb scheint es evident, dass die Ausformung des Ritterideals mit diesem politischen, sozialen und wirtschaftlichen Prozess Hand in Hand ging und dass am Aufbau dieses hochmittelalterlichen Ritterideals die Kirche, weltliche Dichter, die Ritter selbst wie auch antike und germanische Vorbilder in einem kaum noch nachvollziehbaren, aber raffinierten Zusammenspiel mitgewirkt haben.

Dieser kurze historische Abriss über die Entwicklung des Ritterideals zeigt nun deutlich, dass es im Hochmittelalter kein explizit formuliertes Ritterideal gegeben hat, welches all die von verschiedenster Seite propagierten Tugenden in sich vereinigte. All die Epen, Romane und Gedichte jener Zeit schreiben dem Ritter jeweils nur einige wenige (sich zum Teil ausschliessende)⁵⁷ Tugenden zu, die erst später zu einem „ritterlichen Tugendsystem“ zusammenflossen: Das hochmittelalterliche Ritterideal ist das abstrakte Produkt der Arbeit von Literaturwissenschaftlern und Philologen, die es aus den verfügbaren literarischen Quellen herausdestilliert haben.⁵⁸ Dieses, wenn man so will, „künstliche Produkt“ eines hochmittelalterlichen Ritterideals, kann seinerseits wieder in einzelne Aspekte (religiös, kriegerisch, höfisch und romantisch) unterteilt werden. Dies verschafft eine bessere Übersicht, ist aber durchaus auch in seiner Entstehungsgeschichte vorgegeben.

1.3. Die Verbreitung des hochmittelalterlichen Ritterideals

Eine interessante Frage ist nun, ob dieses Ritterideal, wie es im französischen Sprachraum entwickelt wurde, auch Gültigkeit für das deutschsprachige Gebiet und England besitzt. Man könnte in diesem Fall von einer europäischen Ritterschaft sprechen, was die Auswertung der Quellen, in denen Ritter aus ganz Europa vorkommen, vereinfacht. Um diese Frage – zunächst am Beispiel von Deutschland – beantworten zu können, empfiehlt sich ein

⁵⁶ Wie genau dieser Prozess in den jeweiligen europäischen Gebieten ablief, ist nach wie vor nicht gänzlich geklärt. Eine schöne Übersicht über die verschiedenen Erklärungsansätze und deren jeweilige Kritik bietet Hunt, *Emergence of the Knight in France and England 1000-1200*. Dazu auch Fleckenstein, *Über den engeren und weiteren Begriff von Ritter und Rittertum*.

⁵⁷ Siehe dazu Painter, *French Chivalry*, S. 149-177.

⁵⁸ Das Abstrahieren des ritterlichen Tugendsystems ist Aufgabe der Literaturwissenschaftler, Philologen und Moralphilosophen. Dies dürfte wohl der Hauptgrund sein, weshalb sich auffallend wenige Historiker wirklich ausführlich mit dem Ritterideal und v.a. seinem Inhalt beschäftigen. Ausnahmen bilden hierbei Georges Duby, H.G. Reuter, Johannes Jöhrendt und Josef Fleckenstein.

zweistufiges Vorgehen. Zunächst muss der kulturelle, insbesondere der literarische Austausch zwischen beiden Ländern betrachtet werden.⁵⁹

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts tritt erstmals auch im deutschen Sprachraum mit der mittelhochdeutschen höfischen Dichtung die volkssprachliche Literatur neben die (meist) lateinische Literatur der Kleriker. Die höfische Dichtung wird weitgehend aus Frankreich, unter dessen kulturellem Einfluss Deutschland steht, übernommen.⁶⁰ Die Rezeptionswege führten zum einen von Lothringen an den Mittel- und Oberrhein und zum andern von der Picardie über Flandern, Brabant und den Hennegau zum Niederrhein.⁶¹ Seit etwa 1170 beginnt in Deutschland nun zunächst am Rhein und in Thüringen die Rezeption und Adaption der Minnelieder und der höfischen Romane.⁶² Den Beginn markiert die Übersetzung des Alexanderromans durch den Pfaffen Lamprecht (um 1150) und die Bearbeitung des „Chanson de Roland“ durch den Pfaffen Konrad (um 1170).⁶³ Die eigentliche Schlüsselstellung im Entstehensprozess der höfischen Epik im deutschen Sprachraum – indem nun höfische Elemente in den Mittelpunkt der Erzählung rücken – nimmt die „Eneide“ des Heinrich von Veldeke ein.⁶⁴ Sein Aeneasroman hat eine um 1155 im Kreise des anglonormannischen Königshofes entstandene Adaption von Vergils Aeneis, den anonymen „Roman d’Eneas“, zur Vorlage. Epochemachend wirkt schliesslich die Adaption des französischen Artusromans Hartmanns von Aue (1180/85). Hartmann begründet somit die Artusepik in Deutschland, also die grossen Verserzählungen und Prosaromane, die ihren Stoff aus der Fabelwelt von König Artus und seiner Ritter der Tafelrunde entlehnen.⁶⁵

Die vergleichenden Studien zur Literatur in Deutschland und Frankreich sprechen eine deutliche Sprache. Denn sie zeigen eindeutig, dass der kulturelle bzw. der literarische

⁵⁹ Eine gute Übersicht über den literarischen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland bietet Bumke, Die romanisch-deutschen Literaturbeziehungen im Mittelalter. Nützlich sind auch seine Hinweise auf Einzelstudien zu diesem Themenkomplex auf S. 66-68.

⁶⁰ Zu Intensität und Art dieses Einflusses siehe Weddige, Germanistische Mediävistik, S. 190-195, Bumke, Romanisch-deutsche Literaturbeziehung, S. 12f., und Fleckenstein, Barbarossa und das Rittertum. Sehr schön wird hier die hohe Anziehungskraft, welche die französischen Hochschulen und Höfe auf Deutschland ausübten, beschrieben und gezeigt, wie sprachgeschichtliche Vorgänge auch für sozialgeschichtliche stehen können: So wurden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts 300, im 13. Jahrhundert 700 und im 14. gar 2000 Wörter aus dem Französischen entliehen. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung dürften zudem die territoriale Verflechtung und v.a. die verwandtschaftlichen Verbindungen zwischen den beiden Kulturräumen gewesen sein. Siehe dazu Bumke, Höfische Kultur, S. 83-136.

⁶¹ Ausführlicher zu den Rezeptionswegen Barber, The Knight and Chivalry, S. 95-102.

⁶² Der Landgraf Hermann I. von Thüringen war einer der ersten und grössten Förderer der deutschen Dichter. Er ermöglichte Heinrich von Veldeke den Abschluss seiner „Eneide“ und besorgte Hartmann von Aue und Herbot von Fritzlar die französische Vorlage für ihre Epen bzw. Romane. Siehe, Weddige, Germanistische Mediävistik, S. 193.

⁶³ Vergleichende Betrachtung des Rolandsliedes bei Bieling, Das deutsche Rolandeslied im Spiegel des französischen Rolandsliedes, und zum Alexanderroman siehe Mortimer, Knights and Knighthood in Germany, S. 87, oder allgemein Ruh, Höfische Epik des Mittelalters, S. 33-42.

⁶⁴ Siehe dazu Weddige, germanistische Mediävistik, S. 193f., und Baumgartner, Littérature française, S. 21f.

⁶⁵ Siehe dazu Habach, Franzosentum und Deutschtum in höfischer Dichtung des Stauferzeitalters.

Austausch zwischen Frankreich und Deutschland durchwegs einseitig war und alle literarischen Formen, die während der höfischen Zeit in Deutschland tonangebend waren, in Frankreich entwickelt und von Deutschland übernommen wurden: „Deutschland war der nehmende, die Romania der gebende Teil.“⁶⁶

Nun soll in einem zweiten Schritt geprüft werden, ob sich das hochmittelalterliche Ritterideal während des Transfers von Frankreich nach Deutschland verändert hat. Allgemein kann man davon ausgehen, dass das Verhältnis der deutschen Dichtung bzw. Literatur zum französischen Vorbild „prinzipiell nicht im Sinne eines Gegensatzes, sondern einer gewollten Gleichartigkeit zu sehen [ist]“⁶⁷. Diese Abhängigkeit im Bereich des Stofflichen darf nach mittelalterlichen Massstäben nicht als Mangel an Originalität, sondern als tiefer Respekt vor der Autorität alles Schriftlichen verstanden werden.⁶⁸ Zur Überprüfung, ob nun das Ritterideal in Deutschland dem französischen Vorbild entspricht, können Arbeiten der Literaturwissenschaftler und Philologen herangezogen werden, die aus der „höfischen Dichtung“ im deutschsprachigen Raum das hochmittelalterliche Ritterideal zu rekonstruieren suchten.

Die Rolle des eigentlichen Pioniers eines wissenschaftlich-methodischen Arbeitens mit dem Ritterideal in Deutschland kommt Gustav Ehrismann zu, der mit seiner richtungsweisenden Studie „Die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystem“, die 1919 erschien, die Basis für alle weitere Forschung gelegt hat. Zahlreiche Wissenschaftler trugen hierauf einzelne Tugenden wie die *mâze* oder *hövescheit* aus den verschiedenen Werken der höfischen Dichtung zusammen,⁶⁹ destillierten einen eigentlichen Tugendkatalog und somit ein mögliches Wertesystem aus einzelnen Werken heraus,⁷⁰ und arbeiteten gerade in jüngerer Zeit auch vermehrt mit international vergleichenden Ansätzen.⁷¹ Schliesslich wurden die Ergebnisse zu einem ritterlichen Tugendsystem zusammengetragen, welches immer wieder aktualisiert wurde.⁷² Zuletzt wurde es als ethischer und theoretischer Überbau in die Beschreibung der gesamten ritterlich-höfischen Gesellschaft integriert.⁷³

⁶⁶ Bumke, *Romansich-deutsche Literaturbeziehungen*, S. 5.

⁶⁷ Bumke, *Romansich-deutsche Literaturbeziehungen*, S.19.

⁶⁸ Weddige, *Germanistische Mediävistik*, S. 191.

⁶⁹ Eichler, *Studien über die Mâze, oder Schrader, Studien über das Wort „höfisch“ in der mittelhochdeutschen Dichtung*.

⁷⁰ Cramer, „Saelde“ und „êre“ in Hartmanns Iwein, Emmel, *Das Verhältnis von êre und triuwe im Nibelungenlied, Karl, Minne und Ritterethik bei Wolfram von Eschenbach, Keferstein, Parzivals ethischer Weg*.

⁷¹ Dirscherl, *Ritterliche Ideale*.

⁷² Eifler, *Ritterliches Tugendsystem, hat die Studien zum ritterlichen Tugendsystem, die bis 1960 erschienen sind, zusammengetragen*.

⁷³ Zuerst Naumann, *Deutsche Kultur im Zeitalter des Rittertums*. Später Bumke, *Höfische Kultur, und Paravicini, Ritterlich-höfische Kultur*.

Die Auswertung all dieser Arbeiten zeigt letztendlich deutlich, dass es kein spezifisches hochmittelalterliches Ritterideal in Deutschland gegeben hat, sondern dass wir hier eine „eins-zu-eins“ Adaption aus Frankreich vorliegen haben.⁷⁴

Das gleiche gilt auch für England, wie ein Blick auf einige Monographien zeigt, die das Ritterideal in England zum Thema haben.⁷⁵ Das in diesen Werken präsentierte Ritterideal deckt sich auch hier mit dem französischen Vorbild.

1.4. Zusammenfassung

Das hochmittelalterliche Ritterideal entwickelte sich in Deutschland und England nach dem französischen Vorbild, und man kann in diesem geographischen Raum von einem einheitlichen hochmittelalterlichen Ritterideal und somit einer im Kern einheitlichen Ritterkultur ausgehen.⁷⁶ Das Ritterideal präsentiert sich allerdings als ein in sich äusserst heterogenes Konglomerat verschiedener Wertvorstellungen, denn es wurde aus den verschiedensten Quellen gespiesen und war mannigfachen Einflüssen ausgesetzt. Es ist ein Gemisch aus traditioneller Herrenethik, aus spezifisch christlichen Forderungen an den Adel und an den Krieger, aus rein äusserlichen Attributen und aus allgemeinen Tugenden, die sich dem System der Kardinaltugenden zuordnen liessen.⁷⁷ Zwecks einer besseren Übersicht lässt sich festhalten, dass sich das Ritterideal aus äusseren Attributen und aus einem fein ausgearbeiteten Tugendkatalog zusammensetzt, wobei zwischen religiösen, romantischen, kriegerischen und höfischen Rittertugenden unterschieden werden kann.

Das Ritterideal bzw. das ritterliche Tugendsystem, wie es die Literaturwissenschaftler und Philologen zusammengetragen haben, wird aus drei Wertgebieten gebildet, nach denen sich

⁷⁴ Bumke weist auf Unterschiede hin, die aber nicht das Inhaltliche, sondern lediglich den Stil betreffen. Dieser war vor allem didaktischer Natur, da nicht auf eine wirklich gelebte höfische Umgebung verwiesen werden konnte, sondern die deutschen Dichter ihrem Publikum ein fertiges Idealbild vorhielten. Zudem sei den deutschen Dichtern eine kritischere Distanz zum propagierten Ideal eigen gewesen, wobei Bumke selber betont, dass dies kaum für das Publikum bzw. die höfische Gesellschaft gegolten habe. Bumke, *Romanisch-deutsche Literaturbeziehung*, S. 20f.

⁷⁵ Lippmann, *Das ritterliche Persönlichkeitsideal in der mittellenglischen Literatur*, Mathew, *Ideals of Knighthood in Late-14th-Century*, McFarlane, *The Nobility of Later Medieval England*, Sandberger, *Studien über das Rittertum in England*, und Gillingham, *1066 and the Introduction of Chivalry into England*.

⁷⁶ Keen, *Rittertum*, S. 60-64, geht auch für Spanien und Italien von einer Konzeption des Rittertums aus, die sich nicht gross von jener in Frankreich unterscheidet.

⁷⁷ Auf die Wurzeln des Ritterideals in der griechischen und römischen Antike (insbesondere bei Ciceros „*De officiis*“) hat als erster Gustav Ehrismann hingewiesen. Siehe dazu Ehrismann, *Die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems*. Ihm folgte Naumann, *Deutsche Kultur im Zeitalter des Rittertums*, und ders., *Das Tugendsystem*. Schwere Kritik bei Curtius, *Das „ritterliche Tugendsystem“*. Ein Versuch, diese Kritik zu widerlegen, bei Neumann, *Der Streit um das „ritterliche Tugendsystem“*. So ist auch noch heute nicht ganz unumstritten, ob das Ritterideal seine Werte wirklich der Antike bzw. ihrer Rezeption im Hochmittelalter verdankt.

jeder wahre Ritter richten musste.⁷⁸ An unterster Stelle steht das *varnde guot*, das sind die irdischen Güter wie Reichtum, Macht, Kraft, Gesundheit und Schönheit. Sie sind notwendig zur Freude, aber sie sind so zu gebrauchen, dass sie die beiden anderen, höheren Wertgebiete nicht schädigen. Das heisst konkret, dass ein Ritter seine Vermögensverhältnisse nicht zu offensichtlich zur Schau tragen soll und eine gewisse Bescheidenheit an den Tag zu legen hat.

Das zweite Wertgebiet ist die *weltliche êre*. Sie ist ein eigentlicher „Ehrenkodex“ und enthält die Tugenden, nach welchen sich der Ritter richten soll. Die *weltliche êre* umfasst also einen gesamten Tugendkatalog und bildet den Kern des Ritterideals. Diese höfische Morallehre hat es allerdings, wie gezeigt, in einer allgemein anerkannten, widerspruchsfreien Form nie gegeben. Die wichtigsten Aspekte kommen aber in der höfischen Dichtung immer wieder vor und können somit Allgemeingültigkeit beanspruchen. Denn schon in einer frühen Phase lässt sich beobachten, dass die Dichter bestimmte Eigenschaften miteinander verbinden, die sie offenbar als die klassischen Tugenden eines vollkommenen Ritters ansehen und die im Laufe der Zeit weitgehend unverändertes Merkmal ritterlicher Würde bleiben. Zwecks besserer Übersicht lassen sich die verschiedenen Tugenden in vier Gruppen unterteilen: die religiösen, die romantischen, die kriegerischen und die höfischen Rittertugenden.

Eine der wichtigsten Tugenden scheint die *triuwe* mit all den darin enthaltenen semantischen Aspekten zu sein. Eine weitere bedeutende Tugend ist die *staete*, die Standhaftigkeit und die Beständigkeit einer Person. Dieses Wort hat neben der sozialen und militärischen auch eine religiöse Dimension, da ein Ritter nicht nur in seinen Entscheidungen und in seiner Art, sondern auch in seinem Glauben niemals wanken soll. Die *staete* bedeutet demnach neben der Festigkeit der eigenen Person und der Beharrlichkeit auch das besonnene und bereitwillige Sicheinordnen in die göttliche Weltordnung.

Neben diesen beiden sehr allgemein gehaltenen Tugenden gibt es eine Vielzahl weiterer Tugenden, die ein Ritter besitzen sollte. Zu den Tugenden, welche sich vor allem auf das Verhalten des Ritters im Krieg beziehen, also zum kriegerisch-feudalen Aspekt des Ritterideals gehören, zählt zunächst die Tapferkeit (*manhaft*). Diese setzt wiederum den Besitz von zwei natürlichen Qualitäten voraus: Die *vrävel*, das ist die Kühnheit, und den *muot*, also Mut, aber auch die Seelengrösse, in der Hinsicht, als dass sich Ritter voller

⁷⁸ Viele Autoren verwenden als synonyme Ausdrücke für das ritterliche Tugendsystem die Begriffe ‚höfische Morallehre‘ oder ‚Ritterethos‘. Der Ausdruck ‚ritterliches Tugendsystem‘ geht aber auf Gustav Ehrismann zurück, der diesen Begriff überhaupt erst geprägt hat; er hat sich seither gerade in der Geschichtswissenschaft eingebürgert, so dass ich im Folgenden vor allem den Begriff ‚ritterliches Tugendsystem‘ verwenden werde.

Zuversicht und Furchtlosigkeit Gefahren nähern sollten, ohne aber etwas zu überstürzen, sondern mit Geduld und Vorsicht.

Zu den religiösen Rittertugenden gehört die Demut des Ritters zunächst gegenüber Gott, seinem Herrn. Die Demut gegenüber seinen Mitmenschen äussert sich in Form von Mitleid und Barmherzigkeit. Sie wird konkret durch die Schonung der Feinde, durch Spenden an die Bedürftigen und Notleidenden und durch den Schutz von Witwen und Waisen umgesetzt. Seine wahre *frümekeit* (Frömmigkeit) beweist der Ritter durch Gottvertrauen und Gottesverehrung. Diese werden durch das Meiden von Lastern und Sünden, durch regelmässigen Gottesdienstbesuch, durch Schenkungen an die Kirche und durch die Teilnahme an Kreuzzügen bewiesen. Zu den religiösen Tugenden gehört auch, dass der Ritter stets der *gewaere*, der Wahrheit, verpflichtet sein sollte, sein Wort hält und sich für *reht* einsetzt.

Der romantische Aspekt des Ritterideals ist im Wort *minne* enthalten. Die *minne* ist im Bezug auf das Ritterideal insofern wichtig, als dass sie das eigentliche Reizmittel, d.h. die Motivation zur Galanterie (*hövescheit*) ist. Und wo die *minne* im Mittelpunkt der *hövescheit* steht, da ist sie die Quelle aller anderen Tugenden und somit erste und letzte Motivation zur Veredelung des Charakters und der Sitten des *minnenden* Ritters.

Die wichtigsten Tugenden aus dem Bereich des höfischen Lebens sind die *milte*, die gelassene und freie Haltung, als das sichtbare Zeugnis einer Verbindung von hoher Geburt und Tugend, und die *zuht*. Die *zuht* ist die Erziehung zum höfischen Ritter, d.h. die Erziehung zum schönen Gebaren, zum guten Ton, zur höflichen Rede, zur Moral und Hofsitte oder ganz allgemein zu einem höfischen Benehmen. Das daraus resultierende höfische Wesen ist die *hövescheit*, die neben dieser guten Erziehung und der Bildung das bewusste Sichabheben von der *dörperie*, der bäurischen Tölpelei, bedeutet. Auch die Freigebigkeit und Grosszügigkeit gehören in dieses Umfeld und äussern sich, wenn ein Ritter ein rauschendes Fest gibt. Bei solchen Anlässen ist jeweils die *fröude* wichtig. Sie ist die Lebensfreude und die vergnügte Stimmung, die das Lebenselixier des gesellschaftlichen Treibens am Hof ist. Sie ist geradezu Pflicht jedes Teilnehmers an Spiel, Fest und Tanz, denn Traurigkeit wäre der Tod jedes gesellschaftlichen Lebens.

Durch das Ausüben all dieser kriegerischen, höfischen und religiösen Tugenden erreicht der Ritter schliesslich die *êre*.⁷⁹ Sie entspricht der Würde, dem Ansehen oder einfach der Ehre, also Begriffen, durch die der Wert eines Ritters in einer Gesellschaft bestimmt wird, die sehr hohe Erwartungen an das ritterliche Individuum setzt. Das Einhalten aller Tugenden ist

⁷⁹ Zur Bedeutungsgeschichte der Wörter *êre* und *tugent* siehe Maurer, Tugend und Ehre.

letztendlich Mittel, diese *êre* zu erlangen, wodurch die *êre* zum Gesamtbegriff für alle kriegerischen, höfischen, romantischen und religiösen Tugenden wird. Die *êre* ist also der Kern der weltlichen Sittlichkeit des Rittertums und höchstes Ziel jedes einzelnen Ritters.

All diese Tugenden, sei es aus dem religiösen, kriegerischen oder höfischen Bereich, sind durch die *mâze* geregelt. Sie bedeutet, dass der Ritter in allem, was er tut, Mass halten soll und seine Leidenschaft und Zügellosigkeit durch Selbstbeherrschung zu dämpfen hat.

Über allem, dem *varnden guot* wie der *weltlichen êre*, steht als drittes Wertgebiet *gotes hulde*. *Gotes hulde*, das heisst die Gnade Gottes. Sie äussert sich in der Erkenntnis des Ritters, dass alle glücklichen Umstände seines Lebens, all sein Besitz wie auch seine persönliche Tüchtigkeit letztendlich allein vom Willen und der Güte des allmächtigen Gottes abhängig sind. Der ideale Ritter hat demnach erkannt, dass er alles, was er erreicht hat, Gott zu verdanken hat.

2. Ausformung des spätmittelalterlichen Ritterideals

2.1. Methodische Probleme im Zusammenhang mit dem hochmittelalterlichen Ritterideal

Im Begriff ‚Ritterideal‘ sind demnach all diese Bedeutungen enthalten, wie ich sie eben aus den verschiedenen Werken der Sekundärliteratur zusammengetragen habe. Dieses Ritterideal, das Gültigkeit für den deutschen, den französischen und englischen Sprachraum besitzt, bietet aber, wenn man es mit der Kriegsrealität des 14. Jahrhunderts in Bezug setzen will, zwei Probleme, die nicht einfach zu überwinden sind. Wie deutlich geworden ist, existiert ja kein explizit formuliertes Ritterideal, und die angebliche Ordnung des ritterlichen Tugendsystems scheint erst in Nachhinein von der modernen Forschung konstruiert worden zu sein, was ein wissenschaftliches Arbeiten mit einem hochmittelalterlichen Ritterideal verunmöglicht.

Darüber hinaus scheint das hochmittelalterliche Ritterideal – wie ja die gewählte Bezeichnung schon impliziert – lediglich für das Hochmittelalter Gültigkeit zu besitzen. Das Ritterideal, wie es sich im Denken der Ritter und geistigen Elite des Spätmittelalters findet, unterscheidet sich nämlich in wesentlichen Aspekten von jenem des Hochmittelalters. Zahlreiches aus den Ideen des hochmittelalterlichen Ritterideals, quasi ein fester Kern, ist ins Spätmittelalter tradiert worden. Anderes wurde aber mit der Zeit zurückgedrängt und schliesslich gänzlich abgestossen, während wiederum Neues hinzukam. So verlieren zum Beispiel der Frauendienst und die Minne schnell einmal an Bedeutung, während militärische Aspekte immer stärker in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken.

Da sich die Sekundärliteratur zum Ritterideal allein auf das Hochmittelalter beschränkt, ist es für das weitere Vorgehen unabdingbar, zunächst einmal ein Ritterideal für das Spätmittelalter zu rekonstruieren. Dabei möchte ich nun aber bewusst auf literarische Werke wie der Dichtung aus der höfischen Sphäre, Heldenepen und -romane sowie auf amtlich-kirchliche Abhandlungen verzichten. Ihnen haftet zu stark der Charakter der „Weltflucht-Literatur“⁸⁰ bzw. das Bedürfnis an, geistliche Prioritäten zu Maximen zu erheben. Es bieten sich aber für das 14. Jahrhundert Werke an, welche zu einer eigentlichen Quellengruppe zusammenfasst werden können und die wie dazu geschaffen sind, als Ausgangspunkt für eine Rekonstruktion des spätmittelalterlichen Ritterideals zu dienen.⁸¹ Es sind dies die zahlreich überlieferten theoretischen Abhandlungen über das Ritterwesen. Ich möchte diese Werke, die im angelsächsischen Raum als *vernacular manuals* bezeichnet werden, im folgenden Ritterspiegel nennen. Denn wie die Fürstenspiegel besitzen auch die Ritterspiegel einen erzieherischen Charakter, indem sie den Rittern idealisierte Figuren als Vorbilder präsentieren, so dass es auch nicht verwundert, dass zwischen den Fürstenspiegeln und den Ritterspiegeln zahlreiche inhaltliche Parallelen existieren.⁸² Schon allein um die Ritterspiegel gegenüber anderen Quellen abzugrenzen, gilt es, eine Definition zu finden, die genügend distinktive Merkmale gegenüber anderen Quellen bietet. Damit entsteht auch gleich ein klares Bild davon, was „Ritterspiegel“ überhaupt sind.

Grundlegendes Merkmal der Ritterspiegel ist zunächst die Sprache: Ritterspiegel müssen in der Volkssprache (Französisch, Deutsch, Englisch, Katalanisch usw.) geschrieben sein, damit die Ritter, an die sich die Verfasser wenden, sie auch verstehen. Darüber hinaus sind Ritterspiegel durch ihren pädagogischen bzw. androgogischen Charakter gekennzeichnet, insofern sich alle Verfasser von Ritterspiegeln zum Ziel gesetzt hatten, die Ritter zu ‚erziehen‘, sie also in ritterlicher Lebensführung und ritterlichen Werten zu unterweisen – ein Anliegen, das sie oftmals explizit formulierten. Und um diesem Anliegen auch best möglich Rechnung tragen zu können, achten diese Autoren sorgfältig auf die Wahl von Form und Stoff. Die Ritterspiegel sind in ihrem Aufbau niemals kompliziert und zeichnen sich durch ihre einfache, d.h. bildhafte und eingängige Sprache aus. So werden keine abstrakten Forderungen erhoben, ohne diese mit nachvollziehbaren Beispielen zu exemplifizieren oder gleichsam mit ‚Gebrauchsanweisungen‘ zu versehen. Als Stoff behandeln Ritterspiegel stets

⁸⁰ Keen, *Rittertum*, S. 10.

⁸¹ Vgl. zu dieser Quellengruppe Kaeuper, Charny, S. 23-28, und Keen, *Rittertum*, S. 15-24.

⁸² Allerdings daraus zu schliessen, dass das Ritterideal dadurch entstand, dass Fürstenspiegel, die sich zunächst nur an Könige richteten, später einfach auf Ritter übertragen worden sind, wäre eine Vereinfachung, die dem Gegenstand nur schadet. Bumke, *Höfische Kultur*, S. 382-403, impliziert diese Ansicht.

die Rittertugenden.⁸³ Zudem wird genau darauf geachtet, dass der Bezug zur Welt der Ritter immer gegeben ist: Ständig werden Bezüge zum Alltagsleben und den typischen Aufgaben der Ritter gemacht. Wenn Beispiele aus der Literatur herangezogen werden, stammen diese aus Werken und Stoffkreisen, die den Rittern bekannt sind.⁸⁴ Schon deshalb sind die Ritterspiegel praktischer orientiert als die literarischen und amtlich-kirchlichen Werke des Hochmittelalters, die stark in einer mythischen Sphäre verhaftet bleiben.

Die Ritterspiegel sind bewusste Auseinandersetzungen mit dem Rittertum und seinen Idealen und enthalten sehr konkrete Anweisungen, was die Pflichten, Fähigkeiten und Tugenden eines idealen Ritters betrifft. Ich habe deshalb als Grundlage für die Rekonstruktion des spätmittelalterlichen Ritterideals mehrere dieser Ritterspiegel beigezogen. Dabei habe ich versucht, Abhandlungen von Verfassern auszuwählen, die aus unterschiedlichen sozialen Verhältnissen stammten, die verschiedene politische und moralische Anliegen hatten und die mit ihren Werken gar unterschiedliche Ziele verfolgten. Ausserdem ging es mir darum, mit den ausgesuchten Werken den gesamten untersuchten Zeitraum (14. Jahrhundert) abzudecken. Somit können die Aussagen über das Ritterideal breit abgestützt werden.

2.2. Einige Quellenkritische Überlegungen zu den „Ritterspiegeln“

2.2.1. Literarische Tradition

Ritterspiegel unterliegen einer eigenen literarischen Tradition, die sich von ihren (allerdings noch recht schemenhaften) Anfängen über eine eigentliche Blütezeit im 14. Jahrhundert bis hin zu den letzten Werken aus dem 15. Jahrhundert verfolgen lässt. Die wenigen Autoren, die sich mit einzelnen Werken dieser Quellengattung befasst haben, wenden sich diesem Aspekt allerdings selten und wenn, dann nur höchst oberflächlich zu.⁸⁵ So vertritt Bumke die Meinung, Ritterspiegel seien letztendlich dadurch entstanden, dass Fürstenspiegel auf Ritter übertragen worden seien.⁸⁶ Damit reichte die Tradition der Ritterspiegel bis auf die ersten Fürstenspiegel zurück. Bei dieser Betrachtung gehen allerdings die spezifischen Merkmale der Ritterspiegel verloren, und die enge Fokussierung auf die Fürstenspiegel verschliesst den Blick auf weitere Quellen, die einen Einfluss auf die Entstehung des Ritterideals oder direkt auf die der Ritterspiegel hatten. Dazu bildet die Ansicht von Kaeuper und Keen einen eigentlichen Kontrapunkt. Für sie ist der erste Ritterspiegel die von einem anonymen

⁸³ Und gerade weil dies so offensichtlich scheint, ist das ein stark distinktives Merkmal gegenüber anderen ähnlichen Quellen und somit eines der wichtigsten Kriterien.

⁸⁴ Zur typischen Ritterliteratur siehe das Kapitel „Einfluss der zeitgenössischen Literatur“.

⁸⁵ Mit der Tradition befassen sich kurz Bumke, *Höfische Kultur*, S. 382-450, Kaeuper, Charny, S. 23-28, und Keen, *Rittertum*, S. 15-24.

⁸⁶ Bumke, *Höfische Kultur*, S. 383.

Geistlichen um 1250 verfasste *Ordene de chevalerie*. Sie umgehen somit die Frage, an welchen Vorbildern sich dieses Werk orientiert habe oder was denn der Anlass für dessen Entstehung gewesen sei. Zudem stellt sich die Frage, ob man die *Ordene de chevalerie* als eigentlichen Ritterspiegel nach der oben aufgeführten Definition bezeichnen kann, denn sie beschränkt sich hauptsächlich auf die Zeremonie, wie ein Ritter gemacht wird, und die darin enthaltene Symbolik. Wie das Kapitel über die Entstehung des Ritterideals gezeigt hat, besitzt dieses zahlreiche, sehr unterschiedliche Wurzeln, die sich zum Teil bis in die Antike zurückverfolgen lassen. Erste systematische Auflistungen einzelner Tugenden, die speziell den Rittern zugeschrieben werden, finden sich bei Bonizo von Sutri und Johannes von Salisbury.⁸⁷ Allerdings sind diese Werke noch auf Latein verfasst, behandeln lediglich kirchliche Aspekte und sind schon allein deshalb ohne jede Verbindung zur Welt der Ritter. Die ersten volkssprachlichen Abhandlungen darüber, wie denn ein Ritter zu sein hat, sind der *Livre de Manières* von Stephan von Fougières (um 1170) und die bereits erwähnte *Ordene de chevalerie*. Da beide Werke von Geistlichen verfasst worden sind, behandeln sie allerdings nur einen kleinen, nämlich den kirchlich-religiösen Aspekt der Rittertugenden.⁸⁸ Zudem scheint die gewählte Form – beide wurden in Versform verfasst – nicht gerade dazu geeignet, einem grösseren Publikum erzieherische Anliegen näher zu bringen. Das erste Werk aus dieser langen und verschlungenen literarischen Tradition, das alle Definitionskriterien eines Ritterspiegels erfüllt, ist zweifelsohne der *Libre del ordre de cavayleria* von Ramon Lull aus dem Jahr 1275. Hinzu kommt, dass der *Libre del ordre* eine weite Verbreitung gefunden hat und von grosser Wirkung auf zahlreiche der folgenden Ritterspiegel gewesen ist. Allein deshalb muss jede Betrachtung des spätmittelalterlichen Ritterideals mit diesem Werk beginnen. Das 14. Jahrhundert sah dann eine ganze Reihe von Ritterspiegeln, welche von den unterschiedlichsten Autoren stammen. Die letzten Ritterspiegel stammen aus dem frühen 15. Jahrhundert, richten sich in ihrer Machart aber nach den Vorbildern des 14. Jahrhunderts und enthalten keine neuen Aspekte mehr.⁸⁹

2.2.2. Einfluss der zeitgenössischen Literatur

Die Ritterspiegel erheben alle den Anspruch, eine praktische Anleitung für Ritter zu sein. Sie geben deshalb neben konkreten Instruktionen, wie sich ein Ritter im zivilen wie auch im militärischen Leben zu verhalten habe, vor allem ethische und moralische Vorschriften, was ritterliche Werte betrifft. So gross dabei die eigene Erfahrung der Verfasser solcher

⁸⁷ Bonizo von Sutri, *Liber de vita christiana*, S. 248, und Johann von Salisbury, *Policraticus*. Vgl. dazu auch Bumke, *Höfische Kultur*, S. 401f.

⁸⁸ Wobei in der *Ordene* bereits Aspekte aus dem höfischen Ritterideal einfließen

⁸⁹ Zum Beispiel von Alain Chartier oder von Michaut Taillevent.

Handbücher auch sein mag, ist neben dem Einfluss der hochmittelalterlichen Vorstellung vom Ritterideal der Einfluss der zeitgenössischen Romanliteratur und Heldendichtung wie auch der Kirche allgegenwärtig. Es ist deshalb unumgänglich, kurz die populärsten Themen der Literatur des 14. Jahrhunderts vorzustellen, welche einen so spürbaren Einfluss auf die Verfasser der Ritterhandbücher hatten.

In der französischen Literatur des Spätmittelalters unterscheidet man gemeinhin zwischen drei Stoffkreisen.⁹⁰ Der erste dieser Stoffkreise ist der französische, der von Karl dem Grossen handelt, von seinen Kriegen gegen die Heiden und den Revolten und Racheakten des karolingischen Adels. Diese Karlsepik steht mit der idealisierenden Überhöhung der Protagonisten, die nichts mehr mit den historischen Vorbildern gemein haben, deutlich in der Tradition der Heldenepik. Die Geschichten von Karl dem Grossen und seinen Vasallen übten bis ins späte Mittelalter einen mächtigen Einfluss auf die Ritterschaft aus.⁹¹ Vor allem das Heldenepos, der *Chanson de geste* fusst auf diesen Begebenheiten.

Das neu erwachte Interesse an Geschichten aus dem klassischen Altertum fand seinen Ausdruck neben einer regen Übersetzungstätigkeit, die sich seit dem 14. Jahrhundert deutlich beobachten lässt,⁹² auch in den Erzählungen des römischen Stoffkreises. Hier wurden nun die eigenen zeitgenössischen und ritterlichen Werte nicht nur in eine andere Zeit übertragen, wie dies in der Karlsepik geschah, sondern auch noch auf ferne Länder und Kulturen. So wurden Hektor, Aeneas, Alexander oder Cäsar zu Kultfiguren einer rätselhaft überhöhten Welt, die vor allem in Romanen Entfaltung fand.

Die zentrale Figur des dritten, des bretonischen Stoffkreises, welcher auf keltischem Erzählgut beruht, ist Artus. Der Einfluss, den die Ritter der Tafelrunde, ihre Abenteuer, ihre Suche nach dem Heiligen Gral, aber auch ihrer Liebesaffären auf das mittelalterliche Rittertum ausübten, ist nur schwer abzuschätzen. Während aber im Hochmittelalter nur wenige daran zweifelten, dass Artus und seine Gefährten wirklich gelebt hatten, wuchs die Skepsis über den Wahrheitsgehalt der Artusepik im Spätmittelalter. Stellvertretend für viele steht Mézières in seinem Urteil über den bretonischen Stoffkreis. Er schätzt den Wert der Artusepik für die ganze Welt als sehr gross ein, hält aber mit seiner Meinung nicht zurück, dass es für ihn nichts mehr als Lügengeschichten sind.⁹³

⁹⁰ Knappe Übersicht bei Baumgartner, *La littérature française du Moyen Age*, S. 19-56. Die Unterteilung in drei Stoffbereiche erstmals bei Jean Bodel (Ende des 12. Jahrhunderts). Nach Weddige, *Germanistische Mediävistik*, S. 192.

⁹¹ Keen, *Rittertum*, S. 164.

⁹² Ebd. S. 169. Gerade die Valois-Könige und später die Burgunder Herzöge waren grosszügige Mäzene von Übersetzern.

⁹³ Philippe de Mézières, *Le songe du vieil pélerin*, II, S. 222.

Aus all diesen Stoffkreisen kristallisieren sich im Spätmittelalter dann die „neun Helden“ heraus:⁹⁴ So bezeichnete man im Spätmittelalter eine zunächst in der Literatur auftretende Figurengruppe. Dazu gehören drei Vertreter des Judentums: David, Joshua und Judas Makkabäus, drei Vertreter der heidnischen Antike: Alexander der Grosse, Hektor und Julius Cäsar und drei christliche Helden: Artus, Karl der Grosse und Gottfried von Bouillon. Diese neun Helden tauchen zu Beginn des 14. Jahrhunderts in der französischen Literatur als vorbildliche Idealgestalten für das gesamte Rittertum auf. Sie geben schnell einmal Anlass zu den verschiedensten Arten von Darstellungen und verbreiten sich von Frankreich aus in den deutschsprachigen Raum, nach England und Italien. Erstmals in dieser Form erscheinen die neun Helden in einem Gedicht von Jacques de Longuyon aus dem Jahr 1312. Er widmete jedem der Helden je einen kurzen Vers (7-12 Zeilen), in denen er ihre wichtigsten Taten beschreibt: So hat Hektor von Troja nicht nur 19 Könige, sondern auch mehr als 100 Grafen und Feldherren besiegt, Alexander der Grosse ist der Sieger über Nikolaus und den persischen König Darius und der Eroberer von Babylon, und an David wird der Sieg über Goliath bewundert.

Die neun Helden wurden neben der Literatur in den verschiedensten Darstellungen – in Steinplastiken, Wandgemälden, Glasfenstern, Teppichen oder auf Kachelöfen – gepriesen und verehrt.⁹⁵ Man bekannte sich öffentlich zu ihnen und stellte sie dem Volk vor, indem man sie bei festlichen Umzügen und bei Ritterspielen mit sich führte. Dichter besangen ihre Taten, die Edelleute lasen ihre Lebensbeschreibungen in umfangreichen Romanen und sehnten sich richtiggehend danach, diesen Männern zur Seite stehen zu dürfen und vielleicht gar einmal in ihren Kreis aufgenommen zu werden. Die ungeheure Popularität fand ihren Höhepunkt im 15. Jahrhundert, als man die Wappen der neun Helden in die Wappenbücher aufnahm, wo sie gleichberechtigt neben denjenigen des Adels aller Ränge zu stehen kamen.

2.2.3. Methodisches Vorgehen bei der Auswertung der Ritterspiegel

Im Folgenden werde ich die Ritterspiegel nach einheitlichen Kriterien auswerten. Zunächst erlaubt eine kurze biographische Zusammenfassung einen Einblick in das Leben der Autoren, von denen manche angesehene Ritter waren. Anschliessend wird der von ihnen verfasste Ritterspiegel vorgestellt und kritisch betrachtet. Den ausführlichsten Teil nehmen jeweils die inhaltliche Zusammenfassung und das Herausarbeiten des darin vertretenen spätmittelalterlichen Ritterideals ein. Ich möchte jeweils auf ein detailliertes Zusammenstellen

⁹⁴ Zu den „neun Helden“ („The Nine Worthies“, bzw. „Les neuf preux“) im Folgenden nach Hölgen, Die „Nine Worthies“, und nach Wyss, Die Neun Helden.

⁹⁵ Siehe dazu Wyss, Die Neun Helden, Tafeln 17-32.

des in den verschiedenen untersuchten Ritterspiegeln propagierten Ritterideals verzichten und verweise stattdessen auf die Tabellen im Anhang, in welcher die einzelnen Tugenden genau aufgelistet sind. An dieser Stelle möchte ich vielmehr das Ritterideal in seinen groben Zügen und in seinen Unterschieden zum hochmittelalterlichen Ritterideal und zu den jeweils anderen Ritterspiegeln herausarbeiten, um so vor allem den neuen und den persönlichen Aspekten, die darin enthalten sind, genügend Aufmerksamkeit einzuräumen. Abschliessend soll dann auf die Verbreitung der jeweiligen Ritterspiegel eingegangen werden, um so Aussagen über die Breitenwirkung und Akzeptanz des spätmittelalterlichen Ritterideals machen zu können.

Ein letzter Punkt sei noch erwähnt. Das weiter oben aufgezeichnete hochmittelalterliche Ritterideal wird im Spätmittelalter nicht einfach aufgegeben, sondern umgewandelt. Das heisst, dass man bei der Auswertung der volkssprachlichen Ritterhandbücher immer wieder auf die Spuren des hochmittelalterlichen Ritterideals treffen wird. Man muss dann jeweils an Ort und Stelle abwägen, welche Veränderungen vorgenommen worden sind und welche Konsequenzen daraus entstehen.

2.3. Ramon Lull und der erste Ritterspiegel

2.3.1. Leben und historischer Kontext

Ramon Lull wurde 1232 auf Mallorca als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Kriegers geboren.⁹⁶ Er wuchs in materiellem Wohlstand auf, heiratete schon in jungen Jahren und wurde kurz darauf Seneschall am Hofe von Jakob II. von Aragon. Wenn man den Gerüchten glauben schenken darf, so hatte der junge und finanziell gut abgesicherte Lull auch nach seiner Heirat mehrere amouröse Beziehungen und war Verfasser von zahlreichen Liebesgedichten (Minnesang).⁹⁷ So führte er in Mallorca, der Insel, auf der Anhänger aller drei monotheistischen Religionen in einigermaßen friedlichen Verhältnissen nebeneinander lebten, das Leben eines eigentlichen Dandys. Dies änderte sich schlagartig, als Lull etwa dreissig Jahre alt war. Es muss um das Jahr 1263 herum gewesen sein, als Lull, der noch spät in der Nacht an einem Liebesgedicht schrieb, plötzlich eine Vision hatte.⁹⁸ Vor ihm erschien der gekreuzigte Jesus. Und als sich diese Vision noch vier Mal wiederholte, war Lull endlich von ihrer ‚Wirklichkeit‘ überzeugt und erkannte, dass er seinem bisherigen Lebensstil entsagen müsse, um allein Gott zu dienen. Nur – auf welche Weise sollte er das tun? Wohl

⁹⁶ Die ausführlichste Biographie zu Lull stammt von Peers, Ramon Lull – a Biography. Ich richte mich im Folgenden nach der knapper gehaltenen, aber moderneren Biographie von Hillgarth, Ramon Lull and Lullism, die sich vor allem auch auf Lulls Denken und seine politischen Verbindungen konzentriert.

⁹⁷ Hillgarth, Ramon Lull, S. 3, und Byles, The Book of the Order of Chyuylyry, S. XI.

⁹⁸ Nach Hillgarth, Ramon Lull, S. 3-5.

aufgrund seines Umfeldes beschloss er, dass er seinem Herrn am besten dadurch diene, wenn er von nun an die Ungläubigen zum Christentum bekehren würde.⁹⁹ Um dieses Vorhaben auch umzusetzen, erkannte Lull, dass er zunächst die Unterstützung der Mächtigen in Europa brauche. Zuerst aber zog sich Lull, nachdem er mehrere Pilgerreisen unternommen hatte, zurück, um Latein und vor allem Arabisch zu lernen, um die Ungläubigen in ihrer eigenen Sprache zur Abkehr von ihrem ‚Irrglauben‘ überzeugen zu können. Nach den Jahren des Studiums (1265-1274) begann Lull seine Pläne in die Tat umzusetzen: Er bereiste mehrere Male die afrikanische Nordküste, um die Ungläubigen vor Ort zu bekehren. 1276 gründete er in Miramar (Mallorca) das Kollegium zur „Heiligen Dreifaltigkeit“, wo Mönche in der arabischen Sprache unterrichtet wurden, um Lulls Werk fortzuführen. Gerade die Gründung von Schulen, um eine möglichst grosse Zahl von Fachkräften auszubilden, ist ein interessanter Aspekt in Lulls Denken. So gelang es ihm später, auch an mehreren Universitäten, etwa in Oxford und Paris, Lehrstühle für orientalische Sprachen zu errichten, und den Plan, eine Schule für Ritter zu gründen, verfolgte er bis zu seinem Tod.¹⁰⁰ Daneben bereiste Lull die wichtigsten Höfe und Universitäten Europas, um um Unterstützung für seine weitgespannten Pläne zu werben. Sein Weitblick, sein unermüdlicher Kampf für seine Anliegen, seine Reisetätigkeit verbunden mit einem rastlosen schriftstellerischen Schaffen machten Lull neben dem katalanischen Raum gerade in Frankreich zu einem der bekanntesten Gelehrten, und seine *Ars magna* beeinflusste zahlreiche Denker (darunter Giordano Bruno und Leibnitz) bis weit in die Neuzeit hinein.¹⁰¹ Die späten Jahre in Lulls Leben scheinen stark vom Wunsch geprägt zu sein, als Märtyrer sterben zu dürfen – und tatsächlich wurde er 1316 von einer wütenden Menge Ungläubiger gesteinigt.¹⁰²

2.3.2. Der *Libre del ordre de cavayleria*

Einen hohen Stellenwert in Lulls Denken scheint die Ansicht einzunehmen, dass Missstände nicht durch Gewalt gelöst werden können, sondern nur durch geduldige, eigentlich pädagogische Arbeit. Dies manifestiert sich in der Gründung der Schule zur „Heiligen Dreifaltigkeit“, wo Mönche in orientalischen Sprachen unterrichtet wurden, um so mit dem Wort als Waffe, die Ungläubigen zu überzeugen, zu bekehren und damit dem Christentum in

⁹⁹ Ich verwende im Folgenden den Begriff Ungläubige als Bezeichnung für alle nichtchristlichen Gegner der westeuropäischen Ritter, da uns diese Bezeichnung durchwegs in den Quellen begegnet.

¹⁰⁰ Byles, *The Book of the Order*, S. XII.

¹⁰¹ Zur Verbreitung und Wirkungsgeschichte des Lullismus siehe Hillgarth, Ramon Lull, v.a. S. 135-320. Zu seinem Weltbild und seiner wissenschaftlichen Denkweise siehe Platzeck, Raimund Lull. Knappe Übersicht der Rezeption von Lulls *Ars magna* bis zu ihrer Widerlegung durch Kurt Gödel im 20. Jahrhundert bietet Schreiber, Mechanische Erzeugung von Wahrheiten.

¹⁰² So Byles, *The Book of the Order*, S. XII. Siehe dazu auch Hillgarth, Ramon Lull, S. 26.

diesen Gebieten zum Durchbruch zu verhelfen. Dieser Primat des Pädagogischen ist auch der grundlegende Gedanke im *Libre del ordre de cavayleria*, dem ersten der hier untersuchten Ritterspiegel.¹⁰³ Ursprünglich auf Katalanisch geschrieben wurde der *Libre del ordre* schon bald darauf ins Französische und später auch ins Englische, Schottische und wohl auch Lateinische übersetzt.¹⁰⁴ Er entstand in der ersten Hälfte der 70er Jahre des 13. Jahrhunderts, also zu der Zeit, als Lull sich dem Studium des Arabischen widmete und seine weitreichenden Pläne zur Umerziehung der Ungläubigen Gestalt annahm. Lull spielte wohl öfters mit dem Gedanken, eine eigentliche Ritterschule zu gründen, ein Vorhaben, das er nie verwirklichen sollte. Im *Libre del ordre* sind nun die (v.a. theoretischen) Grundlagen, welche der wahre Ritter besitzen musste, in leicht verständlicher und sehr übersichtlicher Form dargelegt – ein Lehrmittel für Ritter: Der Prolog und das erste Kapitel beinhalten die Rahmenhandlung und eine kurze Weltgeschichte, in welcher aus ‚historischer‘ Sicht die Bedeutung des Standes der Ritter als *manus armata* erklärt wird. Die folgenden Kapitel (II-VIII) wenden sich dann dem eigentlichen Ritterideal zu. Im Folgenden wird der Reihe nach behandelt, was die Pflichten, Aufgaben und die Tugenden eines wahren Ritters sein müssen.

2.3.3. Das Ritterideal im *Libre del ordre de cavayleria*

Die Rahmenhandlung von Lulls Ritterspiegel ist der Welt der Ritter entliehen: Ein Knappe verirrt sich auf dem Weg zum Königshof, wo er die Schwertleite erhalten soll, im Wald. Hier trifft er auf die Hütte eines Einsiedlers. Dieser, ein ehemaliger Ritter, bemerkt im Gespräch mit dem Knappen schnell, dass der Knappe vom Alter und von seinen körperlichen Fähigkeiten her vielleicht bereit sein mag, in den Ritterstand erhoben zu werden – aber der Knappe hat keinerlei Vorstellungen davon, was denn die Rechte, Pflichten und Tugenden eines Ritters seien.¹⁰⁵ Hierauf bittet der Knappe den Eremiten, ihn doch zu lehren, was denn ausser der Stärke und dem Alter noch zu einem wahren Ritter gehöre. Der Eremit erklärt nun, dass *la regla y orden de Caballeria está en este libro*.¹⁰⁶ Es sei dies ein Buch, in welchem er regelmässig lese, um stets an die ehrenvollen Aufgaben seines Standes erinnert zu werden. Dieses kleine Buch übergibt er dem Knappen, der es sogleich liest. Nachdem er das Buch zu Ende gelesen hat, versteht der Knappe endlich, welche Pflichten und Tugenden einen wahren Ritter zieren sollten. Der Knappe bedankt sich beim Eremiten und macht sich, endlich auf die Aufgaben eines wahren Ritters vorbereitet, auf den Weg zum Königshof. In seiner

¹⁰³ Auch in Lulls „De Fine“ herrscht die Idee, dass die Ungläubigen mit pädagogischen Mitteln „umerzogen werden müssten, vor.

¹⁰⁴ Byles, *The Book of the Order*, S. XII-XXXVI.

¹⁰⁵ Lull, Kapitel I.

¹⁰⁶ Lull, I, §11.

Satteltasche befindet sich das kleine Buch, das er auf Geheiss des Einsiedlers eingesteckt hat, um es dem König zu zeigen. Am Hof übergibt der Knappe dieses Büchlein dem König, welcher sogleich erlässt, *que todo caballero que ame estar en la Orden de Caballeria, lo pueda copiar, para leerlo muchas veces y tener en memoria la Orden de Cavalleria.*¹⁰⁷

In dieser Rahmengeschichte ist natürlich Ramon Lulls Anliegen, den Rittern einen ‚Leitfaden‘ für ihr Benehmen und Anleitung für ihre Aufgaben zu geben, geschickt verarbeitet. Dies insofern, als er dieses Anliegen nicht direkt und somit mit dem erhobenen Mahnfinger des Pädagogen präsentiert, sondern seine Forderung in eine den Rittern vertraute Umgebung und eine nachvollziehbare Geschichte kleidet – um durch den Mund des Einsiedlers schliesslich doch ganz offen zu erklären, dass zum Rittersein viel mehr als nur ein Pferd, ein Schwert und viel Kraft gehört. Was dies denn alles sei, ist in einem geheimnisvollen Büchlein enthalten; ein Büchlein, nicht anders, als jenes von Ramon Lull selbst verfasst, das der Leser gerade in der Hand hält.

Zentral in Lulls Ritterspiegel und oberstes Ziel eines jeden Ritters ist der Aspekt der Ehre. Der Ritter soll seinem Stand zu Ehre gereichen, soll den Stand selbst ehren und vor allem alles daran setzen, selber von allen Menschen geachtet und geehrt zu werden. Denn die Unehrenhaftigkeit ist noch schlimmer als der Tod. Allerdings soll sich der ideale Ritter nicht öffentlich seines Rufes und seiner Ehre rühmen. Nur so und durch das Wissen, dass diese Ehre wie alles letztendlich von Gott geschenkt wird, wird verhindert, dass der Ritter stolz wird oder bloss nach Ehre um der Ehre halber strebt: Diese inhaltlose, oberflächliche Ehre, die *vana gloria*, ist verwerflich.¹⁰⁸ Die wahre Ehre, und das ist Lulls zentrales Anliegen, welches er im Prolog ja mehr oder weniger direkt mitteilt, erlangt der ideale Ritter nicht nur durch kriegerische Taten, sondern vor allem durch eine dem Ritterstand angemessene Lebensweise, durch das Ausüben von Tugenden.

Auf die Minne bzw. die Liebe geht Lull, obwohl er ja selbst in seiner Jugend zahlreiche Liebeslieder geschrieben hat und ihm zahlreiche Affären nachgesagt wurden, nur ganz am Rande ein. Er sagt, dass der Ehebruch verachtenswert sei, da er einen Schandfleck für die ganze Familie darstelle.¹⁰⁹ Daraus abzuleiten, dass der ideale Ritter verheiratet sein müsse, scheint aber zu gewagt.

Darüber hinaus behandelt nun Lull sämtliche Tugenden, die den drei Komponenten des Ritterideals zugerechnet werden können. So erwähnt er fast sämtliche höfischen Tugenden, die auch in der höfischen Literatur des Hochmittelalters vorgekommen sind. Der ideale Ritter

¹⁰⁷ Lull, I, §14.

¹⁰⁸ Lull, III, §20.

¹⁰⁹ Lull, VII, §21.

soll freundlich sein, eine fröhliche Natur besitzen, stets bescheiden, aber doch grosszügig sein und sich im höfischen Leben angemessen benehmen.¹¹⁰ Mehrere Male betont Lull die Wichtigkeit einer soliden Ausbildung und, dass sich der ideale Ritter auch durch Wissen, ja Weisheit auszuzeichnen habe. Durch das mehrmalige Wiederholen dieser Tugenden rückt Lull sie im Vergleich zu den anderen höfischen Tugenden in der Vordergrund und verleiht ihnen dadurch mehr Bedeutung. Dieser Forderung verleiht Lull Nachdruck, indem er vom idealen Ritter verlangt, dass er in seiner Lebensweise den anderen, gerade jüngeren Rittern stets als gutes Beispiel voranzugehen habe. Der ideale Ritter wird so mit einer eigentlich erzieherischen Aufgabe betraut.

Neben den höfischen Tugenden geht Lull auch auf die kriegerisch-feudale Komponente des Ritterideals ein. Er erwähnt Mut, Kraft und Loyalität, weist aber diese Attribute dem Ritter nicht ohne genauere Erklärungen zu. Da dies ein wesentliches Merkmal der Ritterspiegel zu sein scheint, soll dies am Beispiel der Tugend Loyalität (*lealtad*) genauer dargestellt werden. So schreibt nun Lull nicht einfach, dass der ideale Ritter treu sein muss, sondern erklärt ausführlich, was sich hinter diesem zunächst doch recht abstrakten Begriff alles verbirgt. Treue gegenüber seinem Herrn bedeutet, dass der ideale Ritter seinem Herrn überallhin folgt und ihn dabei stets beschützen muss, zum Beispiel vor Verrätern oder Dieben. Es bedeutet auch, dass man den Anweisungen seines Herrn Folge leistet und seinen Lehnsherrn respektiert. So soll der Ritter zum Beispiel nicht heimlich mit der Frau seines Lehnsherrn schlafen.¹¹¹ Dem Ritter werden in diesen Ritterspiegeln demnach leicht verständliche Beispiele, die seiner Alltagswelt entliehen sind, präsentiert. Damit erhält er einfach nachvollziehbare Anleitungen, mit dem Ziel, dass diese auch umgesetzt werden sollen. Vom kriegerisch-feudalen Aspekt des Ritterideals übernimmt Lull überdies jene Forderungen an den idealen Ritter, die ursprünglich von Geistlichen nach antiken Vorbildern erhoben worden sind. So ist der ideale Ritter gehorsam, kümmert sich um sein Pferd und um seine Rüstung und übt sich ständig im Umgang mit seinen Waffen.¹¹²

Den weitaus breitesten Raum räumt Lull aber dem kirchlich-religiösen Aspekt des Ritterideals ein. Über allen Tugenden steht die Demut, in welcher der Ritter Gott wie auch seinem weltlichen Herrn begegnen soll. Der ideale Ritter ist barmherzig und erfüllt alle Erwartungen, welche (ursprünglich von der Kirche) in ihn gesetzt werden: Es soll die Frauen, Witwen und Waisen wie auch die Geistlichen schützen und den Mittellosen helfen. Er soll die Kirche und den christlichen Glauben verteidigen, wozu auch der Kampf gegen die

¹¹⁰ Zu den einzelnen Tugenden und Eigenschaften siehe die Tabelle im Anhang.

¹¹¹ Lull, II, §8, und II, §26.

¹¹² Lull, II, §31, VI, §21, und II, §10.

Ungläubigen gehört. Und natürlich ist der ideale Ritter von einer tiefen Frömmigkeit beseelt. Darunter versteht Lull – um ein weiteres Beispiel für die ausführlichen Erklärungen von Tugenden in den Ritterspiegeln anzuführen – das regelmässige Beten und den Besuch von Messen, den Gehorsam gegenüber Gott und ein Leben nach den Glaubensbekenntnissen und den Zehn Geboten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Lull den sieben Kardinaltugenden, welche bereits Einzug in das hochmittelalterlichen Ritterideal gefunden haben, die sieben Todsünden gegenüberstellt.

Die Lehre von den Todsünden wurzelt in der persisch-babylonischen Zeit, nahm Elemente der semitischen Kultur, der antiken Moralphilosophie und der Gnosis auf und wurde zur Zeit der Kirchenväter von Johannes Cassianus (gest. um 425) erstmals in einen Sündenkanon festgehalten.¹¹³ Nach dieser Vorlage entwickelte schliesslich Papst Gregor der Grosse (gest. 604) das Siebnerschema der Hauptsünden.¹¹⁴ Dieses Konzept der sieben Todsünden wird aber erst im späten Mittelalter den Laienkreisen zugänglich, als durch das IV. Laterankonzil (1215–1216) die obligatorische Beichte eingeführt wird: Durch die auf den Kardinalsünden fussenden Beichtfragen und durch die Volkspredigten jener Zeit erfahren nun breite Bevölkerungsschichten vom Wesen der sieben Todsünden, eine Entwicklung, die erst im Spätmittelalter ihren Höhepunkt erfährt und von der bildenden Kunst jener Zeit entscheidend mitgetragen wurde.¹¹⁵ Die sieben Todsünden Stolz (*superbia*), Neid (*invidia*), Zorn (*ira*), Geiz (*avaritia*), Trägheit (*acedia*), Völlerei (*gula*) und Wollust (*luxuria*) finden daher auch Eingang in das spätmittelalterliche Ritterideal bzw. die Ritterspiegel. Begeht ein Ritter eine dieser Sünden, führt das zur Verdammnis und dem ewigen Tod.

Auch die Gerechtigkeit wird zum kirchlich-religiösen Aspekt des Ritterideals gezählt. Lull löst nun diese Tugend, indem er genauer erklärt, was damit gemeint ist, aus ihrem religiösen Umfeld heraus und setzt sie in einen eher politischen Kontext: Der ideale Ritter hält sich an das Gesetz – worunter Lull neben dem kirchlichen Gesetz die Erlasse des Königs versteht¹¹⁶ – und setzt sich zur Aufgabe, schlechte Menschen wie Verräter und Diebe zu verfolgen.¹¹⁷ Hier wird eindeutig auf die weltliche Rechtsprechung verwiesen, zu welcher der Ritter in seiner Rolle als Lehnsherr gegenüber seinen Vasallen berechtigt und verpflichtet war.

Natürlich strömt Lulls Werk noch stark den Hauch des religiös-kirchlichen Ritterideals aus, denn er definiert die Aufgaben eines Ritters (ähnlich wie schon Johann von Salisbury) noch

¹¹³ Nach Bloomfield, *The Seven Deadly Sins*, der das Motiv der Todsünde von seinen Ursprüngen bis in die neuzeitliche religiöse und profane Literatur hin verfolgte.

¹¹⁴ Bloomfield, *The Seven Deadly Sins*, S. 72.

¹¹⁵ Unzählige Darstellungen in verschiedenen Formen reflektieren die Angst vor den Todsünden. Vgl. dazu Bloomfield, S. 92-99, und Blöcker, *Studien zur Ikonographie der Todsünden*, S. 9-16.

¹¹⁶ Lull, II, §9.

¹¹⁷ Lull I, §1, II, §8, II, §11, und VI, §2.

klar aus Sicht eines tief frommen Mannes. So entsteht ein klares Übergewicht an kirchlich-religiösen Rittertugenden,¹¹⁸ und selbst kriegerische Tugenden wie z.B. die Stärke werden zunächst aus religiösem Blickwinkel als Glaubenskraft ausgelegt. Aber trotzdem hat Lull den rein geistlichen Standpunkt verlassen und sein Werk für Tugenden auch aus dem höfischen und kriegerischen Bereich geöffnet.

Lulls Ritterspiegel soll hier nicht mehr ausführlicher betrachtet werden, da er zeitlich weit vor dem Zeitraum entstanden ist, in welchem diese Arbeit das Verhalten der Ritter untersuchen will. Die zentralen Definitionskriterien eines Ritterspiegels sollen hier jedoch zusammenfassend noch einmal wiederholt werden. Ein Ritterspiegel ist in der jeweiligen Volkssprache verfasst und ist ein pädagogisches Werk (Lehrbuch) mit Ziel, Ritter zu erziehen. Allerdings scheint dieser Anspruch nicht zu aufdringlich, d.h. eher implizit an den Leser herangetragen zu werden. Obwohl ein solches Lehrbuch eigentlich ein theoretisches Werk ist, wird grossen Wert auf den Bezug zur Praxis gelegt, indem mit konkreten, d.h. nachvollziehbaren und leicht anwendbaren Beispielen und Anleitungen gearbeitet wird. Auch das unpräziseste Kriterium, die literarische Form, wird durch den *Libre del ordre* in Grundzügen fassbar: Die Alltagswelt der Ritter bildet den Hintergrund oder die Rahmenhandlung für den Hauptteil, in welchem dann die einzelnen Tugenden, die ein idealer Ritter aufweisen muss, behandelt werden. Im Unterschied zum hochmittelalterlichen Ritterideal werden diese Tugenden aber, wie am Beispiel der Treue und der Frömmigkeit gezeigt, explizit erklärt.

2.3.4. Verbreitung

Die grundlegende Vorbedingung, die eine weitere Verbreitung des Ritterideals über den gelehrten Kreis der Geistlichen hinaus überhaupt erst ermöglichte, war die sich stetig verbreitende Fähigkeit der Laien, insbesondere des Adels, zu lesen und der damit eng zusammenhängende gestiegene Bildungsstand, wie er für das Spätmittelalter nachweisbar ist.¹¹⁹ Erst so entstand überhaupt ein Publikum für die Ritterspiegel.

Die zentrale Frage bei der Behandlung dieser Ritterspiegel muss jeweils die nach der Akzeptanz dieser normierenden Schriften sein bzw. die nach der Akzeptanz des darin propagierten Ideals bei den jeweils Betroffenen. Konkret stellt sich die Frage, ob diese theoretischen Schriften bei der Ritterschaft, an welche sie sich hauptsächlich richteten,

¹¹⁸ Vgl. dazu die Tabelle im Anhang und in Kapitel „Die Entwicklung des hochmittelalterlichen Ritterideals“ die von Johann von Salisbury propagierten Tugenden.

¹¹⁹ Vgl. Dazu Kaeuper, Charny, S. 18, mit weiterführenden Literaturhinweisen.

Anklang fanden oder ob es Schriften blieben, die von Theoretikern verfasst wurden, welche völlig an den Gegebenheiten und Bedürfnissen der Zeit vorbeigeschrieben haben.

Parameter, an welchen diese Akzeptanz gut abgelesen werden kann, bilden die Zahl der verfassten Exemplare, die Zahl der heute erhaltenen Handschriften, ihre Verbreitung und die Zahl der Übersetzungen dieser Werke. Eine weitere Möglichkeit ist jene, die Reaktionen, welche die Ritterspiegel bei den Rittern hervorgerufen haben, zu untersuchen.

Bis heute ist eine beachtliche Zahl verschiedener Textzeugen des *Libre del ordre* auf uns gekommen, welche allein schon von der weiten Verbreitung dieses Werkes zeugen: Byles hat in den verschiedenen europäischen Bibliotheken und Archiven zehn Manuskripte des *Libre del ordre* gefunden, wobei drei Exemplare noch aus dem 14. Jahrhundert und die restlichen aus dem frühen 15. Jahrhundert stammen.¹²⁰ Bei diesen erhaltenen Manuskripten – die zahlreichen Drucke der späteren Jahrhunderte, die immer wieder neu aufgelegt worden sind, können hier nicht berücksichtigt werden – erstaunt die Tatsache, dass neben der ursprünglichen katalanischen Version Übersetzungen ins Französische, Schottische und Englische existieren und es mit ziemlicher Sicherheit auch eine lateinische Version gegeben hat.¹²¹ Die Zahl der erhaltenen Exemplare und die Tatsache, dass der *Libre del ordre* auch in späteren Jahrhunderten immer wieder neu aufgelegt wurde, machten ihn, wie Keen es nennt, von Beginn an zu einem eigentlichen Standardwerk.¹²² Dies wird später in der Arbeit auch dadurch bestätigt, dass der *Libre del ordre* als Vorlage für mehrere der im 14. Jahrhundert verfassten Ritterspiegel gegolten hat.

Darüber hinaus muss auch die Tatsache berücksichtigt werden, dass Lulls religiöse, philosophische und wissenschaftliche Ansichten, welche er in einem umfangreichen schriftstellerischen Werk festhielt und die von seinen zahlreichen Schüler gelehrt wurden, als eigentlicher Lullismus im 14. Jahrhundert eine weite Verbreitung fanden und noch bis weit in die Neuzeit nachwirkten.¹²³ Es ist anzunehmen, dass dadurch auch das Ritterideal eine weitere Verbreitung fand, wenngleich nur als Teilaspekt eines ganzen Weltbildes. Nicht zuletzt war Lull auch ein gerngesehener Gast am Hofe des französischen Königs und an der Universität von Paris.¹²⁴ Dabei wird er wohl mehrmals Gelegenheit gehabt haben, wichtigen politischen

¹²⁰ Byles, *The Book of the Order*, S. XI-XIX. Die Manuskripte aus dem 14. Jahrhundert befinden sich in der Bibliothèque National in Paris, im St. John's College in Oxford und im British Museum.

¹²¹ Byles, *The Book of the Order*, S. XV-XIX. Die französische Version hat Minervini ediert und ihre Entstehung auf das Ende des 14. Jahrhunderts datiert: Minervini, *Livre de l'ordre de chevalerie*, S. 22.

¹²² Keen, *Rittertum*, S. 11.

¹²³ Hillgarth, *Ramon Lull*, v.a. S. 135-320.

¹²⁴ Lull besuchte Paris mehrere Male für längere Zeit: 1289, 1297-1299, 1306 und 1309-1311. Nach Hillgarth, *Ramon Lull*, S. 47. Zu Lulls Verbindungen zur politischen und geistigen Elite siehe ebd. S. 46-320.

Persönlichkeiten und Gelehrten seine Ansichten über das Ritterideal darzulegen oder gar seinen Plan zur Gründung einer Ritterschule zu erörtern.

Fügt man diese Aspekte zu einem Gesamtbild zusammen, so kann man davon ausgehen, dass der *Libre del ordre* einem grösseren Publikum zumindest dem Hören nach bekannt gewesen sein könnte und er eines der am weitesten verbreiteten Werke aus der Gattung der Ritterspiegel war.

2.4. Geoffroy de Charny

2.4.1. Leben und historischer Kontext

Geoffroy de Charny, der Autor des nächsten hier untersuchten Ritterspiegels „lebte und starb in Waffen“¹²⁵. Er wurde um 1300 in eher bescheidenen Verhältnissen geboren und besass bis zu seinem Tod niemals ein grösseres Lehen. Wohl um 1320 wurde er zum Ritter geschlagen.¹²⁶ Von da an hängt sein weiteres Leben aufs engste mit dem Hundertjährigen Krieg zusammen. Bereits 1337, als der verheerende Konflikt zwischen den Valois-Königen von Frankreich und den Plantagenets offen ausbrach, ist Geoffroy de Charny im Heer von Philippe VI. anzutreffen, wo er in der Gascogne gegen die Engländer kämpfte. 1340 verteidigte er erfolgreich Tournai gegen die Engländer, und ab 1341 kämpfte er unter Johann, dem Herzog der Normandie und Kronprinzen von Frankreich, in der Bretagne. Im selben Jahr geriet Charny in der Nähe von Morlaix in englische Gefangenschaft, wurde aber schon bald wieder gegen Lösegeld freigelassen. In den Jahren des Waffenstillstandes nach 1343 wäre Charny zur militärischen Untätigkeit verdammt gewesen. Er überbrückte diese Zeit aber, indem er 1345 am Kreuzzug von Humbert II., Dauphin de Viennois, teilnahm.¹²⁷ Er kehrte 1346 frühzeitig zurück, um gegen die Engländer zu kämpfen, nachdem die Kampfhandlungen wieder aufgenommen worden waren. Die erneuten Feindseligkeiten fanden in der Schlacht bei Crécy, in welcher die militärische Entscheidung herbeigeführt werden sollte, ihren Höhepunkt. Charny selbst beteiligte sich nicht an dieser Schlacht, die bekanntlich in einer verheerenden Niederlage für das französische Ritterheer endete, denn er gehörte zur selben Zeit zu den erfolgreichen Verteidigern von Béthune. So haftete Charny niemals etwas vom Odem dieser bitteren und oft als feig hingestellten Niederlage an.¹²⁸ Hier zeigt sich aber deutlich, dass Charny neben offenen Feldschlachten auch immer wieder an Belagerungen

¹²⁵ Keen, Rittertum, S. 24.

¹²⁶ Angaben zum Leben Charnys nach Kaeuper, Geoffroy de Charny, S. 3-18, und Contamine, Geoffroy de Charny.

¹²⁷ Ausführlicher zu diesem Kreuzzug im Kapitel „Spätmittelalterliche Kreuzzüge“.

¹²⁸ Kaeuper, Charny, S. 49.

bzw. der Verteidigung von befestigten Plätzen teilgenommen hatte und dass dies von ihm ebenso wie von sämtlichen Zeitgenossen als geradeso ehrenhaft wie das Engagement in einer Feldschlacht aufgefasst wurde.

Charnys Ansehen stieg im Anschluss an diese Ereignisse rapide an. Noch im gleichen Jahr vertraute ihm König Philippe IV. die Verhandlungen mit den Engländern an, die gerade Calais belagerten. Dazu empfing Charny 1347 die *Oriflamme*, das königliche Banner, aus den Händen von Philippe VI., um sie dem Entsatzheer für Calais voranzutragen.¹²⁹ Die *Oriflamme* ist das mit unzähligen Legenden umrankte Banner, das aufs engste mit der Geschichte der französischen Könige vom 12. bis zum 15. Jahrhundert verknüpft ist. Die Bezeichnung *Oriflamme* ist dem Rolandslied entlehnt und soll laut verschiedener *Chansons de geste* schon von Karl dem Grossen im Kampf gegen die Heiden mitgeführt worden sein. Vor grossen Feldzügen erhoben die französischen Könige die *Oriflamme* vom Altar der Abtei von St-Denis und übergaben sie einem herausragenden Ritter, der sie in der Feldschlacht entrollen musste. Dies bedeutete also eine der höchsten Ehren, welche einem französischen Ritter zuteil werden konnte, und muss zweifelsohne einer der Höhepunkte in Charnys Leben gewesen sein.

Die Verhandlungen mit den Engländern blieben allerdings ergebnislos, da sich die Engländer ihrer überlegenen Position wohl bewusst waren, Calais, das von den Franzosen nicht entsetzt werden konnte, nicht preisgaben und schliesslich – nach mehrwöchiger Belagerung – einnahmen. Die Niederlage bei Crécy und der Verlust von Calais riefen in Frankreich eine eigentliche Regierungskrise hervor. Philippe VI. reagierte darauf, indem er seinen Beraterstab, der ihn bis anhin eher kläglich beraten hatte, mit frischen Kräften aufstockte. So wurde nun Charny in den *conseil secret* aufgenommen.

1349 geriet Charny beim Versuch, durch eine List Calais für die Krone zurückzugewinnen, erneut in englische Gefangenschaft. Während Charny in England festgehalten wurde, starb Philippe VI.; sein Nachfolger wurde Johann II., einer der langjährigen Förderer von Charny. Der neue König bezahlte 1351 das Lösegeld für Charny und holte so einen seiner fähigsten Krieger und Diplomaten nach Frankreich zurück.¹³⁰ Denn Johann II. brauchte Charny für die Umsetzung eines Planes, den er schon lange (seit 1344, als er noch Herzog der Normandie war) hegte.¹³¹ Die Gründung des Sternenerdens, eines Ritterordens, um dem französischen Rittertum neue Impulse zu verleihen. Charny war hierbei nicht nur Mitinitiant, sondern vom König auch mit dem Ausarbeiten der Ordensstatuten betraut worden. Der Sternenerden wurde

¹²⁹ Zur Oriflamme vgl. Contamine, Oriflamme.

¹³⁰ Ausführlicher zur Diskussion um die Lösegeldsumme Kaeuper, Charny, S. 13.

¹³¹ Siehe dazu Kaeuper, Charny, S. 14 und S. 22.

von König Johann II. im Januar 1352 ins Leben gerufen.¹³² Er war zunächst als französisches Gegenstück zum Hosenbandorden (*Order of the Garter*) konzipiert, den König Edward III. kurz zuvor (1344/9) gestiftet hatte.¹³³ Aber abgesehen von einigen auffälligen Parallelen war die Ausgangslage, die zur Gründung eines französischen Ritterordens führte, eine völlig andere. Hatte Edward III. allen Grund mit seinen Rittern zufrieden zu sein, so erkannte Johann, dass das französische Rittertum gerade nach der Niederlage bei Crécy dringend einer inneren Erneuerung bedurfte. Deshalb war dann der Orden vom Anfang an von einem Reformwillen und dem Bedürfnis geprägt, die militärischen Tugenden und die Ehre der französischen Ritter wieder herzustellen.¹³⁴ Es versteht sich nur vor diesem Hintergrund, dass der altgediente Charny nun seine Vorstellung des Ritterideals zusammenfasste und sie in Form eines Ritterspiegels zu Papier brachte, um so den französischen Rittern die Tugenden nahe zu bringen und um eine eigentliche Diskussionsgrundlage zu schaffen. Der Orden war daher zunächst auch ein Forum, um den Rittern das Wissen um ritterliches Benehmen, Bräuche und die Ritterideale beizubringen. Vor allem aber sollte hier durch ein Umdenken eine militärische Erneuerung im Bereich der Disziplin und Tapferkeit herbeigeführt werden, die im Kampf gegen die Engländer so dringend nötig war. Dazu trafen sich die 500 Mitglieder (also etwa ein Achtel bis ein Fünftel des gesamten französischen Rittertums)¹³⁵ zweimal jährlich auf dem königlichen Herrschaftssitz in Saint-Ouen. Die Mitgliedschaft im Sternenorden sollte auch die Loyalität der Ritter gegenüber dem König bestärken, die durch den Vasalleneid allein längst nicht mehr gegeben war.

Darüber hinaus stellte der Orden aber auch ein Gremium dar, das den König in militärischen Fragen kompetent beraten sollte. Dies ist durchaus als Reaktion auf die schlechten Erfahrungen zu sehen, die Philippe VI. mit seinen Beratern gemacht hatte. Ausserdem zeigte es den Rittern deutlich ihre politischen Pflichten („Rat und Hilfe“) auf, die in diesem Gremium koordiniert werden konnten.

Der Sternenorden enthielt also soziale, militärische und politische Funktionen im Rahmen einer beabsichtigten Reform des französischen Rittertums. Dem Orden war aber lediglich eine kurze Lebensdauer beschieden, da er nach der Niederlage von Poitiers und der Gefangennahme des französischen Königs 1356 *de facto* aufgelöst wurde – ein Schritt der 1364 dann endgültig vollzogen werden sollte.

¹³² Im Folgenden nach Boulton, *The Knights of the Crown*. Hier sind die wichtigsten Orden des 14. und 15. Jahrhunderts auch in ihrer gegenseitigen Beeinflussung eingehend untersucht.

¹³³ Zum Hosenbandorden siehe Boulton, *The Knights of the Crown*, S. 9-166.

¹³⁴ Dass die Notwendigkeit einer Reform von Johann II. schon früh erkannt worden war, zeigt ein von ihm verfasster Brief, in dem er die Situation des französischen Rittertums kritisch analysiert. Dieser Brief ist übersetzt abgedruckt in Boulton, *The Knights of the Crown*, S. 184f.

¹³⁵ Kaeuper, Charny, S. 14.

Nach dem Stiftungsfest am 6. Januar 1352 wurde Charny in der Zeit eines erneuten Waffenstillstandes mit diplomatischen Aufgaben betraut. Als tapferer Krieger und loyaler und tugendhafter Ritter empfing er 1355 erneut die *Oriflamme* aus den Händen der Königs. Er trug sie dem französischen Heer in die Schlacht von Poitiers voran. In dieser Schlacht, dem wohl schwerwiegendsten militärischen Desaster der Franzosen im 14. Jahrhundert, verlor Charny tapfer kämpfend sein Leben. Eindrücklich stellt Froissart die letzten Momente Charnys dar: *La se combattoit vassaument messires Joffrois de Chargny. Et estoit toute li priesse et li huee sour lui pour tant qu'il portoit le souverainne banniere dou roy, et il-meysmes avoit sa banniere devant lui, qui estoit de gueulles a trois escuchons d'argent. Tant y sourvinrent autour de lui d'Engles et de Gascons, et si s'efforchierent que par forche il ouvrirent et rompirent le bataille dou roy; et fu si plainne d'Engles et de Gascons qu'il y avoit vien V hommes d'armes sour ung gentil homme prisonnier, voirs s'il n estoit pris en le cache, et la fu mors et ochis messires Joffroys de Chargny et les bannieres de Franche gettees par terre.*¹³⁶

Geoffroy de Charny liess keine Gelegenheit aus, um sich in einer Schlacht, bei einer Belagerung oder gar auf einem Kreuzzug militärisch zu bestätigen. Dabei blieb er, wie seine Abhandlungen zeigen, von einer tiefen Frömmigkeit beseelt. So wurde er schon von seinen Zeitgenossen beidseits des Kanals als nahezu idealer Ritter gefeiert. Dies wird nicht nur durch die Übergabe der *Oriflamme* gezeigt, sondern auch Chronisten finden nur lobende Worte für ihn. Froissart bezeichnet Charny als *le plus preudomme et le plus vailant de tous les autres*.¹³⁷ Und für den englischen Chronisten Geoffrey le Baker war er der wohl tapferste französische Ritter überhaupt.¹³⁸

2.4.2. Le livre de chevalerie

König Johann II. dachte bereits ab 1344 über die Gründung eines Ritterordens nach, deren Statuten er schliesslich von seinem herausragendsten Ritter ausarbeiten liess. Die Zeitspanne, in welcher Geoffroy de Charny seinen *Livre de chevalerie* schrieb,¹³⁹ liegt demnach zwischen 1344 und dem Stiftungsfest im Januar 1352. Wahrscheinlich verfasste er sein Werk in der Zeit erzwungener Untätigkeit in der englischen Gefangenschaft 1350-1351.¹⁴⁰ Es ist nicht in Latein, sondern in Französisch geschrieben. Natürlich hat Charny nicht die Wortgewalt eines Romanciers, und sein Schreibstil, der sich durch zahlreiche rhetorische Fragen, die gar noch

¹³⁶ Foissart, V, S. 453.

¹³⁷ Froissart, V, S. 412.

¹³⁸ Geoffrey le Baker, Chronicon Galfridi, S. 103.

¹³⁹ Oder er diktierte sein Werk. Zur Diskussion siehe Kaeuper, Charny, S. 19.

¹⁴⁰ Kaeuper, Charny, S. 22.

aufgelöst werden, und durch ständige Wiederholungen gekennzeichnet, ist eher bescheiden. Aber wenn man bedenkt, dass der Hauptinhalt seines Lebens das militärische Exerzieren und Kämpfen war, ist seine schriftstellerische Leistung eindrucklich. Ausserdem ist seine Sprache, die frei von literarischem Zierart und übertriebenen Emotionen ist, seinem Hauptanliegen nicht abträglich. Denn der Zweck seines schriftstellerischen Schaffens bestand ja darin, die Ritter in praktischen Fragen zur Lebensführung und zum Verhalten im Kampf zu unterweisen und ihnen ritterliche Werte und Ideale beizubringen, um so das französische Rittertum von innen zu reformieren. Und gerade die Tatsache, dass Charny bei Vergleichen und Beispielen auf offensichtliche Allgemeinplätze zurückgriff, ist ein sehr interessanter Aspekt. Denn so kann festgestellt werden, inwieweit die abstrakten Ideen des hochmittelalterlichen Ritterideals den Weg zumindest in Teile des Rittertums gefunden haben. Und dass hier ein Ritter spricht, der in vielen Schlachten und Scharmützeln viel Leid sah und grosse Mühsal erduldet hatte, macht den *Livre de chevalerie* in mancherlei Hinsicht zu dem Ritterspiegel, der am ‚praktischsten‘ orientiert ist.

2.4.3. Akzeptanz des *Livre de chevalerie* im Rittertum

Der *Livre de chevalerie* hat niemals den Bekanntheitsgrad von Lulls Werk erlangt. Das hängt damit zusammen, dass er zu eng mit dem Geschick des Sternenordens verknüpft war.¹⁴¹ So sind nur zwei Manuskripte des *Livre de chevalerie* auf uns gekommen.¹⁴²

Allerdings lag wohl gerade in der engen Verbindung zum Sternenorden der Schlüssel zur Verbreitung der im *Livre* propagierten Werte. Denn beide, der Orden und der *Livre*, beabsichtigten eine Reform des französischen Rittertums, praktische Unterweisung in höfischem und militärischem Verhalten, das Erinnern an grosse Ideale und an eine unbefleckte Ehre. Der *Livre de chevalerie* war (neben Charnys beiden anderen Schriften, den *Demandes pour la joute, les tournois et la guerre* und dem *Livre Charny*)¹⁴³ die theoretische Untermauerung des Ordens, während umgekehrt der Orden der Versuch einer praktischen Verwirklichung der im *Livre* propagierten Regeln und Ideale sein sollte. Deshalb ist der grosse Zulauf, den der Orden erhielt, mit der grossen Akzeptanz der im *Livre de chevalerie* vertretenen Werte innerhalb der Ritterschaft gleichzusetzen.¹⁴⁴ Oder anders gesagt: Wenn der Orden denn vor allem ein Diskussionsforum bildete, an dem Möglichkeiten zur Reform des französischen Rittertums erörtert werden sollten, dann muss die Grundlage für jede Diskussion Charnys Werk gewesen sein. So dürften sich die Mitglieder des Sternenordens,

¹⁴¹ Kaeuper, Charny, S. 63f.

¹⁴² Zur Beschreibung der Manuskripte und ihrer Sprache siehe Kaeuper, Charny, S. 74-83.

¹⁴³ Dazu mit weiterführenden Literatur, Kaeuper, Charny, S. 19.

¹⁴⁴ Kaeuper, Charny, S. 14.

und somit 500 Ritter, bewusst mit Charnys Ideen auseinandergesetzt haben – und sie haben diese Ideen vielleicht auch weitergetragen.

Wie schon gezeigt, ist Charnys *Livre de chevalerie* Teil einer Quellengruppe mit einer eigenen Tradition. So bestehen kaum Zweifel, dass Charny die *Ordene de chevalerie* und vor allem Ramon Lulls *Libre del ordre de cavayleria* kannte, was sein Werk merklich beeinflusst hat.¹⁴⁵ Ausführlich beleuchtet ist auch der Einfluss der Artusepik auf die Werke Charnys.¹⁴⁶ Aber nicht nur die Artusepik bzw. der bretonische Stoffkreis, auch der französische und der römische Stoffkreis haben Spuren in Charnys Schriften hinterlassen, wenn er zum Beispiel über Cäsar als einen tapferen Ritter spricht oder das Ideal eines Ritters in der Person von Judas Makkabäus verwirklicht sieht.¹⁴⁷ Ist man sich aber dieser verschiedenen literarischen und thematischen Einflüsse bewusst, ergeben sich bei der folgenden Auswertung von Charnys *Livre de chevalerie* keine Probleme.¹⁴⁸

2.4.4. Das Ritterideal im *Livre de chevalerie*

Wie schon bei Lull und im hochmittelalterlichen Ritterideal muss es auch in Charnys Ritterideal die oberste Pflicht des wahren Ritters sein, nach Ehre zu streben. So soll der Ritter *moins la mort que la honte* fürchten.¹⁴⁹ Im Gegensatz zum hochmittelalterlichen oder zu Lulls Ritterideal zeichnet sich Charnys Ritterspiegel durch seine ‚Praxisnähe‘ aus. Denn zu Ehre gelangt der wahre Ritter zunächst durch Taten. Und gleich zu Beginn seiner Schrift stellt Charny den Lesern eine eigentliche Skala mit genauen Abstufungen vor, die vorgibt, durch welche Taten jeweils wie viel Ehre zu holen sei.¹⁵⁰ Die erste und niedrigste Stufe, auf der sich ein Ritter beweisen kann, um Ehre zu gewinnen, ist die Teilnahme an Turnieren. Hier bietet sich gerade dem jungen Ritter die Möglichkeit zu Geld zu kommen, aber er kann darüber hinaus auch erstmals am eigenen Leibe die Härte und die Gefahren des Geschäftes erfahren. Zudem bieten die Turniere eine gute Gelegenheit, den Umgang mit Waffen zu üben und so für den Ernstfall, d.h. den Krieg optimal vorbereitet zu sein: *car en guerre convient il joster de fer de glaive et ferir d’espee com a tournoiement*.¹⁵¹ Die zweite Stufe auf dieser Ehren-Skala ist die Teilnahme an lokalen Kriegen. Die letzte Stufe bildet schliesslich die Teilnahme

¹⁴⁵ Dazu ausführlich mit Textbeispielen, welche diese Beeinflussung zeigen Kaeuper, Charny, S. 67-72.

¹⁴⁶ Kennedy, *The Knight as Reader of Arthurian Romance*.

¹⁴⁷ Charny, S. 158-162.

¹⁴⁸ Ausführliche Überlegungen zur äusseren und inneren Quellenkritik von Charnys *Livre de chevalerie* liefert Kaeuper, Charny, S. 3-64.

¹⁴⁹ Charny, S. 132.

¹⁵⁰ Charny, S. 84-94.

¹⁵¹ Charny, S. 88. Charny und seine Zeitgenossen waren sich der Trainingsmöglichkeit, welche die Turniere boten, demnach durchaus bewusst. Allerdings scheint sich dieses Training hier auf den Umgang mit Waffen zu beschränken, während der Kampf in Formation keine Erwähnung findet.

an grossen Schlachten im Krieg, denn hier gibt es die grösste Ehre zu erwerben. Eine weitere Möglichkeit durch Taten Ehre zu verdienen, bieten Erfahrungen in der Fremde wie *lointains voyages et pelerinages*.¹⁵² Denn hier bietet sich neben der Möglichkeit zum Waffengang auch die Gelegenheit, andere Länder und Sitten kennen zu lernen und unter den Strapazen die eigene Belastungsgrenze zu erfahren.

Um ein wahrer, d.h. idealer Ritter zu sein, so lehrt Charny, reicht nun aber diese durch Tapferkeit und edle Taten erreichte Ehre nicht aus. Es gehören noch weitere Fähigkeiten dazu: die ritterlichen Tugenden. So sind gute Sitten und edles Benehmen im Umgang mit anderen Rittern und Damen unabdingbar, will man die erworbene Ehre nicht gleich wieder durch rüpelhaftes Benehmen verspielen. Dazu kommt, dass man bescheiden auftritt und nicht schwatzhaft oder überheblich von seinen Taten erzählt.¹⁵³ Ebenso demütig soll der wahre Ritter gegenüber Benachteiligten auftreten und diesen jede Unterstützung gewähren.¹⁵⁴

Neben diesen Tugenden, die dem höfischen Ritterideal zuzurechnen sind, geht Charny auch auf die Liebe ein, da dieses Thema in nahezu jeder Ritterliteratur ein zentrales Motiv ist und wohl allein deshalb von Charny in seinem Ritterspiegel behandelt wurde. Seine Vorstellung von Liebe und der Beziehung zwischen Mann und Frau hat allerdings kaum noch etwas mit der hochmittelalterlichen hohen Minne zu tun. Es geht Charny nicht um eine ins ideale übersteigerte, rein geistige Liebesbeziehung zu einer in unerreichbare Sphären entrückten Angebetenen. Vielmehr erkenne man die wahre und dauerhafte Liebe daran, dass sie nicht gross publik gemacht werde, sondern im Verborgenen gedeihe.¹⁵⁵ Und nur aus diesem Grund, aus wahrer Liebe, sollen Mann und Frau heiraten, denn nur so werden sie ein glückliches Paar.¹⁵⁶ Eine solche Liebesbeziehung bildet für einen Ritter einen ständigen Ansporn zu immer neuen Heldentaten, um so seine Ehre stetig zu vermehren. Auch die Frau geht in einer solchen Beziehung nicht leer aus: *[Elle] voit son amy entrer en la salle ou l'en menjue et elle le voit honorer, saluer et festier de toutes manieres de gens et tirer avant entre dames et damoiselles, chevaliers et escuiers, avecques le bien et la bonne renommee que un chaschun lui donne*.¹⁵⁷ Wie glücklich müsse das jede Frau machen. Die Liebesbeziehung ist somit als

¹⁵² Charny, S. 90. Ob diese nun noch ehrenvoller sind als die Teilnahme am Krieg kommt nicht ganz deutlich zum Ausdruck. Offensichtlich ist aber, dass Charny hier aus seiner eigenen Erfahrung schöpft, die er auf dem Kreuzzug von Humbert II. gewonnen hat.

¹⁵³ Charny, S. 128 und S. 182.

¹⁵⁴ Charny, S. 140. Zu den einzelnen Tugenden und an welcher Stelle sie erwähnt werden, siehe jeweils die Tabelle im Anhang.

¹⁵⁵ Charny, S. 118. Welch ein Unterschied zu der Tradition, seine Liebe und Geliebte in Liedern zu besingen!

¹⁵⁶ Charny, S. 170.

¹⁵⁷ Charny, S. 98.

die letzte Veredelung des idealen Ritters zu verstehen, denn allein durch Frauen *sont faiz chevaliers et les bonnes genz d'armes*.¹⁵⁸

Daneben widmet Charny dem Aspekt des kirchlich-religiösen Ritterideals grosse Aufmerksamkeit. Dies hängt sicher damit zusammen, dass er ein tief frommer Mann war, wodurch sein ganzes Werk von dieser einfachen, aber ergreifenden Frömmigkeit beseelt ist. Das wird einmal dadurch deutlich, dass Charny nicht den Ritterstand, sondern die Priester als *la plus digne ordre qui soit* anerkennt.¹⁵⁹ Aber über diesen mittelalterlichen Allgemeinplatz hinaus muss die oberste Erkenntnis für jeden wahren Ritter darin bestehen: *Si poués assez veoir et cognoistre que de vous n'avez riens fors ce que Dieu vous donne*.¹⁶⁰ Über allem, was ein Ritter erreicht, über seinen Tugenden, seiner Habe, seinen Taten, ja sogar über seiner Ehre muss also eine aus tiefer Frömmigkeit entstandene Demut stehen. Denn nur die Demut garantiert die Erkenntnis, dass alles, *des biens, des graces, des honnours, des hautesces, des poissances, des beautez, des sens, des preudomies, des pouescs et autres vertus*, letztlich von der Gnade Gottes abhängt und allein ihm zu verdanken ist.¹⁶¹ Erst diese Frömmigkeit zeichnet den idealen Ritter aus und garantiert ihm das Seelenheil.¹⁶²

Darüber hinaus sind bei Charny auch beinahe alle Tugenden des kirchlich-religiösen Ritterideals enthalten. Der Ritter soll die Witwen und Waisen schützen und die Schwachen unterstützen.¹⁶³ Im Zweifelsfall soll er auch gegenüber Feinden Gnade walten lassen und vor allem soll er einmal abgegebene Versprechen halten.¹⁶⁴ Eine der obersten Pflichten eines wahren Ritters muss auch der Schutz der Kirche und der Kampf gegen Glaubensfeinde sein,¹⁶⁵ womit natürlich auf die Kreuzzüge angespielt wird. Wie schon bei Lull wird auch bei Charny die Gerechtigkeit als eine der wichtigsten Tugenden mehrmals wiederholt.¹⁶⁶ Konkret bedeutet dies, dass sich der wahre Ritter bei der Rechtsprechung nicht von Lügen oder gar Bestechungsgeldern in seiner Urteilsfindung beeinflussen lassen sollte.¹⁶⁷

Wie zu erwarten liegt bei Charny, ganz im Gegensatz zu Lull, wo ein Übergewicht an kirchlich-religiösen Tugenden festzustellen war, der Schwerpunkt nun auf den kriegerisch-

¹⁵⁸ Charny, S. 94.

¹⁵⁹ Charny, S. 172.

¹⁶⁰ Charny, S. 132.

¹⁶¹ Charny, S. 156. Darin unterscheidet sich Charny also nicht von Lull oder dem hochmittelalterlichen Ritterideal.

¹⁶² Wobei Charny als Beispiel den ‚Ritter‘ Judas Makkabäus anführt.

¹⁶³ Charny, S. 130, S. 140 und S. 164.

¹⁶⁴ Charny, S. 140.

¹⁶⁵ Charny, S. 164.

¹⁶⁶ Charny, S. 138 und S. 146.

¹⁶⁷ Hier wird auch Charnys Reformwille spürbar, denn hier werden bestehende Missstände angeprangert und die Ritter sollen daran erinnert werden, ihre Herrschaft gegenüber den Untertanen (Recht und Steuern) nicht zu missbrauchen.

feudalen Rittertugenden. So definiert Charny den Ritterstand schon allein über seine Fähigkeit und Pflicht, im Krieg mit Waffen zu kämpfen.¹⁶⁸ Grundvoraussetzung, um sich mit Waffentaten auszeichnen zu können, ist natürlich der Mut. Am Beispiel dieser Rittertugend lässt sich zugleich deutlich einer der wichtigsten Unterschiede zwischen Ritterspiegel (als Anleitung für den praktischen Gebrauch) und dem doch sehr abstrakten hochmittelalterlichen Ritterideal demonstrieren. Zunächst gibt Charny nämlich eine klare Definition von Mut bzw. von dem, was die Mutigen von den Feigen unterscheidet: *Et la ou li chaitis ont grant envie de vivre et grant paour de mourir, c'est tout au contraire des bons; car aus bons ne chaut il de leur vie ne de mourir, mais que leur vie soit bonne a mourir honorablement.*¹⁶⁹ Um sicher zu gehen, dass dies auch wirklich jeder Ritter verstanden hat, wird diese Definition noch mit zahlreichen Beispielen angereichert: Die Feigen haben Angst, Flüsse und selbst Bäche zu durchqueren, da sie fürchten, fortgerissen zu werden. Und wenn sie zu einer Brücke kommen, wollen sie diese aus Furcht, sie könnte einstürzen, nicht überqueren. Wenn jemand verwundet ist und blutet, wagen sie nicht hinzusehen. Ja Feiglinge fürchten sich sogar in der Nacht, und wenn sie auf dem Pferd sitzen, geben sie diesem nicht einmal die Sporen, aus Angst, es könnte in einen schnellen Galopp verfallen. Darin unterscheidet sich der Feigling vom Mutigen.¹⁷⁰ Darüber hinaus finden sich auch für die übrigen kriegerisch-feudalen Tugenden wie für die Stärke, die Loyalität, die Kühnheit oder die Standhaftigkeit leicht verständliche Definitionen, die mit zahlreichen Beispielen illustriert werden, welche als eigentliche Anleitung für den praktischen Gebrauch aufgefasst werden können.¹⁷¹ So erklärt Charny die Standhaftigkeit als das Gefühl, das in der Schlacht das psychologisch entscheidende Moment sein kann: *[...] en alant dessus voz ennemis et pour eulz rencontrer, que en voz cuers n'aiez jamaiz pensee que vous doiez estre desconfit, ne comment vous serez pris, ne comment vous vous enfuirez, mes aiez les cuers fors et fermes et sceurs et touzjours en bonne esperance de vaincre et non mie estre vaincus.*¹⁷²

Auch das Beutemachen, das Plündern und das Gefangennehmen von Geiseln gehört für Charny als erfahrenen Ritter zum Kriegsalltag und sind nicht nur völlig legitim, sondern auch jeweils eine gute Gelegenheit, sich für seinen finanziellen Aufwand zu entschädigen.¹⁷³ Und diese Taten bleiben auch solange nicht verwerflich, als dass der Ritter weder sich noch seine

¹⁶⁸ Charny, S. 88.

¹⁶⁹ Charny, S. 126.

¹⁷⁰ Beispiele alle Charny, S. 126.

¹⁷¹ Zu den einzelnen kriegerisch-feudalen Tugenden im Detail siehe die Tabelle im Anhang.

¹⁷² Charny, S. 130. Auch hier findet sich wieder eine einfach formulierte und gerade darum gut nachvollziehbare Definition von Standhaftigkeit.

¹⁷³ Er befindet sich damit durchaus in Übereinstimmung mit dem hochmittelalterlichen Ritterideal. Denn auch in den Ritterepen sind Beutemachen, Plündern und Geiselnehmen übliche Vorgehensweisen selbst der besten und idealen Ritter. So zum Beispiel in Wolfram von Eschenbachs Willehalm, 57,5f, 79,15 und 368, 1f.

Kameraden in Gefahr bringt.¹⁷⁴ Das gleiche gilt für das Kämpfen gegen Sold. Dies ist äusserst ehrenhaft, da es Erfahrung im Kampf und Kenntnis von fremden Gebieten bringt und weil es gerade für die ärmeren Ritter oft die einzige Möglichkeit ist, überhaupt zu einer Ausrüstung zu kommen. Wenn das Kämpfen allerdings um des Profits Willen geschieht, dann ist es eine Form von Gier und somit eine verwerfliche Sünde.¹⁷⁵

Interessant ist nun vor allem zu sehen, wie weit Charny jene Tugenden bereits verinnerlicht hat, die ursprünglich aus der Antike stammen und meist von Geistlichen, die sich an griechischen und römischen Vorbildern orientierten, der ritterlichen Ethik eingefügt und als entscheidende Rittertugenden weitergegeben wurden.

Am augenscheinlichsten ist hier zunächst die Forderung Charnys an die Ritter, den Umgang mit den verschiedenen Waffen (v.a. mit Lanze und Schwert) ständig zu üben und zu verbessern, um im Ernstfall bestehen und die oberste Pflicht eines Ritters erfüllen zu können. Als günstigste Gelegenheit dafür empfiehlt Charny die Teilnahme an Turnieren, denen der Stellenwert von eigentlichen Trainingscamps für Panzerreiter zukommt.¹⁷⁶ Und aus diesem Blickwinkel betrachtet scheint es nur konsequent, wenn Charny die anfangs aufgestellte Skala zum Erwerb von Ehre (Turnier – lokaler Krieg – Schlachten – Kreuzzüge) später auch als eigentlichen Bildungsweg für angehende Ritter empfiehlt: Der junge Ritter soll zuerst an Turnieren Erfahrungen sammeln, sich dann in lokalen Kriegen bewähren und erst danach, gut ausgebildet, an den grossen Schlachten teilnehmen.¹⁷⁷ Teil dieser Ausbildung muss auch sein, dass der Ritter seinen Körper in Form hält und abhärtet, was für Charny unter anderem bedeutet, dass der ideale Ritter keine Strapazen scheut, auf harter Unterlage schläft, sich mit kargem Essen zufrieden gibt und bei jeder Witterung und in jedem Klima Höchstleistungen erbringt.¹⁷⁸

In Charnys Augen ist das zentrale Charakteristikum des idealen Ritters seine gute Ausbildung. Dazu gehört neben der praktischen Ausbildung im Umgang mit Waffen und dem Sport auch die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, die wichtigste Ritterliteratur zu kennen, das Wissen um die Tugenden und die Fähigkeit, diese auch im Alltag umsetzen zu können. Darüber hinaus gehört für den wahren Ritter in seiner Funktion als Elitesoldat das

¹⁷⁴ Charny, S. 98. Charny bezeichnet dieses Verhalten erst dann als unehrenhaft, wenn zum Beispiel durch lauter Geiselnahmen das eigentliche Schlachtgeschehen in den Hintergrund rückt, womit die eigene Partei im Stich gelassen und in Gefahr gebracht wird, wodurch die ganze Schlacht wegen einigen gierigen Rittern verloren gehen könnte.

¹⁷⁵ Charny, S. 92f. Die Argumentationsweise ist dieselbe wie beim Beutemachen.

¹⁷⁶ Charny, S. 84-88.

¹⁷⁷ Charny, S. 100.

¹⁷⁸ Charny, S. 96, und S. 110.

Wissen um die theoretischen Grundlagen der Kriegskunst.¹⁷⁹ Diese Kenntnis der Kriegskunst erwirbt sich der ideale Ritter einerseits, indem er von älteren und erfahrenen Rittern alles lernt, was diese weiterzugeben haben, und andererseits durch eigene Erfahrung, indem er an möglichst vielen bewaffneten Konflikten teilnimmt. Denn die wahren Ritter *veulent savoir et veoir comment l'en met sus une chevauchee pour guerrier et courre sus a ses ennemis, et veoir l'ordonance des coureurs, les ordenances qui se font de gens d'armes et des gens a piè, et la maniere de beau chevauchier en alant avant, et du beau retraire seurement et honorablement quant il est temps.*¹⁸⁰ Der ideale Ritter soll demnach möglichst viele verschiedene taktische Konzepte kennen, um gegen den jeweiligen Gegner – und der umfasst nicht nur Panzerreiter, sondern auch leichte Kavallerie oder Fußsoldaten – optimal vorgehen zu können. Die Aufgabe des wahren Ritters beschränkt sich also nicht – wie vielleicht noch in den Heldenepen des Hochmittelalters – auf den stumpfen Zweikampf Ritter gegen Ritter, sondern er muss in der mittelalterlichen Taktik wohl bewandert sein, die offensichtlich auch die Wichtigkeit von sauber durchgeführten Rückzugsgefechten kennt. Diese Passage zeigt deutlich, dass im Spätmittelalter durchaus ein Gefühl für die verschiedenen taktischen Möglichkeiten, also für eine gewisse Variation in der Anlage und dem Ablauf des Gefechts, vorhanden war und dass ein idealer Ritter diese beherrschen sollte. Als Möglichkeiten bieten sich dem Ritter in seiner Rolle als Kommandierenden seit alters her Flanken- und Umfassungsoperationen, Schwerpunktbildung, Überraschungsangriff, Ablenkung oder eine Kriegsliste an.

Interessant ist, dass sich diese wahren Ritter nicht damit zufrieden geben, die taktischen Grundlagen einer Feldschlacht zu kennen (*il ne leur soufist pas*).¹⁸¹ Die idealen Ritter wollen auch wissen, *comment villes et chasteaux se peuvent deffendre, tenir, garder et furnir contre leur ennemis tant d'assaut come de siege et de tous aprochemens que l'en leur puet faire [...] et encore ne s'en veulent ils mie deporter atant, combien que en ce fait d'armes se soient trouvez a leur tres grant honnour. Si veulent il savoir encore tousjours plus pour ce qu'ilz oient parler comment l'en puet mettre siege devant villes et chasteaulx [...] Et quant ilz y sont, si prennent grant delit a veoir comment le siege se met pour enclorre la ville ou chastel, comment li batiffol, et en autres manieres, come d'assaillir au mur, de monter par eschielles et de percier les murs et d'entrer ens et prendre par force.*¹⁸² Der ideale Ritter ist also nicht allein auf dem Schlachtfeld zu Hause, sondern muss auch in der Poliorketik gut unterrichtet

¹⁷⁹ Zur Ausbildung siehe Charny, S. 98-110.

¹⁸⁰ Charny, S. 102.

¹⁸¹ Charny, S. 102.

¹⁸² Charny, S. 102.

sein. Er muss das Wissen besitzen, wie und wo das jeweilige Belagerungsgerät einzusetzen ist, wie man einen Belagerungsring errichtet, wie man die Defensivmassnahmen des Gegners unterläuft und was es andererseits zur Verteidigung von befestigten Orten alles braucht. Und Charny selbst hat ja seinen Ruhm nicht nur durch die Teilnahme an grossen Schlachten und an einem Kreuzzug begründet, sondern gerade durch die Verteidigung von französischen Städten gegenüber dem englischen Feind. Für Charny wie für seine Zeitgenossen war es demnach für einen Ritter ebenso ehrenhaft, an einer Belagerung wie an einer Feldschlacht teilzunehmen! Zudem zeigt diese Aussage, die sicher auf Charnys persönlicher Erfahrung beruht, dass – anders als zahlreiche moderne Militärgeschichtler behaupten¹⁸³ – den Rittern auch bei der Belagerung und Stürmung bzw. der Verteidigung von befestigten Plätzen eine zentrale und schlachtentscheidende Rolle zugestanden wurde: Sie lieferten die gut ausgebildeten Kommandierenden und Verantwortlichen bei einem Belagerungskrieg.

Die mehrmals und in verschiedenem Kontext erhobene Forderung Charnys an den idealen Ritter, Wissen und Erfahrung nicht nur weiterzugeben, sondern auch anzunehmen, erklärt sich allerdings nur bedingt mit dem Ruf nach einer soliden und umfassenden Bildung.¹⁸⁴ Einen Rat geben und annehmen hängt teilweise mit der politischen Funktion des Ritters in seiner Tätigkeit als Berater seines Lehnsherrn zusammen. Nur in diesem Kontext wird es verständlich, warum sowohl Charny als auch bereits Lull an die Ritter appellierten, nur nach bestem Gewissen Ratschläge zu erteilen und bei der Wahl von Beratern aufzupassen und nicht auf Schmeichler und Lügner hereinzufallen.¹⁸⁵ Hier fliesst ein weiteres Mal Charnys eigene Erfahrung ein, denn er hat selbst miterlebt, wie schlecht der französische König lange Zeit beraten wurde und wie deshalb Charny als neuer und vertrauenswürdiger Berater in den *conseil secret* aufgenommen wurde. Zudem sollte der Sternenorden, zu dem dieser Ritterspiegel in enger Verbindung steht, ein Beratergremium für den König sein. In der Forderung, Rat zu geben und anzunehmen, ist aber auch eine militärisch äusserst brisante Komponente enthalten. Denn der ausdrückliche Wunsch, einen guten Rat anzunehmen, wird zusammen mit dem Wunsch, gerade im Krieg niemals überstürzt und eigensinnig zu handeln,¹⁸⁶ zur Forderung nach dem Gehorsam gegenüber dem militärischen Kommandanten schlechthin. Diese Anforderung, sich einerseits in einer kritischen Lage nicht vor der Verantwortung zu drücken und eine Führungsrolle zu übernehmen, und andererseits die

¹⁸³ U.a. Rogers, *Latin Siege Warfare*, oder Bradbury, *The Medieval Siege*. Vgl. dazu auch das Kapitel „Die Belagerung“.

¹⁸⁴ Charny, S. 110, 114, 140 und 150f., um nur die wichtigsten Beispiele aufzuführen.

¹⁸⁵ Lull, S. 34, und Charny, S. 130, 138 und 150f. Weitere Angaben in der Tabelle im Anhang

¹⁸⁶ Charny, S. 150: *Sanz conseil donner ne prendre fierent des esperons et a po d'arroy, et font d'armes assez de leur main et moult de fois plus a leur damage qua al leur profit.*

Bereitschaft des wahren Ritter, Ratschläge und Befehle anzunehmen, ist radikal neu. Denn hier präsentiert sich das Ideal einer verantwortungsvollen Person, die sich nicht davor scheut, sich in ein grösseres Ganzes einzufügen und sich übergeordneten Interessen unterzuordnen; wie ein moderner Soldat, der jeden Befehl seines Vorgesetzten bzw. des kommandierenden Offiziers prompt ausführt. Dies ist äusserst beachtenswert, da nun das Ideal keinen strahlenden Einzelkämpfer mehr propagiert, wie er in den Heldenepen des Hochmittelalters so oft anzutreffen ist, sondern einen Ritter, der, wenn es die Situation erfordert, bereit sein muss, sich hierarchischen Strukturen zu unterwerfen, Befehle anzunehmen und auszuführen.

Charny hat vermutlich intuitiv gespürt, dass in einer Zeit, in der stehende Heere, Befehlshierarchien und militärische Ränge noch gar nicht bekannt waren, nur der Gehorsam und die bedingungslose Loyalität des Ritters gegenüber seinem Herrn diese Hierarchiestrukturen ersetzen konnten, die doch gerade in Zeiten der militärischen Herausforderung für die Panzerreiter so wichtig waren.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Charnys Ritterideal sämtliche Aspekte (kirchlich-religiös, höfisch, kriegerisch-feudal), die bereits vom hochmittelalterlichen Ritterideal her bekannt gewesen sind, umfasst. Darüber hinaus enthält sein Ritterideal neue Elemente, die, zieht man Vergleiche mit Ramon Lulls Werk, Teil eines spezifisch spätmittelalterlichen Ritterideals zu sein scheinen. Dies sind neben dem ständigen Training die gute Ausbildung des wahren Ritters, seine politischen Pflichten als Berater und vor allem in militärischer Hinsicht sein – und das ist wohl der grösste Unterschied zum Hochmittelalter – unbedingter Gehorsam. Im Vergleich zum hochmittelalterlichen Ritterideal, das vorwiegend aus der höfischen Literatur zusammengestellt worden ist und deshalb oft sehr theoretisch und abstrakt anmutet, präsentiert sich das spätmittelalterliche Ritterideal nicht nur bei Lull, sondern in noch viel stärkerem Mass nun bei Charny praxisorientiert und wird deshalb für das Zielpublikum auch leichter verständlich und einfacher nachvollziehbar.

2.5. Christine de Pisan

2.5.1. Leben und historischer Kontext

Da bereits eine umfangreiche Sekundärliteratur über das Leben von Christine de Pisan und ihr Oeuvre existiert, möchte ich hier nur gerade die wichtigsten Daten und einige Schlüsselereignisse aus ihrer Biographie anführen.¹⁸⁷

Christine de Pisan wurde 1365 in Venedig geboren und zog als Dreijährige mit ihrem Vater nach Paris. 1380 heiratete sie den Edelmann Etienne du Castel, einen Notar und königlichen

¹⁸⁷ Im Folgenden nach Pernoud, Christine de Pisan.

Sekretär. Ihr Mann starb aber bereits 1390, wodurch Christine de Pisan gezwungen war, ihre Familie alleine zu ernähren. So begann sie zunächst Gedichte, später aber auch Prosaschriften politischen, moralphilosophischen und religiösen Inhalts zu schreiben, die allesamt eine ungewöhnliche Bildung und Belesenheit verraten. Für ihren Lebensunterhalt sorgte sie dadurch, dass sie ihre Werke reichen adligen Gönnern widmete. 1418 zog sie sich ins Kloster zurück, wo sie 1429 oder 1430 verschied.

2.5.2. *L'Epistre Othéa*

Christine de Pisan hat die *Épître d'Othéa la deesse à Hector* etwa um 1400 geschrieben.¹⁸⁸ Das Werk wird von der Autorin selbst als *missive* bezeichnet, die *Othéa la deesse envoya a Hector de Troye quant il estoit en l'aage de quinze ans*.¹⁸⁹ Die *Epistre Othéa*¹⁹⁰ setzt sich aus 100 Kapiteln zusammen, in denen Othéa, die Göttin der Weisheit, den jungen Hektor lehrt, sich wie ein wahrer Ritter zu benehmen, indem sie ihm erklärt, welche Pflichten, Tugenden und Charaktereigenschaften er besitzen müsse. Jedes dieser 100 Kapitel, in denen jeweils eine Tugend beschrieben wird, ist wiederum in drei Teile unterteilt: Den *Texte*, ein meist vierzeiliges Gedicht, die *Glose* und die *Allegorie*. Das Gedicht charakterisiert eine Gestalt der griechischen Mythologie und ihre Taten. In der *Glose* erklärt Christine de Pisan liebevoll und geistreich, was genau die Charaktereigenschaften und Handlungen gewesen seien, welche diese mythologische Gestalt kennzeichneten. Diese stehen dann jeweils für eine Tugend, die der ideale Ritter (*bon chevalier*) haben sollte. In der Allegorie, dem dritten Teil jedes Kapitels, wird schliesslich alles auf die christliche Kultur und ihre ethischen Vorstellungen übertragen, wenn es darum geht, wie die Seele sich auf das Sein nach dem Tod vorbereiten sollte.

Natürlich übertrifft die *Epistre Othéa*, was ihren literarischen Wert und die Fülle der darin behandelten Themen betrifft, die bisher untersuchten Ritterhandbücher um Vieles. Neben den Gestalten und Geschichten aus der griechischen Mythologie zitiert Pisan die antiken Philosophen ebenso häufig wie die Kirchenväter oder die Bibel. Christine de Pisan führt demnach verschiedene geistige Strömungen des Spätmittelalters wie das neu erwachte Interesse für die Antike und die Mythologie, die Bewunderung für das Rittertum und das Bedürfnis, mit moralischen Lektionen die Welt zu verbessern, in einem einzigen Werk zusammen.¹⁹¹ Das Wissen darüber hat sie sich durch die Lektüre zahlreicher Bücher

¹⁸⁸ Scrope, S. X.

¹⁸⁹ Kap. 1. Ich gebe hier und im Folgenden nicht die Seitenzahlen, sondern die Kapitelnummern wieder.

¹⁹⁰ Ich übernehme hier die in der Fachliteratur zu Pisan gängige Bezeichnung.

¹⁹¹ Vgl. dazu auch Parussa, Christine de Pisan, S. 16.

angeeignet.¹⁹² Woher allerdings der Name der Göttin Othéa stammt, ist nicht ganz klar, da dieser Name vor Christines Werk nirgends in der mittelalterlichen Literatur gefunden wurde. Man vermutet daher, dass die Göttin der Weisheit ihren Namen einem Übersetzungsfehler zu verdanken hat, weil Christine de Pisan die griechische Anrede der Minerva, „O thea“, als Namen auffasste.¹⁹³ Dass Christine als Adressaten des Briefes gerade Hektor auswählt, ist hingegen kein Zufall, sondern ein eigentlicher Kunstgriff der Autorin. Zunächst einmal gehört Hektor zum Kreis der „Neun Helden“, zu den meist verehrten Rittern in der Vorstellungswelt des Spätmittelalters.¹⁹⁴ Aber Hektor war nicht nur ein idealer Ritter und somit ein perfektes Vorbild, sondern stand auch in einer speziellen Beziehung zu Frankreich bzw. zum französischen Königshaus.¹⁹⁵ Viele europäische Adelsfamilien haben im Spätmittelalter ihre Herkunft von trojanischen Prinzen abgeleitet, welche sich nach dem Untergang Trojas in alle Winde zerstreut und schliesslich überall in Europa niedergelassen haben sollen.¹⁹⁶ Einer dieser trojanischen Fürsten war Francio, der Sohn Hektors. Und dieser soll Frankreich begründet haben. So glaubten viele im Spätmittelalter, dass die französische Königsfamilie unmittelbar von Hektor abstamme. Darüber hinaus ist die Figur Hektors dem antiken Stoffkreis zuzuordnen. Christine de Pisan konnte deshalb ihr Anliegen (dem Ritter ein Ritterideal näherzubringen) in eine viel bewunderte, geschichtlich weit entfernte und mythisch entrückte Zeit hineinprojizieren. Sie war somit nicht gezwungen, sich mit ihren moralischen und erzieherischen Forderungen direkt an die Ritter zu wenden, was zu leicht als herablassend hätte empfunden werden können. Dies wäre wiederum kontraproduktiv, da sich die Ritter kaum von einer Frau, die sich moralisch und intellektuell überlegen fühlt, in Sachen Pflichten, Aufgaben und Tugenden belehren lassen würden. Wie schon Lull in seinem Ritterspiegel, vermeidet es auch Pisan, die Ritter direkt anzusprechen und womöglich durch zu plump angewandte Erziehungsmassnahmen das Zielpublikum zu verstören. Genau darum wird Christine für ihren Ritterspiegel die Briefform gewählt haben: Anstatt als Christine de Pisan die (französischen) Ritter zu belehren oder gar implizit zu kritisieren, belehrt nun Othéa, die Göttin der Weisheit, den von allen Rittern als Vorbild akzeptierten und eigentlichen Urvater der französischen Königsdynastie Hektor.¹⁹⁷

¹⁹² Es macht wenig Sinn, diese Bücher hier alle aufzulisten. Ich verweise deshalb auf die ausführliche und grundlegende Darstellung der von Pisan benutzten Quellen bei Campbell, *L'Épître d'Othéa*.

¹⁹³ Hindman, *Christine de Pisan*.

¹⁹⁴ Vgl. dazu das Kapitel „Einfluss der zeitgenössischen Literatur“.

¹⁹⁵ Im Folgenden nach Hindman, *Christine de Pisan*, S. 35.

¹⁹⁶ Die Parallelen zu Vergils Absicht, die Herkunft des römischen Volkes durch die Aeneis direkt vom trojanischen Herrscherhaus abzuleiten, sind offensichtlich.

¹⁹⁷ Zur Briefform, ihren Vorbildern und der Verbreitung siehe Hindman, *Christine de Pisan*, S. 25-33. Hier findet sich auch der Hinweis, dass die Briefform als Medium zur Veröffentlichung von Kritik an Fürsten oder gar Königen in dieser Zeit in Frankreich verbreitet gewesen war.

Obwohl die *Epistre Othéa* ein kleines literarisches Kunstwerk ist, das in Folge einen enormen Einfluss auf zahlreiche französische Autoren ausüben sollte,¹⁹⁸ erfüllt sie doch alle Kriterien eines Ritterspiegels: Sie ist auf Französisch geschrieben, hat klar das Anliegen, Hektor (und somit die Ritter) zu instruieren, ist trotz des hohen literarischen Gehalts eigentlich leicht verständlich und in ihren Forderungen nachvollziehbar, zumal einzelne Tugenden immer mit Beispielen versehen werden. Die *Epistre Othéa* bildet zeitlich das abschliessende Werk und inhaltlich der Höhepunkt in der Reihe der hier betrachteten Ritterspiegel.

2.5.3. Verbreitung

Die *Epistre Othéa* muss zur Zeit ihrer ‚Veröffentlichung‘ ein eigentlicher Bestseller gewesen sein. So sind heute noch 49 Manuskripte aus der ersten Hälfte 15. Jahrhundert erhalten, worunter sich auch drei Übersetzungen ins Englische befinden, was wiederum verdeutlicht, dass die *Epistre Othéa* über die Grenzen des französischen Sprachraumes hinaus auf Interesse gestossen ist.¹⁹⁹ Da Christine de Pisan stets auf die Unterstützung von Fürsten angewiesen war und sie auch längere Zeit am Hofe von Ludwig von Orléans oder von Philipp dem Kühnen gastierte, verwundert es auch nicht, dass viele dieser Ausgaben hohen europäischen Adligen gewidmet sind, unter ihnen auch Isabella von Bayern.²⁰⁰ So scheint die *Epistre Othéa* an zahlreichen Europäischen Fürstenhöfen als eigentliches Standardwerk zum Verständnis des wahren Rittertums gegolten zu haben. Zudem zeigt eine Studie von Mombello, dass Pisans Werk von ungeheurem Einfluss auf zahlreiche französische Autoren des 15. Jahrhunderts gewesen war und dass es somit nicht nur an den bedeutenden Fürstenhöfen, sondern auch im Kreis der Intellektuellen einen grossen Bekanntheitsgrad besass.²⁰¹ Inwieweit Ritter von niedriger adliger Herkunft die *Epistre Othéa* kannten, ist jeweils schwierig abzuschätzen, aber betrachtet man die Verbreitung der übrigen Ritterspiegel, so entsteht doch der Eindruck, dass man es mit einem gern gelesenen „Genre“ der spätmittelalterlichen Literatur zu tun hat.²⁰²

¹⁹⁸ Parussa, Christine de Pizan, S. 25f.

¹⁹⁹ Parussa, Christine de Pizan, S. 28f.

²⁰⁰ Hindman, Christine de Pizan, S. VIII.

²⁰¹ Mombello, Edizione critica.

²⁰² Für weitere quellenkritische Überlegungen vgl. die verschiedenen Erläuterungen zur *Epistre Othéa*, die mittlerweile in fünf verschiedenen Ausgaben vorliegt. Übersicht über die Ausgaben bei Scrope, *Epistre Othéa*, S. XXXIII, oder in der Bibliographie der jüngsten Ausgabe von Parussa, Christine de Pizan.

2.5.4. Das Ritterideal in der *Epistre Othéa*

Nicht anders als in den zuvor untersuchten Ritterspiegeln gilt auch in der *Epistre Othéa* der Vorrang der Ehre, die mehr bedeutet, als alle weltlichen Reichtümer zusammen.²⁰³ Die Ehre wird – und auch hier unterscheidet sich Pisan nicht von den bisher untersuchten Autoren – durch eine tugendhafte Lebensweise, aber vor allem durch kriegerische Erfahrungen erlangt.²⁰⁴ Erst durch diese und durch die damit verbundenen Schmerzen und Mühsale gelangt der Ritter zu wahren Ehren.²⁰⁵ Die kriegerischen Taten sollen immer in guter Absicht und niemals um ihrer selbst Willen ausgeführt werden, was bloss stolz und lächerlich wäre. Das Resultat wäre niemals die Ehre, sondern lediglich die *vaine gloire*.²⁰⁶ Neben den Waffentaten – so lehrt Othéa Hektor bzw. Christine de Pisan die Ritter – gilt für den idealen Ritter: [...] *ainsi doit il fructifier en toutes vertus et tout mal vice eschever*.²⁰⁷ Der wahre Ritter zeichnet sich neben seinen militärischen Aufgaben also weitgehend durch tugendhaftes Benehmen aus. Bei der Auflistung der typischen Rittertugenden übernimmt Christine de Pisan im Kern diejenigen Tugenden, die bereits seit dem Hochmittelalter dem idealen Ritter zugesprochen wurden.²⁰⁸ Sie werden hier aber aus der rein theoretischen Sphäre herausgelöst, mit Beispielen ergänzt und praxisorientiert präsentiert. Sie waren in dieser Form für die Ritter leicht verständlich.

Die oberste kirchlich-religiöse Rittertugend ist auch bei Christine de Pisan die Demut und somit die Erkenntnis, dass alles, was man erreicht, nur durch die Güte und Gnade Gottes geschehen kann.²⁰⁹ Darüber hinaus sollte ein idealer Ritter den Kardinaltugenden folgen und die Todsünden meiden.²¹⁰ Neben dem Schutz der Kirche und ihrer Männer ist für Christine de Pisan, die aus dem eigenen Erfahrungsschatz schöpfte, das zentrale Anliegen der Schutz der Schwachen, wobei hier vorwiegend die Waisen und die Frauen gemeint sind.²¹¹

Zu den obersten kriegerischen Tugenden, auf die Pisan zwar gewissenhaft, aber kaum ausführlicher eingeht, gehören die körperliche wie auch die geistige und seelische Stärke, der Mut und die Treue, wobei hier nun nicht mehr nur die Treue gegenüber den Vasallen und seinem Herrn, sondern auch die Treue gegenüber seinen Freunden gemeint ist, denen man

²⁰³ Pisan, *Epistre Othéa*, § 49.

²⁰⁴ Pisan, § 11.

²⁰⁵ Pisan, § 87.

²⁰⁶ Pisan, § 68 und 94.

²⁰⁷ Pisan, § 25.

²⁰⁸ Ich verzichte darauf, diese Tugenden hier ein weiteres Mal ausführlich zu beschreiben und verweise auf die Tabelle im Anhang.

²⁰⁹ Pisan, § 33.

²¹⁰ Pisan, § 1-4, 16-22, 57, 92 und 97.

²¹¹ Pisan, § 5, 24, 28 und 32.

gerade in Gefahren beistehen sollte.²¹² So präsentierten sich die klassischen Rittertugenden, die doch in einem neuen Gewand, d.h. praktisch orientiert und auf konkrete Situationen anwendbar, vorgestellt werden.

Während bei Lull der Schwerpunkt der Betrachtung auf den kirchlich-religiösen und bei Charny auf den kriegerisch-feudalen Rittertugenden lag, rückte Christine de Pisan den Aspekt der Liebe und der höfischen Tugenden in den Mittelpunkt ihres Ritterspiegels. Auch hier ist die Vorstellung von Liebe nicht mehr an die hochmittelalterliche Minne-Vorstellung gebunden, sondern sie wird viel stärker auf das wirkliche Leben bezogen. Zudem bietet Christine de Pisans Vorstellung von wahrer (ritterlicher) Liebe ein willkommenes Gegenstück zur – aus heutiger Sicht – chauvinistischen Vorstellung Charnys. Die Liebe veredelt den idealen Ritter, und sie ist der Grund dafür, dass er seine Leistungen stets noch ein weiteres Mal zu steigern vermag.²¹³ Allerdings achtet der ideale Ritter darauf, dass ihn die Liebe nicht blind und somit unvorsichtig und übermütig macht. Eine solche Liebesbeziehung sollte der Ritter vorsichtig angehen, d.h. er sollte sich gut überlegen, in wen er sich verliebt. Danach muss er die Wünsche der Frauen respektieren und seiner Geliebten stets mit Dankbarkeit begegnen. Wie schon bei Charny wird auch hier die Liebe als letzte Veredelung des Ritters betrachtet, wobei Christine de Pisan aber die Frau aus der Rolle eines bloss schmückenden Beiwerks heraushob. Sie tat dies, indem sie die Frauen als die Instanz in Szene setzte, welche das höfische Benehmen der Ritter und deren Tugendhaftigkeit beaufsichtigen und beurteilen mussten. Dieses Anliegen kommt in der Erzählung von Jason und Medea zum Ausdruck. Jason wäre eigentlich der ideale Ritter, da er seinen Freunden gegenüber loyal ist, kein Abenteuer scheut und mit dem Raub des goldenen Vlieses höchste Ehre erreicht hat. Nur hat er dazu seine Freundin, der er ewige Treue geschworen hat, verraten und somit ihren Tod auf dem Gewissen. Dieser Makel der Treulosigkeit, der sich im Grunde genommen nur auf die Liebesbeziehung beschränkt, haftet Jason nun an und verwandelt alles weitere in etwas Unehrenhaftes und Verlogenes.²¹⁴ Somit rückte Christine de Pisan nicht nur die höfischen Tugenden in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen zum Ritterideal, sondern bezog diese Tugenden in den meisten Fällen implizit auf den Umgang mit Frauen. Zu den wichtigsten höfischen Tugenden zählte sie die Gabe, sich korrekt auszudrücken. Das bedeutet konkret, dass der ideale Ritter eine gewisse Eloquenz besitzen muss, um seinen Gedanken die nötige Form zu verleihen. Dabei darf er allerdings niemals in vulgäre Geschwätzigkeit verfallen und

²¹² Pisan, § 3, 27, 36 und 92.

²¹³ Im Folgenden nach Pisan, § 42, 46, 47, 54 und 83.

²¹⁴ Pisan, § 54.

schon gar nie anfangen, sich seiner eigenen Heldentaten und Vorzüge zu rühmen.²¹⁵ Grossen Wert legte Christine de Pisan auch darauf, dass der ideale Ritter stets freundlich sei und es verstehe, eine fröhliche Stimmung zu verbreiten, und dass er neben dem guten Benehmen auch Grosszügigkeit besitze.²¹⁶ Ausserdem schade es nicht, wenn er ein Instrument zu spielen verstehe.²¹⁷ Weitere Aspekte, die zum hochmittelalterlichen höfischen Ritterideal ergänzend hinzukommen, aber vor allem die Persönlichkeit der Verfasserin widerspiegeln dürften, sind zum Beispiel die schon beinahe mütterlichen Ratschläge, bei Krankheit sofort einen Arzt zu konsultieren, bei der Jagd gut aufzupassen, nie betrunken zu sein, sich für Gefälligkeiten zu bedanken und sich für Bösarbeiten und Gemeinheiten, die ja vorkommen können, zu entschuldigen.²¹⁸ Eine weitere, dem humanistischen Gedankengut der Autorin entsprungene höfische Tugend ist diejenige, dass ein Ritter unbedingt lesen können sollte, um so die Bibel kennenzulernen und sich über Vorbilder zu informieren.²¹⁹ Dass herausragende Ritter ihren jüngeren Gefährten stets als Vorbild dienen sollten, war eine Forderung, welche bereits Lull und Charny erhoben haben. Dies führt gleich weiter zu jenen Tugenden, die sich als unverzichtbarer Teil eines spezifisch spätmittelalterlichen Ritterideals herauszukristallisieren beginnen.

Auffällig ist, dass auch Christine de Pisan den militärischen Aspekt übernahm, der in der Forderung steckte, dass man sich an Vorbildern orientieren und sich ihnen gegebenenfalls unterordnen solle. So zeichnet sich der ideale Ritter auch in der *Epistre* dadurch aus, dass er, der in seiner Kindheit bereits den Worten des Vaters gefolgt war, bereit ist, von seinem Kommandanten Ratschläge und unter Umständen auch Befehle anzunehmen und zu befolgen.²²⁰ Christine de Pisan übernahm demnach bei den kriegerisch-feudalen Rittertugenden nicht das hochmittelalterliche Vorbild des unabhängigen Einzelkämpfers bzw. des ‚fahrenden Ritters‘, sondern orientierte sich wie auch Charny an den antiken Vorbildern, welche die Disziplin und den Gehorsam weit über individuelle Bedürfnisse und Ansichten gestellt hatten.

Am ausführlichsten wird die Thematik des Ratgebens und -befolgens behandelt.²²¹ Wie schon bei Charny wird hier auf die Bereitschaft angespielt, auf den Rat der Weisen, der Eltern, der Freunde oder von Frauen zu hören. Somit wird implizit die Forderung nach mehr

²¹⁵ Pisan, § 6, 8, 12, 51 und 62. Man geht hier allein aufgrund der Häufigkeit und des eindringlichen Tons, mit dem dieses Thema behandelt wird, nicht Fehl in der Annahme, dass Pisan am eigenen Leibe erfahren hat, dass es gerade in diesem Bereich noch weiterer Verbesserung im Benehmen der Ritter bedürfe.

²¹⁶ Pisan, § 12, 20, 24 und 44.

²¹⁷ Pisan, § 67.

²¹⁸ Pisan, § 21, 39, 54, 61 und 65.

²¹⁹ Pisan, § 15 und 24.

²²⁰ Pisan, § 11 und 90.

²²¹ Pisan, § 38, 40, 48, 50, 52, 77, 79, 80, 88 und 90.

Gehorsam gestellt. Es geht aber auch um die politische Dimension dieser Forderung, die dem Ritter aus seiner Funktion als Berater seines Herrn erwächst. Der ideale Ritter soll seinen Herrn nur nach dem besten Wissen beraten, und er misstraut den Aussagen von Schmeichlern, Spionen und Feinden. Denn eine politische oder militärische Beratung macht nur Sinn und zeigt nur dann den gewünschten Erfolg, wenn sie in einem Klima des Vertrauens stattfindet, in welchem jeder Teilnehmer nach bestem Wissen handelt und bereit ist, sich einem einmal gefällten Entscheid zu beugen.

Die Gerechtigkeit, eine der zentralen kirchlich-religiösen Rittertugenden, ist in der *Epistre* aus ihrem ursprünglich religiösen Kontext herausgelöst und endgültig auf das Politische übertragen worden.²²² Die Gerechtigkeit spricht somit nicht mehr religiöse Gefühle an, sondern appelliert an das ethisch-moralische Bewusstsein des Ritters in seiner Funktion als Richter über seine Untertanen. Hier soll er nicht Schmeicheleien oder Bestechungsversuchen erliegen oder auf seinen persönlichen Vorteil bedacht sein, sondern nur nach bestem Wissen und Gewissen Recht sprechen und jeden Angeklagten nach den gleichen Massstäben beurteilen.

Über die Forderungen nach Disziplin und Gehorsam hinaus wird von den Rittern verlangt, dass sie den Körper abhärten und den Umgang mit Waffen üben. Der ideale Ritter soll sich niemals den weltlichen Vergnügen, allzu vielen Mussestunden und dem Luxus hingeben, da er sonst Gefahr laufen würde, zu verweichlichen.²²³ Stattdessen soll er sich der körperlicher Ertüchtigung widmen und den ständigen Umgang mit Waffen üben.

2.6. Jean II le Meingre, genannt „Boucicaut“

2.6.1. Leben und historischer Kontext

Boucicaut (1366-1421) war ein französischer Staatsmann und Heerführer, wobei die Bezeichnung ‚alter Haudegen‘ wohl zutreffender wäre, denn er liess keine Möglichkeit aus, sich in einem Kampf oder im Krieg zu bewähren und ist an fast allen historisch bedeutenden Schlachten seiner Zeit beteiligt.²²⁴ Das meiste, was wir über sein Leben wissen, erfahren wir aus der Biographie *Livre des faits du maréchal Boucicaut* von einem anonymen Verfasser. Nach dieser über weite Strecken sehr idealisierenden Darstellung vollbrachte er seine ersten

²²² Pisan, § 4 und v.a. § 26. Dies ist ein Prozess, der schon bei Lull beginnt und bereits bei Charny seine weitgehend politische Ausformung angenommen hat. Vgl. dazu die Tabelle im Anhang.

²²³ Pisan, § 7, 22, 68, 71, 72, 75 und 83.

²²⁴ Den folgenden Ausführungen liegt die anonym verfasste Biographie zugrunde. Ergänzt wird sie durch die Ergebnisse der Arbeiten von Delaville le Roulx, *La France en Orient*, von Laland, Jean II. le Meingre, und von Housley, *One man and his war*.

Kriegstaten bereits 1378, also im Alter von dreizehn Jahren, als er den Herzog von Bourbon, der sein eigentlicher Patron gewesen zu sein scheint, auf seinem Kriegszug gegen Karl von Navarre begleitete.²²⁵ 1382 bis 1383 war er im Gefolge des Herzogs von Bourbon an den Interventionen von Karl VI. in Flandern beteiligt. Er nahm an einem Scharmützel in der Nähe von Comines teil und wurde vom Herzog am Vorabend der Schlacht von Roosebeke zum Ritter geschlagen.

In den folgenden Jahren trifft man Boucicaut auf zahlreichen, zum Teil grösseren Expeditionen an, die er mit dem Ziel unternahm, möglichst viel Erfahrung und Ansehen zu gewinnen. So rekrutierte Zöllner von Rottenstein, der Grossmeister des Deutschen Ordens, als Boucicaut nach Paris zurückkehrte, gerade Männer für einen Kreuzzug gegen den heidnischen Litauen-Prinzen Jagellon. Boucicaut folgte diesem Appell und unternahm zwei Preussenreisen. Bereits 1386 möchte dann Boucicaut als Teil der *moult grant armee* über den Kanal setzen und die Engländer in ihrem Heimatland angreifen. Die Operation wird aber angeblich wegen des schlechten Wetters nicht durchgeführt.²²⁶

In den darauffolgenden Jahren ist Boucicaut als Begleiter des Herzogs von Bourbon auf zahlreichen kriegerischen Expeditionen, unter anderem in Spanien, anzutreffen. 1388 beschloss Boucicaut, der die Untätigkeit, die nach dem Waffenstillstand von Leulinghen (1389-1392) drohte, richtiggehend zu fürchten schien, eine Reise ins Heilige Land zu unternehmen. Nach dreimonatigem Aufenthalt am Hof des ungarischen Königs begann er schliesslich seine Pilgerreise. Er besuchte Jerusalem und das Heilige Grab. Am Ende seiner Pilgerreise ging er zusammen mit Philippe von Artois, der vom Sultan festgehalten wurde, um Lösegeld zu erpressen, in mehrmonatige Gefangenschaft.

Nach Frankreich zurückgekehrt, hätte sich dem jungen Boucicaut eine einmalige Chance geboten: Sein Förderer, der Herzog von Bourbon, plante einen Kreuzzug gegen die nordafrikanische Küste, wo Mahdia, das Zentrum der Piraterie, belagert und zerstört werden sollte. Allerdings verbot König Karl VI. Boucicaut die Teilnahme an diesem Kreuzzug, wohl weil er Frankreich trotz des Waffenstillstands nicht aller Panzerreiter berauben wollte,²²⁷ ein Entschluss, den Boucicaut, wenn auch schwer beleidigt, akzeptierte.²²⁸ Gleichsam als Ersatz für diese verpasste Gelegenheit unternahm er, finanziell unterstützt vom Herrn von Tourraine,

²²⁵ Die Beziehung zu seinem militärischen Ziehvater kommt schön zum Ausdruck in Lalande, *Livre de fais*, S. 19-21 und S. 35-37.

²²⁶ *Livre de fais*, S. 55.

²²⁷ Ausführlicher dazu im Kapitel „Die Belagerung Mahdias“.

²²⁸ *Livre de fais*, S. 74-77.

dem Bruder des Königs, seine dritte und erfolgreichste Preussenreise.²²⁹ Dort erreichte ihn auch die Nachricht, dass Maréchal Jean de Mauquenchy gestorben sei und Karl VI. ihn, den 25jährigen (!), zum Nachfolger bestimmt habe. Diese Ernennung war keine unverdiente Ehrung, denn trotz seiner jungen Jahre hatte sich Boucicaut ein beachtliches Dossier an militärischen Erfahrungen zusammengestellt, welches neben Tournieren, Belagerungen und Scharmützeln in Flandern, Südfrankreich und Spanien auch Kreuzzüge (Preussenreisen) und eine Pilgerreise umfasste. Dies zeichnete Boucicaut eindeutig als fähigen Panzerreiter aus. Zudem scheint die Beförderung zum Maréchal, die am Weihnachtstag 1391 vollzogen worden ist, eine Belohnung für zehn Jahre treue Dienste für das Königshaus gewesen zu sein.²³⁰

In der darauf folgenden Zeit, in die auch seine Heirat fällt, war Boucicaut vorwiegend mit dem Schutz der Grenzen beschäftigt. Es erscheint als schon selbstverständlich, dass Boucicaut 1396 im Gefolge von Johann von Nevers am Kreuzzug gegen die Türken, der vor Nikopolis ein so tragisches Ende nehmen sollte, teilnahm.

Im März 1401 wurde Boucicaut zum Gouverneur von Genua ernannt. Auf seine Erfolge, Irrtümer und Schwächen als Politiker in Genua möchte ich nicht eingehen, wohl aber auf die Kreuzzüge, die er in seiner Funktion als Gouverneur von Genua leitete.²³¹ 1402 legte Janus von Lusignan, der König von Zypern, einen Belagerungsring um die genuesische Handelsstadt Famagouste. Daraufhin beschloss Boucicaut, persönlich ein Entsatzheer nach Zypern zu führen, um den König in die Schranken zu weisen. Boucicaut und seine Truppen stachen im April 1403 in See. Das Ziel war Rhodos, wo der Gouverneur den Grossmeister des Johanniter-Ordens traf, um Friedensverhandlungen mit dem zyprischen König zu lancieren.²³² Auf der Weiterfahrt nach Zypern führte Boucicaut aber seine Truppen zunächst gegen Ecalandour (Alaya), um diese wichtige Hafenstadt den Ungläubigen zu entreissen und eine gute Ausgangsbasis für militärische Operationen gegen Zypern zu besitzen.²³³ Und tatsächlich gelang es Boucicauts Heer nach zweitägiger Schlacht, zunächst die Türme und Mauern des Hafengebietes zu erstürmen und von da aus plündernd und mordend in die Stadt einzudringen. Noch hier in Alaya erreichte Boucicaut die Nachricht, dass der König von Zypern nun doch einem Friedensvertrag zustimmen würde, weshalb die eben eroberte Stadt

²²⁹ Dies zeigt nebenbei schön, dass die Preussenreisen Unternehmen sind, die von der Krone nicht nur gebilligt, sondern eigentlich gefördert wurden. Dazu auch Housley, *One Man and his War*, S. 36.

²³⁰ Lalande, *Jean II le Meingre*, S. 39.

²³¹ Zu den Erlebnissen Boucicauts als Politiker siehe Lalande, *Jean II le Meingre*, S. 98-102 und S. 127-165. Zu den Kreuzzügen siehe *Livre des fais*, S. 218-254 und 344-360 (für Alexandria). Ausführlich dazu Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 399-513.

²³² Lalande, *Jean II le Meingre*, S. 107.

²³³ *Livre de fais*, S. 221-223.

wieder aufgegeben wurde.²³⁴ Nachdem in Zypern der Friedensvertrag geschlossen worden war, dachte Boucicaut nicht an Rückkehr, sondern wandte sich gegen Alexandria, denn er glaubte, dass zunächst Ägypten angegriffen werden musste, um den Ungläubigen den Todesstoss zu versetzen.²³⁵ Widrige Winde zwangen Boucicaut allerdings, von seinem Vorhaben abzurücken. Daraufhin führte der Maréchal seine Truppen an die syrische Küste, um einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu eröffnen. Zunächst landete Boucicaut mit seinen Truppen und unterstützt von Rittern des Johanniter-Ordens vor Tripolis. Er führte vor den Toren der Stadt mehrere Schlachten gegen die Ungläubigen, ohne aber die Stadt erobern zu können. Die Kreuzzugsliga wandte sich daraufhin nach Süden, wo sie zunächst das kleine und ungeschützte Boton (Batroun) zerstörte, nur wenige Tage später auch in Beirut eindrang, die Stadt plünderte und in Brand setzte. Weiter südlich, nach der Landung vor Saïde, gerieten die Kreuzfahrer allerdings an ein numerisch überlegenes feindliches Heer und mussten sich auf ihre Schiffe zurückziehen. Nun ordnete Boucicaut den Rückzug an. Jahre später, 1407, plante Boucicaut zusammen mit dem König von Zypern erneut die Unterwerfung Alexandrias, ohne die Pläne jemals in Tat umsetzen zu können.²³⁶

Neben diesen militärischen Unternehmen bewährte sich Boucicaut nicht nur als Gouverneur von Genua, sondern war auch der Initiator der Gründung eines Ritterordens. 1415 wurde er in der Schlacht bei Azincourt gefangengenommen und verbrachte deshalb den Rest seines Lebens in England. Als er 1421 starb, wurde sein Leichnam nach Frankreich überführt und im Chor von St-Martin in Tours beigesetzt.

2.6.2. Der *Livre des fais*

Der *Livre des fais* wurde 1409 fertiggestellt.²³⁷ Er wurde im Auftrag von *gentilz hommes* geschrieben, die Boucicaut schon von seiner Kindheit an kannten und an einigen seiner Unternehmen teilgenommen hatten.²³⁸ Über den Verfasser dieser Ritterbiographie herrscht allerdings noch Unklarheit. Man hat darunter neben Freunden von Boucicaut auch dessen Ehefrau vermutet, und immer wieder fällt in diesem Zusammenhang der Name von Christine de Pisan.²³⁹ Dies wird nicht allein dadurch begründet, dass sich Boucicaut und Pisan gekannt haben, sondern vor allem durch zahlreiche Parallelen in Inhalt und in der Weltanschauung, die

²³⁴ Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 428-430.

²³⁵ Lalande, Jean II le Meingre, S. 110f. Die Überlegungen, welche Boucicaut veranlassten Alexandria als Ziel eines Angriffs auszuwählen, werden im Kapitel „Philippe de Mézières und das strategische Denken im Spätmittelalter“ behandelt.

²³⁶ Ausführlich Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 505-513.

²³⁷ Im Folgenden nach der kritischen Ausgaben von Lalande. Zeitliche Angabe zur Fertigstellung des *Livre de fais* ebd., S. XXI-XXIII.

²³⁸ *Livre des fais*, S. XXIII, Zitat S. 10.

²³⁹ Siehe Lalande, *Livre de fais*, S. XXX-XXXVIII.

im *Livre* wie auch in Christine de Pisans Werk zum Ausdruck kommt.²⁴⁰ Allerdings spricht noch mehr gegen eine Urheberschaft Chritine de Pisans, und man kann davon ausgehen, dass der Autor dem Kreis von Adligen mit militärischem Hintergrund oder dem Klerus zuzurechen ist.²⁴¹ Sicher ist nur, dass der Verfasser dieser Ritterbiographie ein professioneller und geübter Schreiber gewesen sein muss.

Eine Biographie bezeichnet man gemeinhin als die Darstellung der Lebensgeschichte eines Menschen sowohl hinsichtlich der äusseren Lebensumstände und Ereignisse – besonders in ihrer Verstrickung mit den historischen und sozialen Verhältnissen der Zeit –, als auch hinsichtlich der geistig-seelischen Entwicklung. Somit sind zumindest seit dem Positivismus des 19. Jahrhunderts die Wiedergabe von Fakten, Objektivität in der Bewertung und Verzicht auf belletristische Ausschmückung des nicht Belegbaren die wesentlichen Merkmale einer Biographie.²⁴² Der Autor des *Livre des fais* darf allerdings nicht den Anspruch erheben, das Leben Boucicauts historisch korrekt wiederzugeben, da er stets darum bemüht ist, die Hauptfigur ins beste Licht zu rücken. Das Werk besitzt deshalb über weite Strecken hinweg entweder einen apologetischen (besonders in Bezug auf Boucicauts politische Tätigkeit) oder aber einen idealisierenden Charakter (in sämtlichen militärischen Bereichen).²⁴³ Der *Livre* kann somit nach heutigem Verständnis nicht als eigentliche Biographie bezeichnet werden. Allerdings kann der *Livre* auch nicht wirklich dem Genre des biographischen Romans zugeordnet werden. Unter dem biographischen Roman versteht man eine Lebensbeschreibung von historischen Persönlichkeiten in romanhafter Form unter freier Verwertung historisch-biographischer Daten und unter Hinzufügen von Ereignissen, Figuren, Begegnungen, Gesprächen und Gedanken. Der Verfasser des *Livre* besass aber in vielen Bereichen detaillierte Informationen, fügte niemals frei erfundene Ereignisse oder Figuren hinzu und erteilt meist sehr präzise Auskunft;²⁴⁴ er erlaubt sich bisweilen lediglich einen grosszügigen Umgang mit dem vorgelegten Material. Beim Versuch den *Livre* genauer einzuordnen, hilft der mehrmals geäusserte Hinweis des Verfassers weiter, er habe den *Livre* geschrieben, um in der Figur Boucicauts den jüngeren Rittern ein leuchtendes Beispiel eines wahren Ritters zu präsentieren.²⁴⁵ Hinter dem, was leicht als plumpe Lobhudelei und Propaganda ausgelegt werden kann, verbirgt sich demnach ein moralischer Anspruch, denn der Autor projiziert in

²⁴⁰ Zahlreiche Beispiele bei Lalande, *Livre de fais*, S. XLVI-XLVII. Er übersieht dabei noch das wichtige Detail, dass der *Livre de fais* wie schon die *Epistre Othéa* die Frauen als Massstab und Schiedsrichterinnen für das höfische Benehmen betrachtet. Vgl. dazu *Livre de fais*, S. 83.

²⁴¹ Lalande, *Livre de fais*, S. XLVIII.

²⁴² Nach Hölzle, *Die Biographie*, S. 55f.

²⁴³ Zum historischen Wert des *Livre* äusserst sich ausführlich Lalande, *Livre de fais*, S. XXX-XXXVIII.

²⁴⁴ Siehe dazu auch Lalande, *Jean II le Meingre*, S. 184f.

²⁴⁵ Stellen, in denen auf die Absicht hingedeutet wird, Boucicaut als Vorbild für andere darzustellen im *Livre des fais*, S. 8, 10, 35, 300, 365, 394, 410, 448, 450 und 458.

die Figur Boucicauts das spätmittelalterliche Ritterideal. Ihm liegt es also weniger daran, ein historisch korrektes Bild von Boucicauts Leben zu zeichnen, sondern er benutzt Boucicaut letztlich als Medium für die Präsentation des spätmittelalterlichen Ritterideals.²⁴⁶ Diese auf Französisch verfasste Biographie erfüllt kaum die Kriterien einer Biographie oder eines biographischen Romans im modernen Sinn. Eher könnte man den *Livre* mit den Ritterspiegeln vergleichen: Er ist nicht nur in der Volkssprache verfasst, sondern ist auch nach Form und Inhalt ein Werk mit erzieherischem Charakter. Dies insofern, als er die viel geforderte Vorbildfunktion bieten will, indem das stark idealisierte Leben dieses wahren Ritters allgemein zugänglich gemacht wird und so gerade jüngere Ritter dazu animieren soll, es ihm gleich zu tun. So heisst es auch über Boucicaut, dass *ses nobles meurs et manieres [...] de vivre peuvent estre de tout bon exemple*.²⁴⁷

2.6.3. Verbreitung

Es ist heute lediglich ein Manuskript des *Livre de fais* erhalten.²⁴⁸ Es handelt sich hierbei nicht um das Original, das 1409 fertiggestellt worden war, sondern um eine spätere Abschrift. 1620 ist dann die Biographie erstmals im Druck erschienen. Es ist jedoch fraglich, ob der *Livre* bereits vor dem 17. Jahrhundert ein grösseres Publikum erreicht hat. Ich habe den *Livre* auch nicht als Quelle ausgewählt, um das spätmittelalterliche Ritterideal zu rekonstruieren. Der *Livre* ist vielmehr als die abschliessende Quelle zur Untersuchung dieses Ritterideals zu betrachten. Dies einerseits, weil das 1409 fertiggestellte Werk zeitlich gesehen nach den bisher betrachteten Ritterspiegeln entstanden ist. Der *Livre* ist auch inhaltlich gesehen die abschliessende Quelle, da hier gezeigt wird, wie das spätmittelalterliche Ritterideal von diesem anonymen Verfasser übernommen und verarbeitet, das heisst auf das wirkliche Leben eines herausragenden Ritters übertragen wurde. Der *Livre des fais* ist somit auch der Beweis für die allgemeine Anerkennung des spätmittelalterlichen Ritterideals bei den Rittern und bei weiten Teilen der (gehobenen) Gesellschaft und zeigt, wie tief verankert, ja wie selbstverständlich die Vorstellung des idealen Ritters in der Mentalität dieser Menschen war.

²⁴⁶ Siehe dazu auch Gaucher, *La biographie chevaleresque*, insbesondere S. 509-606, und Housley, *One man and his wars*, S. 30.

²⁴⁷ *Livre de fais*, S. 391. Es handelt sich hierbei aber um Ähnlichkeiten mit den Ritterspiegeln, was nicht bedeutet, dass jede mittelalterliche Ritterbiographie auch als Ritterspiegel aufgefasst werden kann. Dazu unterscheiden sich die beiden Quellengattungen zu stark in Stoff, Aufbau und Anspruch, den sie erheben.

²⁴⁸ Nach Lalande, *Livre des fais*, S. XII-XXI.

2.6.4. ‚Verwirklichung‘ des Ritterideals im *Livre des fais*

Die Biographie beschreibt Boucicaut als einen Ritter, der alles hatte: [...] *des vertus, bonnes meurs et condicion*.²⁴⁹ Oder besser gesagt, der Verfasser der Biographie schreibt diese Eigenschaften einem durch und durch idealisierten Ritter zu. Dass der *Maréchal* der ideale Ritter sei, beweise allein schon sein Äusseres. Er sei gross und fest gebaut, mit breiter Brust und mächtigen Schultern. Ausserdem sei er stark, und in seinen Augen liege eine Kühnheit, die sämtliche Feinde erzittern lasse.²⁵⁰

Boucicaut ist aber nicht nur rein äusserlich ein wahrer Ritter, sondern er ist auch in seinen Taten ein Held und er besitzt sämtliche Tugenden, welche ein idealer Ritter braucht. Das gilt zunächst für die kirchlich-religiösen, kriegerisch-feudalen und höfischen Rittertugenden, die bereits im Hochmittelalter formuliert worden waren. Diese sind nun endgültig aus der Sphäre des rein Theoretischen herausgelöst und auf das praktische Leben, das heisst auf eine reale Lebensgeschichte übertragen worden. Sie verlieren dadurch ihren ursprünglich recht abstrakten und oft weltfremden Charakter und werden nun definitiv in den Ritteralltag aufgenommen. Ich werde einige der wichtigsten Rittertugenden in ihrem praktischen Kontext, der sie für andere Ritter viel leichter nachvollziehbar macht, vorstellen.²⁵¹

Der in der hochmittelalterlichen höfischen Literatur formulierte, rein theoretische Tugendkatalog ist hier mit einer realen Biographie verflochten worden. Dies lässt sich zum Beispiel an den religiösen Rittertugenden verdeutlichen. Boucicauts Barmherzigkeit ist nicht mehr bloss eine abstrakte Tugend, die lediglich als Attribut für einen vorbildlichen Helden figuriert. Es ist ein typisches Charakteristikum der Ritterspiegel, dass es nun nicht mehr bloss heissen kann: „Der tapfere und barmherzige Boucicaut ritt in die Provence.“ Hier wird die Barmherzigkeit in einen praktischen Kontext integriert, indem genau gesagt wird, wo Boucicaut einem Armenheim 600 *francs* gespendet hat, damit man sich Betten kaufen könne, nämlich in *la sainte place en Provence ou Marie Magelaine fist sa penitence*.²⁵² Solche guten Taten machte Boucicaut natürlich nie publik, da dies die Tugend der Bescheidenheit untersagte.²⁵³ Auch der Schutz der Witwen und Waisen war für Boucicaut keine blosses Floskel: Anfang des Jahres 1400 war Frankreich durch die Geisteskrankheit Karl VI. und durch den offenen Kampf zwischen den Häusern Burgund und Orléans ins Chaos gestürzt

²⁴⁹ *Livre des fais*, S. 390.

²⁵⁰ *Livre des fais*, S. 392f.

²⁵¹ Ich verzichte hierbei auf ein systematisches Vorgehen wie bei den übrigen Ritteridealen, sondern greife die besten Beispiele heraus. Zunächst werde ich die ‚klassischen‘, d.h. hochmittelalterlichen Rittertugenden betrachten und im Anschluss daran diejenigen, welche im Spätmittelalter neu dazugekommen sind. Für die ausführliche Auflistung aller Tugenden verweise ich auf die Tabelle im Anhang.

²⁵² *Livre des fais*, S. 399f.

²⁵³ *Livre des fais*, S. 395.

worden. Dadurch und durch die Niederlage bei Nikopolis sowie durch Epidemien waren viele (adlige) Frauen zu Witwen und Kinder zu Waisen geworden. Sie waren nun Willkürakten und tätlichen Angriffen schutzlos ausgeliefert.²⁵⁴ Vor diesem Hintergrund stiftete Boucicaut am 11. April 1400 den *Ordre de l'escu vert a la dame blanche*.²⁵⁵ Die dreizehn Mitglieder, die der Orden hatte, setzten sich zum Ziel, die Ehre der Frauen und ihren Besitz in solch harten Zeiten zu schützen.²⁵⁶ Verliert sich das weitere Geschick des Ordens im Dunkel der Geschichte, wird doch deutlich, wie den vormals rein theoretischen Tugenden nun Substanz verliehen wurde. Ein weiteres Beispiel für die praktische Umsetzung bzw. die ‚Verwirklichung‘ einer kirchlich-religiösen Rittertugend bietet die Frömmigkeit:²⁵⁷ *Il aime Dieu et doute sur toute riens, et est tres devout.*²⁵⁸ Das wird allerdings noch ausführlicher erklärt. So sagt Boucicaut bzw. der ideale Ritter jeden Tag seine Gebete und hört jeden Tag zwei Messen, während derer er auf dem Boden kniet. *Ne nul n'oseroit parler a lui tandis qu'il est a ses messes et qu'il dit son service; et moult devotement prie Dieu.*²⁵⁹ Im Anschluss daran wird gar erklärt, wie und für was Boucicaut jeweils betet. Niemals würde er es wagen, von Gott etwas zu verlangen oder gar Forderungen zu stellen. Er bittet um Hilfe für sich und die Menschen. Zudem wird nicht nur gezeigt, wie man fromme Taten vollbringen kann, sondern auch, wie man reine Gedanken erlangt.

Es sollen aber auch einige kriegerisch-feudale Tugenden in ihrer praktischen Umsetzung betrachtet werden. So wird Boucicaut nicht nur oft als mutig bezeichnet, sondern muss diesen Mut auch gleich in zahlreichen gefährlichen Situationen beweisen. Er kämpfte beispielsweise bei einem Sturm auf befestigte Plätze immer in vorderster Reihe mit und stand jeweils als erster auf der Mauer des zu erobernden Platzes.²⁶⁰ Er scheute niemals einen Zweikampf, auch nicht gegen Pierre de Courtenay, *[qui] avoit traversé tout le royaume de France, mais oncques n'avoit peu trouver chevalier qui eust osé joster a lui de fer de glaive.*²⁶¹ Die beste Möglichkeit, seinen Mut zu demonstrieren und somit auch Ehre zu erlangen, bot sich aber in kriegerischen Auseinandersetzungen. Und tatsächlich musste sich Boucicaut in allen von Charny in seiner „Ehren-Skala“ beschriebenen Situationen bewähren: Er verlor keinen

²⁵⁴ Christine de Pisan schilderte die Situation der Frauen in dieser Zeit, die sie ja aus eigener Erfahrung nur zu gut kannte, eindrücklich in ihren Balladen. Vgl. dazu *Oevres poétiques*, I, S. 213-214.

²⁵⁵ Zur Gründung des „Ordens weisse Dame mit dem grünen Schild“ siehe *Livre des fais*, S. 160-165. Auf S. 165-171 sind die Statuten des Ordens aufgeführt. Weiss symbolisiert die Witwen und grün ist die Farbe der Hoffnung.

²⁵⁶ Von der Dankbarkeit der Frauen zeugen die Loblieder Pisans auf den Orden und seine dreizehn Mitglieder. Vgl. dazu Pisan, *Oevres poétiques*, I, S. 220f.

²⁵⁷ *Livre des fais*, S. 395-401.

²⁵⁸ *Livre des fais*, S. 395.

²⁵⁹ *Livre des fais*, S. 395f.

²⁶⁰ *Livre des fais*, S. 45.

²⁶¹ *Livre des fais*, S. 53.

Zweikampf und brillierte an Tournieren, an denen er teilnahm.²⁶² Er kämpfte in den lokalen Kriegen, die vor allem von seinem „Ziehvater“ dem Herzog von Bourbon in Flandern und Frankreich geführt wurden.²⁶³ Darüber hinaus nahm Boucicaut an grossen Feldschlachten teil, und war vermutlich der einzige französische Panzerreiter, der in allen drei grossen Schlachten der Zeit – Roosebeke, Nikopolis und Azincourt – kämpfte.²⁶⁴ Und als Krönung seiner Heldentaten unternahm er Reisen in weit entfernte Länder, wie eine Pilgerreise nach Jerusalem sowie mehrere Kreuzzüge, davon drei Preussenreisen. Hier ist also nicht nur die alte Forderung nach Mut sondern auch Charnys Skala praktisch umgesetzt worden.²⁶⁵ Und auch für die immer wieder erhobene Forderung nach Loyalität gegenüber seinen Mitstreitern und nach Treue in der Freundschaft bietet der *Livre* gleich ein schönes Beispiel. Als er auf seiner Pilgerreise erfährt, dass der Graf von Artois vom Sultan gefangen gehalten wird, weigert sich Boucicaut, nach Europa zurückzukehren, und geht zusammen mit seinem Mitstreiter ins Gefängnis.²⁶⁶

Selbstredend besitzt der ideale Ritter, wie er in Boucicaut verkörpert wird, auch höfische Tugenden. Das wird deutlich, als sich Boucicaut für längere Zeit in hochadliger Gesellschaft aufhält: *Si fut tout cel yver a sejour avec le roy, en gieux et en esbatemens avec les dames qui de sa presence estoient joyeuses; car tout ainsi qu'il estoit propice et vaillant en fait d'armes, semblablement estoit tres avenant et gracieux de toutes choses entre dames et demoiselles, et bien y savoit son estre.*²⁶⁷ Unter all den höfischen Tugenden, welche Boucicaut besessen haben soll, möchte ich seine rhetorischen Fähigkeiten näher betrachten, da sie sehr schön in die Praxis übertragen worden sind. So besitzen nicht alle Menschen von Geburt an eine gehobene Eloquenz. Dies ist aber nicht weiter schlimm, da man sich diese Fähigkeit durch ständiges Üben aneignen könne (*usage rent maistre*).²⁶⁸ Zuerst muss der Klang der Stimme weich und süss werden, das ist gediegen und schafft Vertrauen beim Zuhörer. Dann muss man lernen, seine Gedanken geordnet zu präsentieren, während des Sprechens stets sachlich und freundlich zu bleiben und sein Gegenüber nicht zu beleidigen. Nur so kann man auf seine Zuhörer, seien das nun Damen oder Ritter, eingehen und einwirken. Diese ihm eigene Eloquenz ist dem Maréchal nicht nur dann nützlich, wenn er im Kampf seine Männer instruiert und motiviert, sondern auch in seiner politischen Funktion als Gouverneur von

²⁶² Livre des fais, S. 47-55 oder S. 65-74.

²⁶³ Livre des fais, Kapitel V, X, XII, XIII oder XV.

²⁶⁴ Dazu auch Housley, One man and his wars, S. 28.

²⁶⁵ Wobei es keinerlei Beweise dafür zu geben scheint, dass der Verfasser des *Livre de fais* Charnys Werk gekannt hat. Hier läge demnach ein Beweis vor, dass die Vorstellungen um das spätmittelalterliche Ritterideal am Ende des 14. Jahrhunderts bereits Allgemeingut gewesen sind.

²⁶⁶ Livre des fais, S. 63.

²⁶⁷ Livre des fais, S. 83.

²⁶⁸ Im Folgenden nach Livre des fais, S. 427-431. Zitat S. 428f.

Genua, wo er sich mehrmals an die Öffentlichkeit wendet und mit seinen Reden die Massen mitzureissen vermag.²⁶⁹

Dass das Ritterideal in seiner spätmittelalterlichen Form endgültig akzeptiert wurde, indem man es auf reale Bedingungen und Figuren übertrug, wird bei jenen Aspekten deutlich, die scheinbar erst im Spätmittelalter ihre definitive Ausformung erhalten hatten. Hierzu gehört zunächst die Tugend der Gerechtigkeit, die in den Ritterspiegeln stets auf konkrete politische Situationen übertragen worden ist. Boucicaut ist sehr gerecht, weil er in seiner Rechtsprechung weder zu hart noch zu sanft ist und weil er genau versteht, einen Ausgleich zwischen dem Allgemeinwohl und den Bedürfnissen Einzelner zu finden. Verdeutlicht wird dies an Beispielen aus seiner Regierungszeit in Genua, wo er vielfach Streitigkeiten zwischen verschiedenen bürgerlichen Parteien schlichten musste, was er stets zur Zufriedenheit aller Beteiligten getan hat. So konnte er die Ordnung wieder herstellen.²⁷⁰

Ein weiterer politischer Aspekt, der in den Ritterspiegeln immer wieder zum Ausdruck gebracht wird, ist jener der Beratertätigkeit der Ritter. Denn diese sind dazu verpflichtet, ihrem Fürsten nicht nur militärische Hilfe zu leisten, sondern ihm auch als Ratgeber zu Seite zu stehen. Diese Funktion erfüllt Boucicaut in zahlreichen Situationen, sei es als politischer Berater des Königs, als Gouverneur von Genua oder als Berater in militärischen Belangen. So bat Philipp der Kühne seinen Sohn Johann darum, während des Kreuzzuges gegen Bajazed stets auf Boucicauts Rat zu hören, obwohl dieser eigentlich gar nie zum innersten Beraterstab des Herzogs von Burgund gehört hatte.²⁷¹

Eine wiederholt formulierte Forderung in den Ritterspiegeln ist auch jene nach einer guten Allgemeinbildung. Boucicaut besuchte schon als kleines Kind die Schule und war sein Leben lang darum bemüht, sich weiterzubilden.²⁷² Deshalb konnte er gut lesen – am liebsten Rittergeschichten wie jene von Lanzelot oder von Tristan – und so gut schreiben, dass er sich als Verfasser von Balladen versuchte.²⁷³ Darüber hinaus war Boucicaut ein Freund der Wissenschaften, so dass man ihn in Anspielung auf die alten Philosophen, die Ritter der Weisheit genannt worden seien, durchaus als *philosphe d'armes* bezeichnen konnte.

Neben der Allgemeinbildung sollte der Ritter aber auch in der Kunst des Krieges bewandert sein, was konkret bedeutet, dass er sich das theoretische Wissen um Taktik und Strategie aneignen musste. Dazu gehört zunächst die Kenntnis um taktische Elemente, die in der Feldschlacht nützlich werden konnten. Dies beinhaltet neben dem Aufstellen der Ritter in

²⁶⁹ Livre des fais, S. 193f.

²⁷⁰ Livre des fais, S. 193 und S. 427-431.

²⁷¹ Livre des fais, S. 88-91.

²⁷² Livre des fais, S. 14.

²⁷³ Livre des fais, S. 28 und S. 32.

einer sauberen Schlachtreihe oder in mehreren Treffen auch das Zusammenspiel von verschiedenen Waffengattungen und das Durchführen eines saubern Rückzuggefechts.²⁷⁴ Auch das Plündern wird nicht als Kriegsverbrechen betrachtet, sondern als eigentliches taktisches Mittel, dem Feind ein Maximum an Schaden zuzufügen.²⁷⁵ Interessant ist nun aber, dass im *Livre des fais*, nicht anders als schon bei Charny, der Schwerpunkt auf das Wissen um die taktischen Elemente für eine Belagerung bzw. die Verteidigung gelegt wird. Dies hängt sicher damit zusammen, dass im Alltag des Ritters diese Form des Krieges eine ungemein bedeutendere Rolle spielte als die Feldschlachten: Während in der Biographie neben einigen Scharmützeln, Zweikämpfen und Tournieren genau zwei grössere Feldschlachten beschrieben werden – die von Roosebeke und die von Nikopolis –, bewährt sich Boucicaut in Dutzenden von Belagerungen. Wie schon bei Charny zum Ausdruck kam, ist dies eine durchaus ehrenvolle Betätigung für einen Ritter, und Boucicaut scheint es gerade auf diesem Gebiet zu einer grossen Spezialisierung gebracht zu haben. Bereits bei Charny ist deutlich geworden, dass die Ritter im Belagerungskrieg von zweifacher Bedeutung sind. Denn einerseits wurden aus der Ritterschaft die kompetentesten Kommandanten für solche Kriegssituationen rekrutiert, und andererseits bildeten die Panzerreiter die eigentliche Elitetruppe bei der Verteidigung wie auch beim Sturm auf einen befestigten Ort. Während Charny eher die Sichtweise der Verteidiger beschreibt, kommt bei Boucicaut stärker jene der Belagerer und Angreifer zum Ausdruck. Der ideale Ritter ist demnach gerade bei Belagerungen ein eigentlicher Elitesoldat, der auch unter heftiger Gegenwehr und im Pfeilhagel unbeirrt gegen den Feind anrückt, die Sturmleiter hochklettert und versucht als erster auf der Mauer zu sein.²⁷⁶ Dazu gehört auch die Fähigkeit, dass Boucicaut *combatant a pié devant la porte* ebenso wirkungsvoll eingesetzt werden kann wie zu Pferd in der Feldschlacht.²⁷⁷ Darüber hinaus ist ein echter Ritter mit seinem Wissen um verschiedene taktische Möglichkeiten der geeignete Kommandant im Belagerungskrieg. Der ideale Ritter versteht es, einen Belagerungsring um eine Burg oder eine Stadt zu legen, so wie Boucicaut, der nach der Krankheit von König Karl VI. das Kommando übernommen hat und gegen die Burg Roc-du-Sac zieht: *et si mist son siege en si belle ordonnance que tous l'en louerent et que il sembla*

²⁷⁴ *Livre des fais*, S. 247-250 und S. 234-243. Hier wird neben einem Rückzuggefecht auch die Schlachtaufstellung beschrieben, wobei Boucicaut die Fusssoldaten im Zentrum und die Kavallerie auf den Flügeln positioniert. Siehe dazu auch Lalande, Jean II le Meingre, S. 112. Er scheint demnach die Taktik der östlichen Kulturen zu kennen, die darauf abzielt, den westlichen Gegner zu umzingeln, und begegnet dieser Gefahr mit eben genannter Aufstellung. Ausführliche Diskussion um den Wert der Ritter bei Belagerungen im Kapitel „Die Belagerung“.

²⁷⁵ Dies wird besonders deutlich auf Boucicaus Kreuzzug und der Niederwerfung der Städte an der türkischen und syrischen Küste. *Livre des fais*, S. 221-250.

²⁷⁶ *Livre des fais*, S. 38 und S. 45.

²⁷⁷ *Livre des fais*, S. 49.

*bien que il estoit ja duit de son mestier.*²⁷⁸ Nachdem Boucicaut den Belagerungsring errichtet hatte, war es seine Aufgabe, den Sturm vorzubereiten. Dabei wusste er auch die Artillerie am geeigneten Ort einzusetzen und hatte eine Auge dafür, wo die Sturmleitern und Minen am besten anzusetzen sind.²⁷⁹ Danach stellte er die verschiedenen Waffengattungen (Ritter, Bogenschützen und bei amphibischen Unternehmen seegestützte Truppen) da auf, wo sie die grösste Wirkung erzielen konnten.²⁸⁰ Und *quant toute l'ordonnance fu faicte, qui fu faict [...] adont pour commencier l'assault prirent trompettes a sonner si hault que touo en retentissoit.*²⁸¹

Das letzte Zitat leitet gleich zur nächsten und radikalsten Forderung des spätmittelalterlichen Ritterideals über. Implizit wird hier gesagt, dass die Truppen in ihren Stellungen bleiben, bis das Signal zum Angriff gegeben wird. Das setzt voraus, dass in diesem Heer eine klare Befehlshierarchie herrscht und jeder weiss, auf wessen Befehle und Signale er zu achten hat. Zugleich müssen die Soldaten und Ritter auch gewillt sein, die Befehle anzunehmen und auszuführen. Es musste daher in diesem Heer eine eiserne Disziplin herrschen, in der es keine unautorisierten Vorstösse von Einzelnen gab und jeder bereit war, seine persönlichen Ansichten dem Kollektiv unterzuordnen. Es ist doch erstaunlich zu sehen, wie die Forderungen nach hierarchischen Strukturen und Disziplin – und somit die Aufgabe des hochmittelalterliche Ideals des unabhängigen ‚fahrenden Ritters‘ – im *Livre des fais* umgesetzt worden sind. So hatte Boucicaut – der idealisierte Ritter im *Livre des fais*, denn die Wirklichkeit sah, wie zu zeigen sein wird, völlig anders aus – keinerlei Probleme, Befehle, auch wenn sie ihm widerstrebten, anzunehmen. Er akzeptierte zum Beispiel den Befehl von Karl VI., nicht nach Mahdia zu fahren oder marschierte mit seinen französischen Mitstreitern vor der Schlacht gehorsam auf; *tout a temps pour eulx mettre en tres belle ordonnance.*²⁸² Andererseits hatte er als Kommandant seine Truppen stets im Griff. So ist es schon auffällig, dass die anderen Panzerreiter nicht mit, sondern unter (*soubz*) Boucicaut kämpften, *et lui, comme tres sage chevetaine bien les savoit tenir et gouverner.*²⁸³ Und Boucicaut war auch ständig darum bemüht, *la discipline de chevalerie* aufrecht zu erhalten.²⁸⁴ Gerade im Kampfgetümmel erlaubten es die eiserne Disziplin und die klare Hierarchie, die in Boucicaus Truppen herrschten, Befehle unverzüglich umzusetzen. Dies wird in den verschiedenen Schlachtenbeschreibungen deutlich, in denen Boucicaut seine Männer in sauberer

²⁷⁸ *Livre des fais*, S. 85.

²⁷⁹ *Livre des fais*, S. 45 und 202.

²⁸⁰ *Livre des fais*, S. 223.

²⁸¹ *Livre des fais*, S. 224.

²⁸² *Livre des fais*, S. 74-77 und S. 104 (Zitat).

²⁸³ *Livre des fais*, S. 84.

²⁸⁴ *Livre des fais*, S. 197 (Zitat) und S. 402-404.

Schlachtordnung aufstellte und selbst während des Kampfes so in der Hand hat, dass auf einzelne Befehle und Trompetensignale hin ganze Truppenkörper sofort umgestellt werden konnten.²⁸⁵ Eine wichtige Forderung an die Ritter scheint in diesem Zusammenhang jene zu sein, dass sie sich auf ein Signal hin regroupieren sollen.²⁸⁶ Es scheint demnach ein typisches Merkmal im *Livre* zu sein, dass jedes Mal, wenn Boucicaud Befehle gibt, oder allgemeiner, wenn ein idealer Ritter Befehle erteilt, Trompeten bzw. das Feldspiel erwähnt werden. Auf dieses Phänomen soll daher an dieser Stelle kurz eingegangen werden. Bereits die Ägypter kannten mit Sicherheit das Feldspiel, welches spätestens seit dieser Zeit Bestandteil sämtlicher Heere ist.²⁸⁷ Das älteste Instrument, dem man in den europäischen Heeren, das heisst den Heeren der Völkerwanderungszeit begegnet, ist das Horn. Schon zu Beginn des Mittelalters verwandelte sich das Horn in die leichtere Trompete, deren grellen Töne den Kampflärm besser zu durchdringen vermochten. Neben der Trompete waren im Mittelalter vor allem die Pauke und die Trommel in Gebrauch.²⁸⁸ Das Feldspiel erfüllte verschiedene Aufgaben: Es sollte den Mut in der Schlacht bzw. beim ersten Anrennen erhöhen und diente zur Zerstreung auf dem Marsch.²⁸⁹ Die wichtigste Aufgabe war aber, wie hier im *Livre des fais*, jene als Signal, zum Übermitteln von Befehlen über grössere Distanzen und während des Kampfes. Einen ähnlich wichtigen Zweck erfüllten auch die Fahnen, deren Gebrauch in den Heeren ebenfalls historisch weit zurückreicht.²⁹⁰ Die Fahnen dienen als Ausgangspunkt des Befehls und als weithin sichtbarer Versammlungspunkt. So erstaunt es nicht, dass die Erwähnung von Instrumenten und Fahnen in engem Zusammenhang mit der Beschreibung des idealen Ritters, der Befehle erteilt, steht.

Aber nicht nur die Forderung nach Hierarchie und Disziplin ist von Boucicaud umgesetzt worden, sondern auch jene ursprünglich griechisch-römische Ansicht, den Körper zu trainieren und den Umgang mit Waffen ständig zu üben und zu verfeinern. So wird geschildert, wie der gerade zwölfjährige Boucicaud, nachdem er die Waffen genommen hatte, jede freie Minute nutzte, um seinen Körper zu stärken, abzuhärten und den Umgang mit Waffen zu üben.²⁹¹ Er entwickelte ein eigentliches Trainingsprogramm, welches ihm erlaubte, auch im Krieg, vor allem bei Belagerungen, die erfahrungsgemäss längere Zeit dauern konnten, täglich Sport und Krafttraining zu treiben. Er lief viel, *pour accoustumer a avoir longue aleine et souffrir longument travail*, er hob Gewichte oder hangelte sich ohne die Füsse

²⁸⁵ So zum Beispiel im *Livre des fais*, S. 84f., S. 223f., S. 237-43, S. 403 oder S. 432.

²⁸⁶ Fidenzio von Padua zitiert nach Verbruggen, *Art of Warfare*, S. 265

²⁸⁷ Im Folgenden nach Boeheim, *Waffenkunde*, S. 512f.

²⁸⁸ Boeheim, *Waffenkunde*, S. 513.

²⁸⁹ Siehe dazu Lazenby, *Killing Zone*, S. 90, der die Funktion des Feldspiels bei den Spartanern untersucht.

²⁹⁰ Boeheim, *Waffenkunde*, S. 501.

²⁹¹ *Livre des fais*, S. 24-26.

zu benutzen Leitern hoch.²⁹² Daneben hatte er schon als Kind begonnen, die Lanze zu werfen und mit dem Schwert Schläge zu führen.²⁹³ Dies sind Übungen, welche er auch im Feld, oft im Wettbewerb mit anderen Rittern, durchführte.²⁹⁴ Daneben sammelte Boucicaut praktische Erfahrungen in den zahlreichen lokalen Kriegen und an Tournieren, an denen er teilnahm. Hier ist nun das Ideal des Ritters, der nicht durch Luxus verweichlicht ist, sondern ständig trainiert, verwirklicht worden – zumindest in der literarischen Figur Boucicaus.

Schliesslich muss noch betont werden, dass Boucicaus Ansehen und sein Ruhm gerade darauf beruhten, dass sein tugendhaftes Verhalten und seine heroischen Taten allein Gott gewidmet waren und nicht um der Ehre Willen inszeniert wurden, was blosser Ruhmsucht, die *vaine gloire* wäre.²⁹⁵

In der Figur Boucicaus ist das spätmittelalterliche Ritterideal ‚verwirklicht‘. Und es wird deutlich, dass der Ritter dadurch, dass er diesem Ritterideal nacheifert, sein kriegerisches bzw. militärisches Potential optimal entfalten kann. Die ursprünglich antiken, aber im Zusammenhang mit dem Ritterideal spätmittelalterlichen Forderungen nach Disziplin, Hierarchie und Training haben demnach eine Verbesserung des Kampfwertes der Ritter zum Ziel.

2.7. Die inhaltliche Erstarrung des spätmittelalterlichen Ritterideals im 15. Jahrhundert: The Book of the Ordre of Chyvalry und zwei „Rittergedichte“

Beim *Book of the Ordre of Chyvalry* handelt es sich um keinen eigenständigen Ritterspiegel, sondern um die Übertragung von Lulls *Libre del ordre* ins Englische. Diese recht freie Übersetzung wurde von Caxton angefertigt, stammt etwa aus dem Jahr 1485 und ist ausführlicher und umfangreicher als das Original.²⁹⁶ Der Vergleich zwischen Lulls Original und dieser Übersetzung soll nun abschliessend zeigen, dass das spätmittelalterliche Ritterideal in den 200 Jahren, die zwischen diesen beiden Fassungen liegen, keine entscheidenden Veränderungen und Ergänzungen mehr erfuhr.²⁹⁷

Ein Blick auf die Tabelle im Anhang zeigt, dass es nur wenige Veränderungen gab. Caxtons Übersetzung ist ausführlicher, indem gegenüber Lulls Original die drei Aspekte des Ritterideals noch durch einige weitere Tugenden ergänzt werden, die so aber so keineswegs neu sind, sondern auch in anderen Ritterspiegeln vorkommen.²⁹⁸

²⁹² Livre des fais, S. 24f. Hier sind noch weitere Turnübungen für Ritter aufgelistet.

²⁹³ Livre des fais, S. 22.

²⁹⁴ Livre des fais, S. 26.

²⁹⁵ Livre des fais, S. 394f.

²⁹⁶ Ausführlichere Quellenkritik bei Byles, *The Book of the Order*, S. XXII-XXV. Jahreszahl ebd. S. XXII.

²⁹⁷ Dazu auch die Tabelle im Anhang.

²⁹⁸ So zum Beispiel das Mitleid oder die Kühnheit.

Der einzige Unterschied zu den bisher untersuchten Ritterspiegeln bildet die Forderung, dass der ideale Ritter adlig sein müsse. Bereits in anderen Ritterspiegeln ist darauf hingewiesen worden, dass der ideale Ritter eine ehrenvolle Abstammung aufzuweisen habe. Dies bezog sich allerdings stets auf die Integrität der Vorfahren des Ritters, nicht aber auf deren sozialen Rang.²⁹⁹ Die adlige Herkunft als Merkmal eines idealen Ritters fließt vermutlich erst im Laufe des 15. Jahrhunderts in das Ritterideal ein. Dies sagt dann vor allem viel über das Selbstverständnis des Rittertums in jener Zeit aus, gerade wenn man bedenkt, dass in den untersuchten Ritterspiegeln die Ritter bisher stark über ihre Aufgaben als Krieger definiert wurden.

Diese Erkenntnis bietet wohl auch den Schlüssel für das Verständnis von zwei Gedichten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die sich inhaltlich an den spätmittelalterlichen Ritterspiegeln orientierten: *Le bréviaire des nobles* von Alain Chartier und *Le psautier des vilains* von Michault Taillevent.³⁰⁰ Alain Chartier verfasste sein Gedicht 1425 und Michault Taillevent schrieb seinen *Psautier* um das Jahr 1450.³⁰¹ Beide Gedichte behandeln in dreizehn Strophen dreizehn Rittertugenden.³⁰² Ein Blick auf diese Tugenden zeigt, dass auch hier, wie schon bei Caxtons Übersetzung von Lulls Ritterspiegel, keine neuen Tugenden in das Ritterideal eingefügt werden und das Ritterideal somit inhaltlich stabil bleibt: Das Ritterideal behält die Bedeutung (konnotativen Ausformungen) bei, welche es im 14. Jahrhundert erhalten hat. Obwohl die beiden Gedichte durchwegs ritterliche Tugenden behandeln, richten sie sich nun aber nicht an Ritter, sondern ausschliesslich an Adlige. Dies wird am Beispiel der *prouesse* deutlich.³⁰³ Es ist eine Tugend, welche dem kriegerisch-feudalen Aspekt des Ritterideals zuzurechnen ist, und dementsprechend wird sie behandelt. Tapferkeit im Kampf, auch wenn das den Tod bedeutet, wird vom Leser des Gedichts gefordert – nur wird dieser nicht mit *chevalier* angesprochen, sondern *noble* genannt.

Offensichtlich erfährt das spätmittelalterliche Ritterideal im 15. Jahrhundert nicht nur eine inhaltliche Erstarrung, sondern richtet sich auch an neues Zielpublikum. Tugenden, die über Jahrhunderte hinweg den Rittern (*chevaliers, milites*) zugeschrieben wurden, werden nun auf den (hohen) Adel bezogen, ohne dass dieser an seine Funktion als Panzerreiter erinnert wird. Das Ritterideal scheint sich im 15. Jahrhundert zu einer Art Etikette zu entwickeln, welche

²⁹⁹ Die Forderung nach ehrenvoller Abstammung im katalanischen Original III,7 und III,10.

³⁰⁰ Beide in voller Länge abgedruckt in Rice, *Deux poèmes sur la chevalerie*.

³⁰¹ Rice, *Deux poèmes*, S. 56f.

³⁰² Siehe Tabelle im Anhang.

³⁰³ 6. Strophe von Chartiers Gedicht.

dazu dient, den Adel gegenüber anderen sozialen Schichten abzugrenzen, ohne dabei auf militärische Verpflichtungen und Aufgaben verweisen zu müssen.³⁰⁴

Ein interessantes Detail sei hier am Rande noch erwähnt. Die allerersten volkssprachlichen Zusammenfassungen von (allerdings nur kirchlich-religiösen) Rittertugenden zu einem explizit formulierten Ritterideal stammen aus der Feder von Geistlichen: Die anonym verfasste *Ordene* und *Le livre des manières* von Estienne de Fougières.³⁰⁵ Diese sind noch in lyrischer Form verfasst und dürften allein deshalb eher für ein kleineres (gebildetes, wahrscheinlich geistliches) Publikum gedacht gewesen sein. Erst für die untersuchten Ritterspiegel, welche aufgrund ihres erzieherischen Anspruches ein möglichst breites Publikum erreichen wollten, wurde dann die ‚leichtere‘ Prosaform gewählt.³⁰⁶ Dass nun im 15. Jahrhundert wieder auf die schwierigere aber auch ‚elegantere‘ lyrische Form zurückgegriffen wird, zeigt, dass die Verfasser dieser Ritterspiegel weniger in pädagogischer Absicht handelten und ein möglichst grosses Publikum erreichen wollten, sondern dass sie ganz bewusst für einen exklusiveren Kreis dichteten. Die Vermutung liegt nahe, dass dadurch, dass die Ritter ihre militärische Monopolstellung bzw. ihren herausragenden militärischen Wert verloren haben und sich nicht mehr über ihre militärischen Aufgaben definieren konnten, auch das Ritterideal jegliche Dynamik verloren hat.

Ohne sich in allzu spekulativen Gedankenspielen zu verirren, bleibt zusammenfassend festzuhalten, dass das spätmittelalterliche Ritterideal die Gestalt behält, die es im Laufe des 14. Jahrhunderts bekommen hat. Und weder die Übersetzung von Caxton noch weitere Ritterspiegel des 15. Jahrhunderts bieten irgendeine Ergänzung zu den Vorbildern des 14. Jahrhunderts.

2.8. Philippe de Mézières: Der militärische Aspekt des spätmittelalterlichen Ritterideals

2.8.1. Leben und historischer Kontext

Philippe de Mézières widmete sein Leben weitgehend den Angelegenheiten im Orient und den Fragen nach dem Ideal eines Ritters und ist somit zu einem der grossen Vordenker seiner Zeit avanciert.³⁰⁷ Dieser französische Schriftsteller, Ritter und Staatsmann wurde 1327 in Mézières-en-Santerre als Sohn einer Kleinadelsfamilie geboren. Nach seinem Studium bei

³⁰⁴ Diese Aussagen stützen sich allein auf die Auswertung dieser drei Ritterspiegel aus dem 15. Jahrhundert.

³⁰⁵ Siehe dazu das Kapitel „Einfluss der zeitgenössischen Literatur“.

³⁰⁶ Einerseits waren diese leichter zu verfassen. Man stelle sich vor, Charny hätte seinen Ritterspiegel als Gedicht oder Epos schreiben müssen! Andererseits ist die Prosaform sicherlich auch leichter verständlich.

³⁰⁷ Im Folgenden nach Jorga, Philippe de Mézières.

den Kanonikern von Notre-Dame d'Amiens sammelte er erste Erfahrungen als Ritter. Zunächst diente er in Italien Lucchino Visconti und dann Andreas von Ungarn. 1346 nahm er am Kreuzzug von Humbert II., des Dauphins de Viennois, teil. Er kämpfte in der Schlacht bei Smyrna, an der auch Charny und der ältere Boucicaut teilnahmen und wurde von Humbert II. zum Ritter geschlagen.³⁰⁸ Nach der Schlacht zog die Kreuzzugsliga unter dem Dauphin nach Rhodos. Humbert II. trat von hier aus die Heimreise an, während Philippe beschloss, Jerusalem und das Heilige Grab zu besuchen. Er reiste über Zypern, wo er mit König Hugo IV. zusammentraf und vor allem dessen Sohn Peter (damals noch Graf von Tripolis) kennenlernte. Philippe de Mézières sollte von nun an eine lebenslange Freundschaft mit Peter verbinden. 1346-1347 begab er sich, vielleicht zusammen mit dem ersten Boucicaut, auf die Pilgerreise ins Heilige Land. Beim Besuch des Heiligen Grabes in Jerusalem hatte Philippe de Mézières eine Vision. Er fasste damals den Beschluss, die *Militia Passionis* zu gründen, einen dem Ideal des Kreuzzuges und des Kreuzritters geweihten Ritterorden.

Nach seinem Aufenthalt im Heiligen Land fand er in Zypern bei Peter (später Peter I.) Aufnahme und Förderung. Nach seiner Thronbesteigung 1359 berief ihn dieser zum Kanzler von Zypern. Beide, der König und sein Kanzler, waren von der Überzeugung getrieben, dass ein neuer Kreuzzug gegen die Ungläubigen geführt werden müsse. Die Gründe, weshalb Philippe einen neuen Kreuzzug als absolut notwendig erachtete, legte er in der ersten Fassung der *Militia Passionis* dar.³⁰⁹ Das Heilige Land solle den Händen der Ungläubigen entrissen werden. Zudem bedürfen die Christen, die unter der Verfolgung durch die Ungläubigen zu leiden hatten, dringend des Schutzes. Deshalb sei es wichtig und notwendig, diese Feinde des Glaubens zu bekämpfen, zu vertreiben und so das Christentum auch in diese Gebiete hineinzutragen. Nicht zuletzt erhoffte sich Philippe de Mézières von einem Kreuzzug, dass dadurch ein eigentlicher Ruck durch die Christenheit ginge, man sich endlich wieder auf die christliche Lebensweise besinne und in den Schoss der einzig wahren, katholischen Kirche zurückfinde. Um dieses Ziel, den Zusammenschluss der europäischen Fürsten zu einem neuen Kreuzzug, zu erreichen, bereisten Peter I. und Mézières auf einer langen diplomatischen Reise fast ganz Europa.³¹⁰ In Avignon, den oberitalienischen Städten, dem Heiligen Römischen Reich, in Prag und in Paris warben sie von 1362-1365 für ihre Kreuzzugspläne – allerdings ohne sichtbaren Erfolg.

Aber auch ohne die erwartete Hilfe seitens der europäischen Fürstenhäuser beschloss Peter I. unterstützt von den Johannitern und von Schiffen aus Venedig und Genua, eine Flotte bereit

³⁰⁸ Jorga, Mézières, S. 54.

³⁰⁹ Nach Molinier, Description, S. 352-354.

³¹⁰ Dazu ausführlich Jorga, Mézières, S. 147-201 (für Peter I.) und S. 202-242 (für Mézières).

zu machen, um gegen die Ungläubigen zu ziehen. Im Sommer 1365 stach sie mit Kurs auf Alexandria in See. Es gelang dieser Kreuzzugsliga unter Peter I. tatsächlich Alexandria zu nehmen.³¹¹ Aber die Kreuzritter konnten dem Reichtum der Stadt nicht widerstehen. Sie plünderten Alexandria und brachten Gold, Silber, Seide und Schmuck auf Eseln und Kamelen auf ihre Schiffe.³¹² Hatten sie einmal genug Beute zusammengerafft, dachten sie nicht mehr daran, weiter zu kämpfen und begaben sich auf die Heimreise. Bis auf einige wenige Getreue waren sämtliche Ritter nach kurzer Zeit „desertiert“ und Peter I. blieb nicht anderes übrig, als wieder aus der Stadt abzuziehen.

Kurze Zeit später, nach der Ermordung seines Freundes und Königs im Jahr 1368, wurde Philippe de Mézières von Karl V. als *conseiller* an den französischen Hof gerufen. Er hatte den künftigen König bereits auf seiner ausgedehnten Europareise, die er in Begleitung von Peter I. unternommen hatte, kennengelernt, und beide schienen sich seither zu schätzen.³¹³ Bis zum Tod von Karl V. war Philippe, der sich nun in der höfischen Gesellschaft Frankreichs bewegte, ein treuer Berater und Freund des Königs.

Nach dem Tod des französischen Königs zog sich Philippe ins Kloster zurück. Er wurde Mitglied des Pariser Konvents der Zölestiner und verbrachte seinen Lebensabend halb zurückgezogen im Kloster. Halb zurückgezogen deshalb, weil er weiterhin Kontakt zu den wichtigsten Persönlichkeiten seiner Zeit unterhielt und aufgrund seiner ausgeprägten literarischen Tätigkeit.³¹⁴ Er trat nun von hier aus mit aller Kraft für den Frieden in Europa, für den Kreuzzugsgedanken und vor allem für seinen (idealen) Ritterorden ein. Seine Frömmigkeit und sein politisches Interesse liessen ihn unzählige Schriften verfassen, in denen er versuchte, die Christenheit gegen die „Ungläubigen“ zu bewaffnen, um das Heilige Land zu befreien. Zu diesen Schriften zählt auch die *Chevalerie de la Passion de Jésus-Christ*, die er 1396 schrieb und welche das umfangreichste und abschliessende Werk zu dem ihm so wichtigen Projekt der *Militia Passionis* war. Ich möchte diese Schrift und den darin propagierten militärischen Aspekt des Ritterideals im Folgenden in den wichtigsten Punkten aufzeigen.

Scheiterte Philippe bis zu seinem Tod am 29. Mai 1405 beim Versuch, diesen Ritterorden zu verwirklichen, so ist er als unermüdlicher Verfechter der Kreuzzugs-idee und als ungemütlicher, aber integrierender Kämpfer für eine ideale Ritterschaft aus der Geschichte des

³¹¹ Ausführlicher dazu im Kapitel „Spätmittelalterliche Kreuzzüge“.

³¹² Nach Atiya, *The Crusade in the Later Middle Ages*, S. 365. Hier werden auch arabischen Quellen ausgewertet.

³¹³ Jorga, Mézières, S. 416-419.

³¹⁴ Nach Jorga, Mézières, S. 446f.

späteren 14. Jahrhunderts gerade im Zusammenhang mit den spätmittelalterlichen Kreuzzügen nicht wegzudenken.

2.8.2. Die *Militia Passionis*

Die *Militia Passionis* war ein Projekt, das Philippe de Mézières nach seiner Erleuchtung am Heiligen Grab sein Leben lang mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit vorantrieb. Obwohl in dieser Arbeit an letzter Stelle behandelt, ist die Niederschrift der *Militia Passionis* zeitlich vor den meisten behandelten Ritterspiegeln anzusiedeln. Sie kann allerdings nicht den Ritterspiegeln zugerechnet werden, auch wenn sie einige deren zentralen Merkmale, wie die Volkssprachlichkeit oder den erzieherischen Charakter aufweist. Sie bildet den Plan für die Gründung eines Ritterordens und weist somit am ehesten Ähnlichkeiten mit den Statuten der drei grossen Ritterorden auf. Das Ziel der *Militia Passionis* sollte mit dem Kampf gegen die Ungläubigen, der Rückeroberung des Heiligen Landes und dessen nachhaltiger Besetzung zunächst ein rein militärisches sein.³¹⁵ Und genau dies macht diese Quelle als Ergänzung zu den bisher untersuchten Ritterspiegeln so wertvoll. Wie die Auswertung der Ritterspiegel gezeigt hat, rückten im Spätmittelalter vor allem militärische Aspekte – wie Forderungen nach Disziplin, nach Wissen um verschiedene taktische Mittel, nach hierarchischen Strukturen oder nach Training – in den Vordergrund. Und da bietet nun das schriftliche Werk eines erfahrenen Kriegers und Politikers zu genau diesem Thema eine willkommene Ergänzung, um den militärischen Aspekt des spätmittelalterlichen Ritterideals noch genauer zu erhellen. So soll hier kein weiteres Mal das Ritterideal aufgezeigt werden, sondern allein darauf eingegangen werden, was Philippe de Mézières, der in Kriegen und Kreuzzügen die Kampfweise wie auch die Schwächen der Panzerreiter beobachten konnte, der ein profunder Kenner des Orients und der orientalischen Kampfweise war und der sich Zeit seines Lebens auch mit den theoretischen Grundlagen solcher Kreuzzüge befasst hatte, zur kriegerischen Komponente des Ritterideals zu sagen hatte. Denn in die *Militia Passionis* fliessen das theoretische Wissen wie auch die praktische Kampferfahrung ein, die sich Philippe de Mézières im Laufe seines Lebens in Kriegen und auf Kreuzzügen angeeignet hatte. Die *Militia Passionis* bietet somit einen einmaligen Einblick in das spätmittelalterliche Wissen um Disziplin, Strategie, Befehlshierarchien aber auch in die Probleme der Logistik, der Schulung und des Aufbaus der Heere. Oder anders gesagt: Die *Militia Passionis* ist eine ausführliche Darstellung des kriegerischen bzw. militärischen Aspekts des spätmittelalterlichen Ritterideals.

³¹⁵ Molinier, Description, S. 352-354.

Philippe de Mézières schrieb seinen Plan zur Gründung des Ritterordens in drei Versionen nieder. Die erste verfasste er 1368 und verfeinerte, revidierte und ergänzte sie in den Versionen von 1384 und vor allem in jener von 1396, die zudem nicht mehr in Latein sondern auf Französisch geschrieben war.³¹⁶ Die beiden jüngeren bilden hier die Grundlage für die Rekonstruktion von Philippes kriegerischem bzw. militärischem Ritterideal, welches am deutlichsten in den Regeln zum Ausdruck kommt, die er für diesen Orden entwarf.

Zunächst gebe ich einen kurzen Überblick über den Inhalt und den Aufbau der *Militia Passionis* in ihrer letzten Form von 1396, da in allen Teilen auf militärische Probleme im Zusammenhang mit dem Rittertum eingegangen wird. Damit können die einzelnen militärgeschichtlich bedeutenden Passagen, die anschliessend untersucht werden, zumindest in den groben textuellen Zusammenhang gesetzt werden

Die dritte und letzte Fassung der *Militia Passionis* setzt sich aus vier Teilen zusammen.³¹⁷ Der erste Teil ist stark allegorisch gehalten. Philippe de Mézières beschreibt sich als *viel escripvain solitaire* oder auch als *Ardant Désir*, der die vier Töchter Gottes, die *Providence*, *Predestinacion*, *Dispensacion* und die *Permission divine* trifft. Im Gespräch mit diesen erzählt *Ardant Désir* neben mystischen Bildern (das Schisma als zweiköpfiges Monster) auch einiges über sein eigenes Leben und begegnet präventiv möglichen Einwänden gegenüber seinem Projekt. Zudem listet Mézières hier seine wichtigsten Kritikpunkte am Rittertum auf.

Der zweite Teil ist eine Übersetzung der ersten lateinischen Fassung.³¹⁸ Hier geht Philippe auf den Aufbau des Ordens ein und betont noch einmal in 20 Punkten seine Notwendigkeit. Daran schliesst eine längere militärische Abhandlung mit Schwerpunkt auf der Bedeutung und Rolle der Ritter an.

Im dritten Teil geht Mézières auf die Leitung des Ordens ein und geht der Frage nach, wie er finanziert werden soll und wie eine grössere Anzahl Ritter, die so weit von zu Hause entfernt operiert, versorgt werden kann (Logistik). In diesem Teil kommen Philippe de Mézières sowohl seine gute Kenntnis des Orients wie auch seine eigene Erfahrung als Krieger zu Gute.

Der vierte Teil beinhaltet eine Liste mit Namen von potentiellen Mitgliedern und Förderern des Ordens.

Der neue Orden war als Spiegel der Christenheit konzipiert und sollte sich demzufolge aus Geistlichen, Adligen, Bürgern und Handwerkern zusammensetzen. Den ersteren waren die

³¹⁶ Beschreibung aller drei Manuskripte wie auch kurze Zusammenfassung ihres Inhalts mit Abdruck längerer Textauszüge bei Molinier, Description.

³¹⁷ Molinier, Description, S. 347.

³¹⁸ Molinier, Description, S. 147.

kirchlichen Ämter vorbehalten, den Adligen das militärische Kommando. Aus den Bürgern sollte ein Grossteil der Ordensbrüder rekrutiert werden, und die Handwerker sollten die gemeinen Soldaten stellen. Dies ist ein Abbild der mittelalterlichen Gesellschaft, nur perfekter. Während der Schlacht sollten die Geistlichen beten, während die Adligen, die Bürger und die Handwerker kämpfen und dabei der ganzen Welt ein Beispiel an Tugend sein sollten.

2.8.3. Verbreitung

Philippe de Mézières warb an den Höfen von ganz Europa und an der päpstlichen Kurie für seine Idee. 1390 sah es einen Augenblick lang so aus, als könnte dieser Orden gegründet werden: Der Papst in Avignon, Professoren der Universität von Paris und sechs französische und englische Herzöge bekundeten ihr Interesse.³¹⁹ Aber trotz allen Anstrengungen scheiterte auch dieses Bemühen, und Philippe sollte es bis zu seinem Tod nie gelingen, seine Idee zu realisieren. Wenn aber Delaville le Roulx schreibt, dass der Orden danach in Vergessenheit geraten sei, so stimmt das nicht ganz.³²⁰ Der zweite Burgunder-Herzog, Johann Ohnefurcht, hat dieses Projekt nie vergessen, und als sein Sohn Philipp der Gute 1430 den Orden vom goldenen Vlies stiftete, wiesen dessen Statuten zahlreiche Parallelen zu den von Philippe de Mézières aufgestellten Regeln auf.³²¹ Dies zeigt, dass Mézières Ideen, die den idealen Orden und somit auch den idealen Ritter betreffen, zumindest im französisch-burgundischen Raum bis ins 15. Jahrhundert hinein nachgewirkt haben.

Vor allem die Breitenwirkung, das heisst die Resonanz, auf welche die Idee von Philippe de Mézières bei den Zeitgenossen stiess, war beträchtlich. Eine Liste von Männern, die versprochen, den Orden zu unterstützen oder gar Mitglieder der *Militia Passionis* zu werden, beweist, dass die Statuten dieses idealen Ordens – und der somit vermittelte militärische Aspekt des Ritterideals – nicht von einem Geistlichen, der abgeschieden vom Rest der Welt lebte, an den Haaren herbeigezogen worden sind. Vielmehr fühlten sich die Ritter davon angesprochen und Philippe de Mézières Schriften fanden in der Ritterschaft von ganz Westeuropa Anklang. Diese Liste von potentiellen Mitgliedern und Förderern, die Philippe persönlich am Ende der letzten Fassung der *Militia Passionis* hinzufügte, liest sich wie ein *who is who* der damaligen Welt.³²² Damit wird verdeutlicht, dass Mézières mit der

³¹⁹ Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 207f.

³²⁰ Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 208.

³²¹ Vgl. dazu. Charles de Terlinden, *Der Orden vom Goldenen Vlies*, S. 10-14.

³²² Liste abgedruckt bei Molinier, S. 362-364. Darauf finden sich illustre Männer wie die Herzöge von Burgund, Berry und Orléans, Maréchal Boucicaut, Philipp von Artois, Henry von Bar und Mons. de Coucy oder die Herzöge von Gloucester und Lancaster.

Idealvorstellung eines Ritters nicht am damaligen Zeitgeist vorbei schrieb, sondern vielmehr den Geschmack der bekanntesten Ritter traf. Dafür, dass seine Ideen eine weite Verbreitung fanden, hat Mézières auf seinen Reisen und durch seine unermüdliche Korrespondenz selber gesorgt.

2.8.4. Der militärische Aspekt des Ritterideal in der *Militia Passionis*

Philippe de Mézières kannte die militärischen, d.h. die taktischen und strategischen Schwächen und Probleme der Panzerreiter aufgrund eigener Erfahrung.³²³ Daher betont sein Ideal – gerade in der Absicht, diese Fehler zu korrigieren und das Rittertum zu reformieren – vorwiegend die kriegerischen Tugenden eines Ritters.³²⁴ Dies hängt natürlich mit dem Primärziel des Ordens zusammen, das mit der Befreiung des Heiligen Grabes, der Verteidigung des Glaubens und der Bekämpfung der Ungläubigen militärischer Art war. Ich möchte deshalb die ‚klassischen‘ religiösen und höfischen Rittertugenden, wie sie auch von Philippe de Mézières vorgeschrieben werden, nicht behandeln und dafür ausführlicher auf die militärischen Tugenden eingehen. Insbesondere auf jene, die ihren Ursprung in der Antike haben und dann über die geistlichen Schriftsteller ihren Weg ins spätmittelalterliche Ritterideal gefunden haben. Diese Tugenden kommen zwar grösstenteils auch bei Christine de Pisan und natürlich bei Geoffroy de Charny vor, werden aber nur von Mézières in einer nüchternen, von militärischen und strategischen Überlegungen dominierten Art konsequent durchgedacht.

Das wird gleich an einer der ganz zentralen Forderung, welche die spätmittelalterlichen Ritterspiegel an den idealen Ritter erheben, deutlich: Am Beispiel der Disziplin. Die grosse Schwachstelle der Panzerreiter sah Philippe de Mézières klar wie keiner der untersuchten Autoren vor ihm in ihrer mangelnden Disziplin. Indem die Panzerreiter ohne Ordnung losstürmten und sich ‚heldenhaft‘ in Einzelkämpfen verzettelten, würden sie äusserst verwundbar. Philippe erkannte, dass die Ursachen dafür ein strukturelles Problem der mittelalterlichen Heere bzw. des feudalen Systems der Rekrutierung war. Denn dadurch, dass die Ritter auf eigene Kosten und mit eigenem Gefolge in den Krieg zogen, betrachteten sie sich konsequenter Weise als Führer einer eigenen Einheit und verspürten kaum Lust, sich Befehlen von „Aussenstehenden“ unterzuordnen. Vielmehr handelten sie nach persönlichem

³²³ Knappe Zusammenfassungen der *Militia Passionis* finden sich bei Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 204-208, und bei Jorga, Mézières, S. 489-499. Ausführliche Quellenkritik zu allen drei Schriften zur *Militia Passionis* bei August Molinier, *Description*. Die folgenden Fußnoten weisen auf die entsprechenden Paragraphen dieser in Form von Ordensstatuten gehaltenen letzten Fassung.

³²⁴ Vgl. dazu auch Molinier, *Description*, S. 349.

Gutdünken.³²⁵ Dieses Problem konnte nur durch einen grundlegenden Wandel des mittelalterlichen Aushebungssystems gelöst werden oder eben dadurch, dass sich die Ritter freiwillig einem Orden anschlossen und sich schon deshalb als Teil eines grösseren Ganzen fühlen mussten. Erst damit wären dann die Grundlagen für weitere Massnahmen zur Disziplinierung der Ritter geschaffen, wie sie zum Teil auch in anderen Ritterspiegeln gefordert werden. Dazu gehört nach Philippe de Mézières zunächst der unbedingte Gehorsam gegenüber dem militärischen Führer. Dieser Gehorsam bildet die Voraussetzung für das Ausführen von komplexen Manövern. Diese müssten durch eigentliches Exerzieren geübt werden. Erst so können die Panzerreiter lernen, im Verband zu kämpfen, kompliziertere Manöver auszuführen und die vorgegebene Marschordnung einzuhalten.³²⁶ Diese Abkehr vom Einzelkämpfer bzw. vom fahrenden Ritter des hochmittelalterlichen Ritterideals, welche sich bereits bei der Auswertung der Ritterspiegel herauskristallisiert hat, wird nirgends deutlicher als im Plan, die Ritter in einheitlicher Kleidung und Rüstung in den Krieg zu schicken: An die Stelle der Flaggen, Banner, Pennons und Wappen sollten nun Uniformen treten.³²⁷

Philippe de Mézières hat auch erkannt, dass ein Heer von disziplinierten Panzerreitern wenig Sinn macht, wenn ihm klare hierarchische Strukturen fehlen. Es ist deshalb Philippes zweites grosses Anliegen, seinen Orden und vor allem dessen militärischen Flügel von Anfang an klar hierarchisch aufzubauen: Der oberste militärische Führer ist der *Princeps Milicie Passionis Jhesu Christi*.³²⁸ Ihm sind zwölf Würdenträger direkt unterstellt, wie zum Beispiel der Grossadmiral, der Grossmarschall oder der *grand-moderateur*, der die Aufgabe hat, die Moral aufrecht zu erhalten und die Freundschaft unter den Rittern zu fördern.³²⁹ Die Aufgaben, welche diese militärischen Führer haben, sind klar verteilt und gegeneinander abgegrenzt, wofür auch ein umfangreiches Regelwerk sorgt.³³⁰ Darüber hinaus sollte jeder Offizier in seiner Einheit neben der Befehlsgewalt auch gleichzeitig die Jurisdiktion besitzen.³³¹ Durch diese Massnahmen will Philippe wohl garantieren, dass es zu keinerlei

³²⁵ Im Folgenden verweise ich auf die einzelnen Bücher, d.h. Statuten, die der Militia Passionis zugrunde liegen. Für das Manuskript von 1384 (Manuskript B) siehe Molinier, Description, S. 343-346 und S. 356-358, und für das Manuskript von 1396 (Manuskript C) siehe Molinier, Description, S. 346-351 und S. 360-362. Hier Mézières, C, § 10.

³²⁶ Mézières, B, § 13. Welch hohen Ansprüche noch im 19. Jahrhundert selbst einfache Manöver wie das Sammeln auch an gut disziplinierte Reiterheere stellten, zeigt Balck, Taktik, S. 97f.

³²⁷ Mézières, B, § 1.

³²⁸ Da sich Philippe de Mézières beim Aufbau der Gewalthierarchie im ‚religiösen Flügel‘ seines Ordens klar am Vorbild der katholischen Kirche orientiert, liegt der Schluss nahe, dass auch für die militärische Hierarchie die katholische Kirche Pate stand. Vergleiche Mézières, B, § 4 (religiös), und B, § 6 (militärisch).

³²⁹ Mézières, B, § 6, und Molinier, Description S. 340 und S. 344. Die militärische Spitze soll gewählt werden, wobei unklar bleibt, wer wen wie wählt. Nach Mézières B, § 16.

³³⁰ Mézières, B, § 1 und B, § 6.

³³¹ Mézières, B, § 7.

Kompetenzstreitigkeiten kommt, um somit das militärische Potential gezielt und direkt einsetzen zu können.

Neben der Disziplin, einer klaren Befehlshierarchie und Kompetenzverteilung wendet sich Mézières auch den weiteren militärischen Tugenden zu, die ein idealer Ritter aufweisen muss. Das ständige Üben im Umgang mit den Waffen präzisiert Philippe dahingehend, dass er für den Ritter eine eigentliche Spezialisierung vorsieht.³³² Zusätzlich zu den üblichen Handwaffen soll der Ritter auch schweres Gerät wie Balliste, Bliden oder Mangel bedienen können und die Handhabung durch eigentliches Exerzieren automatisieren. Neben der Fähigkeit im Umgang mit einer ganzen Palette von Waffen ist vor allem die physische Belastbarkeit für einen Ritter wichtig. Das Training soll dafür sorgen, dass der Ritter Strapazen und Entbehrungen ertragen kann.³³³ Darüber hinaus will Philippe dem Ritter eine theoretische Ausbildung zukommen lassen. Das Erlernen und Beherrschen von verschiedenen taktischen Mitteln sollen garantieren, dass der Ritter auch für Aufgaben wie Personenschutz oder als Besatzung einer Festung einsetzbar wird. In Schulen soll er zudem mindestens eine orientalische Sprache und alles Wissenswerte über Gegner und Land lernen.³³⁴ Damit wird verhindert, dass der Ritter vom Klima, den Sitten und der Kampfweise im Feindesland überrascht wird, was seinen Kampfwert erheblich schmälern würde. Hier fließen die persönlichen Erfahrungen und die tiefen Kenntnisse des Orients, welche Philippe de Mézières im Laufe seines Lebens gesammelt hat, in die militärischen Überlegungen ein.

So weit die ergänzenden Bemerkungen zu den kriegerischen bzw. militärischen Tugenden eines idealen Ritters, wie sie durch Philippes Schriften ermöglicht werden. Deutlicher als in den bisher untersuchten Ritterspiegeln wird hier das Ziel ersichtlich, welches der Verfasser mit seiner Forderung nach den genannten militärischen Tugenden verfolgt: Der ideale Ritter wäre militärisch gesehen ein Elitekämpfer, und die aus diesen idealen Rittern zusammengesetzte Reiterei eine nur schwer zu besiegende Eliteeinheit. Das spätmittelalterliche Ritterideal beinhaltet demnach eine leicht zu übersehende, aber nicht zu unterschätzende militärische Absicht: Indem das spätmittelalterliche Ritterideal versucht, offensichtliche Schwächen der Ritter auszubessern, würde der effektive militärische Wert des Panzerreiter optimiert, wenn er diesen Forderungen nachkommen würde. Das bedeutet, dass das spätmittelalterliche Ritterideal zum Ziel hatte, Mängel auszumerzen, um somit den militärischen Wert der Ritter zu erhalten und zu optimieren.

³³² Mézières, B, § 10-12.

³³³ Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 204.

³³⁴ Mézières, C, § 10-12 und B, 20. Die Rede ist von Griechisch, Arabisch und Tatarisch und von einer Schule, an welcher acht orientalische Idiome gelehrt werden sollen. Ob hier Philippe von Ramon Lulls Schriften und Gedanken profitiert hat, bleibt unklar, ist aber durchaus denkbar.

2.8.5. Philippe de Mézières und das strategische Denken im Mittelalter

Mit der *Militia Passionis* liegt ein Werk vor, welches nicht nur die militärische Komponente des spätmittelalterlichen Ritterideals genauer ausführt, sondern auch den Beleg dafür bietet, dass es im Spätmittelalter eigentliche Militärstrategen gab. Oder anders ausgedrückt: Im Spätmittelalter hatte man neben der Kenntnis von verschiedenen taktischen Mitteln, die in einer Schlacht oder bei einer Belagerung eingesetzt werden könnten, auch deutliche Vorstellungen von grösseren strategischen Zusammenhängen. Und Philippe de Mézières steht mit der Ausarbeitung einer Langzeitstrategie zur Rückeroberung und dauerhaften Sicherung des Heiligen Landes nicht alleine da.³³⁵ Im Gegenteil, haben doch bereits zahlreiche Männer vor ihm solche Langzeitstrategien ausgearbeitet, auf welche er eventuell zurückgreifen konnte. Denn nach 1291, nach dem Fall von Akkon, entstand eine ganze Reihe von Schriften, in denen die unterschiedlichsten strategischen Konzepte zur Wiedereroberung des Heiligen Landes vorgestellt wurden:³³⁶ König Karl II. von Sizilien verfasste bereits 1291 eine solche „strategische Denkschrift“. Ihr folgten Schriften des Franziskaners Fidenzio von Padua, von Pierre Dubois (1305), von Jacques de Molay (1307), eine Abhandlung des armenischen Prinzen Hethoum (1307), Pläne von Ramon Lull (1305 und 1309), von König Heinrich II. von Zypern, Pläne von Marino Sanudo (1306-1321) sowie das *Directorium* von Burcard und auch Abhandlungen von den Beratern des französischen Königs Philipps VI.³³⁷

³³⁵ Zur Definition des Begriffs ‚Langzeitstrategie‘ in Abgrenzung zum Begriff ‚Strategie‘, wie er im Kapitel „Taktik und Strategie im Mittelalter“ beschrieben wird, siehe Bachrach, *Early Carolingian Warfare*, S. 1f.

³³⁶ Als erster hat Delaville le Roulx in seiner Monographie „La France en Orient“ das Phänomen der spätmittelalterlichen Kreuzzüge und ihrer Planung umfassend untersucht und somit als erster die wichtigsten Strategen und ihre Werke vorgestellt. Jünger und durch das Hinzuziehen von arabischen Quellen auch wesentlich ausführlicher ist Atiya, *The Crusade in the Later Middle Ages*. Auch Verbruggen, *The Art of Warfare*, erwähnt diese Männer und ihre Schriften im Zusammenhang mit dem strategischen Denken im Mittelalter, bietet aber nicht viel mehr als eine knappe Zusammenfassung von Atiyas Untersuchungen.

³³⁷ Ich kann mich im Folgenden nicht auf die Quellen direkt beziehen, da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Ich verweise auf die in der vorangehenden Fussnote erwähnten Monographien. Für:

a) Karl II: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 16f., Atiya, *The Crusade*, S. 35-36, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 257-258.

b) Fidenzio von Padua: Atiya, *The Crusade*, S. 36-46, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 264-270.

c) Pierre Dubois: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 48-52, Atiya, *The Crusade*, S. 48-52, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 264-270.

d) Jacques de Molay: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 55-58, Atiya, *The Crusade*, S. 55-57, und Verbruggen, S. 258-259.

e) Hethoum: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 64-71, Atiya, *The Crusade*, S. 62-64, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 259.

f) Ramon Lull: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 27-32, Atiya, *The Crusade*, S. 74-94, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 259-260. Zu Lull siehe auch Gottron, *Ramon Lulls Kreuzzugsideen*.

g) Heinrich II: Atiya, *The Crusade*, S. 58-61, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 260-261.

h) Guillaume Adam: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 73-77, Atiya, *The Crusade*, S. 64-67, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 261.

i) Mario Sanudo: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 22-39, Atiya, *The Crusade*, S. 114-127, und Verbruggen, S. 261-262.

j) Burcard: Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 86-96, Atiya, *The Crusade*, S. 95-113, und Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 262-263.

Ich möchte hier keineswegs die einzelnen „strategischen Papiere“ vorstellen und auch nicht untersuchen, inwieweit die *Militia Passionis* von diesen Vorbildern beeinflusst wurde. Ich werde vielmehr diejenigen Punkte betrachten, die allen diesen Strategien zur Rückeroberung des Heiligen Landes gemeinsam sind oder aber kontrovers diskutiert werden. So können die verschiedenen Ansichten zu einem einzigen, idealtypischen strategischen Modell zusammengefasst werden. Dies erlaubt zunächst einen schönen Überblick über das Thema. Darüber hinaus kann, wenn man beachtet, welche Überlegungen in die strategische Planung zur Rückeroberung des Heiligen Landes einfließen, ein Rückschluss auf die mögliche Komplexität solcher spätmittelalterlicher Langzeitstrategien gezogen werden.³³⁸ Nicht zuletzt erleichtert ein solches Vorgehen weiter unten eine methodisch einheitliche Untersuchung dieses Gegenstandes in Verbindung mit dem spätmittelalterlichen Ritterideal.

2.8.6. Strategie im Spätmittelalter am Beispiel der Pläne zur Rückeroberung des Heiligen Landes

Bevor an eine Rückeroberung des Heiligen Landes und der wichtigsten Städte überhaupt zu denken sei – und darin sind sich alle Militärstrategen einig –, müssten zunächst in Europa selbst die nötigen politischen Voraussetzungen geschaffen werden. Deshalb wird in den meisten Schriften die Forderung nach Frieden in Europa, d.h. nach Friedensverträgen zwischen den wichtigsten europäischen Ländern erhoben. Diese Idee ist wohl seit dem Konzil von Clermont im Denken der Strategen verankert. Damals hatte Papst Urban II. zum Frieden in Europa aufgerufen, um einen gesamteuropäischen Kreuzzug gegen die Ungläubigen führen zu können.³³⁹ Die Strategen im Spätmittelalter, allen voran Pierre Dubois, haben wohl erkannt, dass gegen die Ungläubigen nur dann ein erfolgversprechender Kreuzzug geführt werden kann, wenn das militärische Potential von ganz (West)europa ausgeschöpft wird.

Nach einem Friedensschluss zwischen den wichtigsten europäischen Mächten, wäre als nächster Schritt ein Bündnis mit den Tataren ins Auge zu fassen gewesen. Das ist gar nicht so überrissen bzw. naiv wie es vielleicht auf den ersten Blick anmuten mag. Atiya stellt die diplomatischen Beziehungen, welche zwischen Europa (v.a. Frankreich und dem Papst) und den Tataren bestanden haben, ausführlich dar.³⁴⁰ Es ist klar, dass man sich von den Tataren militärische Unterstützung im Kampf gegen die Ungläubigen erhoffte und einen eigentlichen

k) Daneben scheint Philipp der Schöne einen eigentlichen Generalstab um sich versammelt zu haben, dem neben einigen eben erwähnten Strategen auch eigene Berater angehörten, welche wiederum strategische Memoranden verfassten. Siehe dazu Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 97-102.

³³⁸ Was die älteren Werke zur Militärgeschichte (wie jene von Delbrück oder Oman) viel zu wenig berücksichtigen.

³³⁹ Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 255.

³⁴⁰ Atiya, *The Crusade*, S. 233-259.

Zweifrontenkrieg gegen die Ungläubigen plante. Allerdings wurden keinerlei Überlegungen darüber angestellt, wie man den Tataren bei Vertragsbruch begegnet sollte.

Als dritten Vorschlag für eine zusätzliche Steigerung des militärischen Potentials im Kampf gegen die Muslime führten diese Strategen den Zusammenschluss der drei grossen Ritterorden an. Dieser Vorschlag soll auf Ludwig den Heiligen zurückreichen und wird von Ramon Lull und Karl II. übernommen, welche diesen Aspekt bis ins Detail ausarbeiteten.³⁴¹ So machten sie sich Gedanken über die rechtlichen Verhältnisse, über die Kommandostrukturen und selbst über die Uniformen eines solchen ‚Superritterordens‘.

Einen grossen Wert legten die Strategen auch auf die Finanzierung eines neuen, gesamteuropäischen Kreuzzuges zur Rückeroberung des Heiligen Landes. In den verschiedenen strategischen Papieren kursierten dazu die unterschiedlichsten Vorschläge. Zur Vorfinanzierung könnten Spendengelder oder Beiträge von Fürsten, die an diesem Kreuzzug teilnehmen wollen, hinzugezogen werden. Der radikalste Vorschlag hierzu stammt von Pierre Dubois. Er wollte die Ordensgüter konfiszieren lassen.³⁴² Mit diesem Geld könnte dann die Ausrüstung der Kreuzfahrer optimiert und Proviant und Schiffe für den Weg in den Nahen Osten gekauft werden. Nach der Rückeroberung würde sich das ganze Unternehmen finanziell schnell amortisieren, da die Christen nun nicht nur im Besitz von reichen Städten wären, sondern vor allem den lukrativen Handel zwischen Ost und West selber kontrollieren könnten.

Aber nicht nur die Finanzierung, auch die Rekrutierung einer so grossen Zahl von Kriegen wird besprochen. Da sich die Kirche bei diesem Kreuzzug stark engagieren müsste, wäre die effizienteste Möglichkeit der Rekrutierung von neuen Soldaten jene, dass die Geistlichen während der Messe für das Unternehmen werben würden. Aber auch die Städte sollten sich mit gewissen Kontingenten (wahrscheinlich Infanterie und Bogenschützen) beteiligen, deren jeweilige Grösse sich nach ihrer Einwohnerzahl richten würde.³⁴³

Sind all diese politischen, finanziellen und militärischen Voraussetzungen geschaffen worden, können die kriegerischen Handlungen gegen die Muslime eröffnet werden. Interessant ist, dass die meisten strategischen Planungen weniger von einem direkten militärischen Angriff gegen die Ungläubigen ausgehen, sondern zunächst einen eigentlichen Wirtschaftskrieg vorsehen.³⁴⁴ Es lohnt sich, die Gründe, welche dafür angegeben werden,

³⁴¹ Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 18, oder Atiya, *The Crusade*, S. 36.

³⁴² Dubois nach Atiya, *The Crusade*, S. 51. Um präzise zu sein, hatte Dubois hier vor allem die Besitztümer der Templer vor Augen.

³⁴³ Diese Vorschläge stammen von Pierre Dubois.

³⁴⁴ So Karl II., Fidenzio von Padua, Sanudo, Heinrich II. und Burcard. Siehe dazu Atiya, *The Crusade*, S. 36, 40, 58, 66f. und 123.

genauer zu betrachten, da sie von der Komplexität dieser Planungen zeugen. Weil die meisten Strategen die Ungläubigen nach dem Verlust von Akkon militärisch sehr stark einschätzen, müsste eine Möglichkeit gefunden werden, sie zu schwächen. Da Ägyptens wirtschaftliche und militärische Stärke auf dem Handel beruhe (Holz, Edelmetalle, Gewürze, Eisen und Sklaven, die zu willigen Soldaten herangezogen würden), gälte es zunächst, diesen Handel zu unterbinden.³⁴⁵ Dazu müsste eine Wirtschaftsblockade errichtet werden. Europäischen Schiffen, die von Zypern oder Rhodos aus operieren würden, wäre es ein Leichtes, den Handel zwischen Ägypten und seinen Handelspartnern mit relativ wenigen Schiffen zu unterbinden.³⁴⁶ Mario Sanudo empfiehlt sogar, eine kleine Flotte in den persischen Golf und den indischen Ozean zu entsenden, um auch diese Handels- und Nachschublinien gänzlich zu unterbrechen. Heinrich II. rechnet damit, dass Ägypten und somit der gesamte muslimische Raum durch diese Wirtschaftsblockade nach etwa drei Jahren so weit geschwächt wären, dass sie keine grosse Gefahr für die Kreuzfahrer mehr darstellen würden.³⁴⁷

Wäre Ägypten durch diese Wirtschaftsblockade entscheidend geschwächt, wäre es nur konsequent, den ersten Angriff auch gegen das Land am Nil zu führen. Dies sei schon deshalb sinnvoll, da die küstennahen Städte (allen voran Alexandria), die allein schon aufgrund ihres Reichtums eine immense Anziehungskraft auf die Europäer ausgeübt haben, gegenüber Angriffen vom Meer her nur ungenügend geschützt seien.³⁴⁸ Hätten die Europäer einmal Alexandria erobert, wären auch die letzten Nachrichten- und Handelsverbindungen der Muslime mit einer relativ geringen Zahl von Kriegern zu unterbrechen, und die Wege nach Kairo wie nach Jerusalem wären offen. Eine Landung zunächst in Ägypten könnte zudem zu einer Zersplitterung der feindlichen Kräfte führen, die einerseits das Heilige Land zu schützen hätten, gleichzeitig aber Kräfte frei machen müssten, um ein Entsatzheer nach Ägypten entsenden zu können.³⁴⁹

Ob man wirklich zunächst Ägypten bzw. Alexandria angreifen oder das Kreuzfahrerheer doch lieber direkt gegen das Heilige Land führen sollte, wird kontrovers diskutiert. Aber gleichgültig welche Stossrichtung der erste Angriff auch nehmen würde, die Notwendigkeit einer starken Ausgangsbasis für den Beginn der Eroberungskriege bzw. als Nachschublager für den weiteren Verlauf der militärischen Operationen wird allgemein erkannt. Ramon Lull, Jacques de Molay und Fidenzio von Padua sprechen sich in diesem Zusammenhang für

³⁴⁵ Zum Phänomen dieser Sklavensoldaten ausführlich Pipes, *Slave Soldiers*.

³⁴⁶ Karl II. nach Atiya, *The Crusade*, S. 36.

³⁴⁷ Nach Atiya, *The Crusade*, S. 58.

³⁴⁸ Atiya, *The Crusade*, S. 350. Der Beweis für diese Annahme liefert Peter I. als es ihm 1365 wirklich gelang, Alexandria zu erobern.

³⁴⁹ Nach Heinrich II. Vgl. Angaben in Fussnote 323.

Zypern oder Rhodos aus, vor allem wegen deren geostrategisch günstigen Lage, da sie sowohl für einen Angriff gegen Ägypten als auch gegen Palästina oder gar Kleinasien günstig gelegen seien.³⁵⁰ Guillaume Adam, in dessen Plänen die Eroberung Kleinasien einen weiten Raum einnimmt, empfiehlt als Nachschubbasis die Insel Chios.³⁵¹ Auch Maltas Wert als Ausgangs- und Nachschubbasis wird diskutiert. Ramon Lull erkannte darin einen grossen Vorteil, da von hier aus die Piraterie im zentralen Mittelmeer am effektivsten bekämpft werden könnte, und somit die Nachschublinien optimal und auf Dauer geschützt wären.

Die Wahl einer solchen Ausgangsbasis hängt natürlich aufs Engste damit zusammen, für welche Aufmarschrouten sich der jeweilige Militärstrategie einsetzt. Dieser Punkt ist am heftigsten umstritten. Die Diskussion um für und wider die verschiedenen Aufmarschrouten offenbart aber deutlich, auf welchem beachtlichem Niveau sich das strategische Denken im Spätmittelalter befunden hat. Hethoum diskutiert die Landroute, welche durch Europa nach Byzanz und von da durch Kleinasien ins Heilige Land führt.³⁵² Burcard beschreibt diese Landroute durch Europa, die sich eigentlich aus drei verschiedenen Wegen zusammensetzt, welche ihren Zusammenschluss erst vor Byzanz finden, noch weit ausführlicher.³⁵³ Die nördlichste Route, wahrscheinlich ähnlich wie im ersten Kreuzzug die geeignetste für die deutschen Kontingente, führt von Deutschland durch Ungarn und Bulgarien nach Byzanz, die zweite von Frankreich über Norditalien an Venedig vorbei, der dalmatischen Küste entlang durch Serbien nach Byzanz. Diese Route hätte den Vorteil, dass man in Serbien auf sehr schwache Festungen treffen würde, wie Burcard angeblich selbst herausgefunden hat: *Les édifices et palais, tant du roy comme des autres nobles, sont de palis et de boys: ne je n'y véys oncques palais ne maison de pierre ne terre, se non ès citéz des Latins qui sont sur la marine.*³⁵⁴ Die dritte Route führt durch die italienische Halbinsel nach Brindisi, von wo aus nach Durazzo übergesetzt wird, und von da nach Byzanz. Ein entscheidender Vorteil dieser europäischen Aufmarschrouten, wie ihr Verlauf im Detail auch immer aussehen mag, ist der, dass zuerst die Türken in Kleinasien bekämpft werden müssten. Dadurch wäre die Gefahr gebannt, dass die Türken während den Kämpfen um das Heilige Land den Kreuzrittern in den Rücken fallen könnten.³⁵⁵ Burcards Vorschläge für diese Landroute wurden am Hofe von

³⁵⁰ Zitiert nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 259-260. Zudem standen diese beiden Inseln unter christlicher Herrschaft. Auf Zypern herrschte das Geschlecht der Lusignans, und Rhodos war seit 1308 im Besitz der Johanniter.

³⁵¹ Zitiert nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 261.

³⁵² Also in etwa jene Route, welche auch von den ersten Kreuzrittern unter Gottfried von Bouillon und Raimund von Toulouse gewählt worden war. Hethoum zitiert nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 259.

³⁵³ Pierre Dubois ist es, der für die einzelnen Länder unterschiedliche Aufmarschrouten und den Versammlungspunkt vor Byzanz vorschlägt. Nach Atiya, *The Crusade*, S. 51.

³⁵⁴ Burcard zitiert nach Atiya, *The Crusade*, S. 105.

³⁵⁵ Ebenfalls Burcard, hier zitiert nach Atiya, *The Crusade*, S. 107.

Philipp VI. eingehend studiert, aber schliesslich verworfen.³⁵⁶ Die Landroute sei zu zeitaufwändig und schon daher mit unabsehbaren finanziellen Risiken verbunden. Darüber hinaus würde sich die Verpflegung des Heeres als zu schwierig gestalten, zumal dieser Weg durch eher karge Gegenden führe. Das Heer würde zudem durch Krankheiten, Scharmützel und Hinterhalte, die zu erwarten seien, schnell geschwächt, und die Disziplin und Ordnung im Heer würde völlig verfallen. Nicht zuletzt wären die Muslime, würde die Wahl auf diese Anmarschroute fallen, schnell einmal über das Vorhaben der Christen unterrichtet, das Überraschungsmoment fiele weg und die Ungläubigen könnten ihrerseits Vorkehrungen treffen.

Als Alternative zur Landroute bietet sich deshalb der Weg übers Meer an, der unter anderem von Hethoum und dem königlichen ‚Generalstab‘ diskutiert wird. Hierzu müssten zunächst einmal genügend Transportschiffe, besonders für die Pferde, bereitgestellt werden; aber mit Genua und Venedig würden starke Verbündete zu Seite stehen. Der diskutierte Seeweg führt die italienischen Küste entlang – eine Alternative wäre das Einschiffen in Neapel – über Kreta, Rhodos und Zypern. Von hier aus könnte man unter voller Ausnutzung des Überraschungsmomentes die feindliche Küste – an welchem Punkt bliebe zu diskutieren – angreifen und einen Brückenkopf bilden. Damit wäre zugleich auch der Handel in christlicher Hand, womit die Muslime doppelt, militärisch und wirtschaftlich, getroffen wären. Fidenzio von Padua stellt gar verschiedene Häfen vor, die aufgrund ihrer Wassertiefe für die Landung von schweren Galeeren geeignet seien.³⁵⁷ Dies zeigt ein weiteres Mal, welche Überlegungen diese Strategen in ihre Planung miteinbezogen haben. Den Nachteil dieser Aufmarschroute heben Burcard und Pierre Dubois hervor. Die Ritter, die solche Schifffahrten nicht gewohnt seien, würden schnell durch Seekrankheit geschwächt. Auch die Pferde, eingezwängt in die engen Transportschiffe, würden in grosser Zahl verenden. Zudem sei es fraglich, ob es gelänge, eine genügend grosse Anzahl Schiffe für ein so grosses Heer, wie sie zur Rückeroberung des Heiligen Landes notwendig wäre, zu requirieren. Zuletzt bestünde bei einem Angriff mit Schiffen auf die Küste die Gefahr, dass die eigenen Kräfte durch widrige meteorologische Bedingungen zersplittert würden und so nur einen Bruchteil ihres militärischen Potentials entfalten könnten.³⁵⁸

Eine weitere Anmarschroute wird von Lull ins Feld geführt. Er empfiehlt als intimer Kenner dieser Gegend die Nordafrika-Route.³⁵⁹ Zunächst sollte in einem ersten kleinen Kreuzzug

³⁵⁶ Im Folgenden nach dem Generalstab des Königs, zitiert Atiya, *The Crusade*, S. 110-113.

³⁵⁷ Fidenzio nach Atiya, *The Crusade*, S. 42.

³⁵⁸ Dubois nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 272.

³⁵⁹ Auch Hethoum diskutiert diese Route. Nach Atiya, *The Crusade*, S. 64.

Andalusien erobert werden, um von da aus nach Ceuta überzusetzen. Das christliche Heer würde die nordafrikanischen Küsten entlang marschieren, wo die Versorgung – und vermutlich auch der Flankenschutz – durch Schiffe gesichert wäre. Nach einem Vormarsch über Tunis und Ägypten würde das Kreuzfahrerheer schliesslich von Süden her in das Heilige Land vordringen. Die Nachteile dieser Aufmarschrouten werden von Burcard aufgelistet. Dieser Weg sei viel zu lang und führe ausschliesslich durch Feindesgebiet, so dass das Heer durch die Hitze und durch ständige feindliche Übergriffe, mit denen zu rechnen sei, stark dezimiert würde. Zudem befinden sich entlang dieser Route zahlreiche, gut befestigte Städte, die unmöglich in einem vernünftigen Zeitraum erobert und dann auch gehalten oder zerstört werden könnten.³⁶⁰ Da sämtliche Routen Vor- und Nachteile aufweisen, entschied sich Fidenzio von Padua für eine eigentliche Zangenbewegung: *Unus exercitus eorum debet pugnare contra Sarracenos per mare, alius autem exercitus debet pugnare contra eos per terram. Isti autem duo exercitus debent pugnare contra Sarracenos eodem tempore, ut majorem jacturam faciant et inferrant Sarracenis.*³⁶¹

Für welche Aufmarschrouten man sich auch immer entscheiden möge, ein gewichtiges Problem bei jedem Krieg, der in Ländern geführt wird, die weit von der Heimat entfernt sind, ist jenes der Logistik. Wie sollte ein so grosses Heer, wie es für die Eroberung des Heiligen Landes nötig wäre, allein schon während des Anmarsches verpflegt werden? Die Strategen waren sich dieser Herausforderung bewusst und begegneten ihr mit einer Reihe von Vorschlägen. Zuerst müssten mit den einzelnen Fürsten, die jene Gebiete kontrollierten, welche die jeweilige Aufmarschrouten säumten, Verträge geschlossen werden. Darin würde nicht nur der Schutz der Kreuzfahrer garantiert, sondern auch der Bau von Lagerhäusern entlang der Route vereinbart. In diesen würden – selbstverständlich gegen Bezahlung – grössere Mengen an Öl, Wein, Weizen, Mehl, Gemüse, Salz Fleisch aber auch an Waffen und Kriegsgerät eingelagert. Auf diese könnten die Kreuzfahrer auf dem Weg ins Heilige Land dann zurückgreifen. Es scheint, dass Lull seine Nordafrikaroute gerade aufgrund solcher logistischer Überlegungen gewählt hat, weil hier während des gesamten Anmarsches die Versorgung durch Schiffe garantiert wäre. Offensichtlich wurde im Spätmittelalter neben den Versorgungslagern und den im Tross mitgeführten Verpflegungsmitteln vor allem auf die Unterstützung durch Schiffe vertraut. Auf diese musste erst recht gezahlt werden, wenn die militärischen Operationen im Feindesland angelaufen sind und ständiger Nachschub gewährleistet sein musste. Dazu gehörte neben den eben genannten Lebensmitteln vor allem auch Kriegsgerät: *armeures, vivres, engins, tentes grandes et petites, grosses arbalastes et*

³⁶⁰ Burcard nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 262.

³⁶¹ Zitiert nach Atiya, *The Crusade*, S. 40.

*autres avec les garnissemens nécessaire à toutes ces choses, instrumens à fossier, miner, fraper et pour abatre et craventer les fundamens et les murs des chasteaulx et des cités, quand il sera besoing et nécessité le requerra.*³⁶²

Allein bis hierher wird deutlich, dass sämtliche der vitalen Punkte, die für ein solch komplexes Unternehmen berücksichtigt werden müssen, ausführlich behandelt und intensiv diskutiert worden sind. Dass die Strategen auch längerfristig planten, zeigen die verschiedenen Vorschläge, die angeführt wurden, wie denn das Heilige Land auch auf Dauer zu halten sei. Dazu müssten zunächst an den Grenzen bzw. in den Grenzgebieten Befestigungsanlagen errichtet werden, um das eroberte Gebiet gegen Angriffe von Aussen schützen zu können. Fidenzio von Padua schlägt zudem vor, dass eine gewisse Anzahl Ritter auch nach Abschluss der Kampfhandlungen im Land bleiben soll. Die Panzerreiter bildeten dann, quasi als stehendes Heer, eine ständige Schutztruppe.³⁶³ Um das Heilige Land jedoch auf Dauer halten zu können, sei es nötig, Europäer anzuwerben, die bereit wären, sich hier als Siedler niederzulassen. Dies wiederum setzt nicht nur militärische Sicherheit voraus, sondern auch eine funktionierende Regierung. Und tatsächlich wird selbst darüber diskutiert, wie eine solche Regierung auszusehen hätte.³⁶⁴

Was eigentlich am Anfang jeder strategischen Planung steht, ist bislang ausgeklammert geblieben: Die Kenntnis des Gegners und der Verhältnisse im feindlichen Gebiet. Auch hier beweisen die Militärstrategen, dass sie ihrer Aufgabe durchaus gewachsen waren. So schliessen sie zum Beispiel von der numerischen Stärke des Gegners auf die Anzahl Krieger, die auf eigener Seite benötigt würde, um den Krieg erfolgreich zu Ende bringen. Jacques de Molay geht davon aus, dass es Sultan Baybar mit 30000 Tataren bzw. mit 15000 „Franken“ aufnehmen könnte. Er empfiehlt deshalb eine Heeresstärke von 12000 bis 15000 Panzerreitern und etwa 40000 bis 50000 Fusssoldaten.³⁶⁵ Fidenzio von Padua glaubte, dass dem Sultan, der über die Königreiche Ägypten und Damaskus herrschte, etwa 40000 berittene Krieger zur Verfügung stünden, die mit 20000 oder besser 30000 „Franken“ besiegt werden könnten.³⁶⁶ Auch die klimatischen Verhältnisse im Nahen Osten fliessen in die strategischen Überlegungen ein. So empfehlen Hethoum und Fidenzio von Padua erst im Herbst anzugreifen, weil vorher die Hitze für die Europäer, erst recht für die Ritter in ihren

³⁶² Burcard zitiert nach Atiya, *The Crusade*, S. 100.

³⁶³ Padua zitiert nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 269.

³⁶⁴ Fidenzio von Padua. Hier liegt in spätmittelalterlicher Form vor, was im 20. Jahrhundert als *Nation Building* bezeichnet werden sollte.

³⁶⁵ Mit arabischen Quellen Atiya, *The Crusade*, S. 56.

³⁶⁶ Fidenzio nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 264.

Rüstungen, unerträglich sei.³⁶⁷ Am beachtenswertesten ist allerdings, wie sich diese Militärstrategen der grundlegend anderen Kampfweise des Gegners bewusst sind. Burcard, Hethoum und Fidenzio erklären, dass die Ungläubigen keine Rüstung besitzen, bzw. nur durch ein Lederhemd geschützt seien, während die Arme und die Beine ungeschützt blieben. Sie haben auch erkannt, dass sie den direkten Angriff auf die Panzerreiter wenn möglich vermeiden und stark auf den Bogen als Fernwaffe vertrauen.³⁶⁸ Zumindest einzelnen Theoretikern im Spätmittelalter waren demnach die Unterschiede in der Kampfweise zwischen Ost und West bekannt,³⁶⁹ und sie waren scheinbar darum bemüht, die Kreuzritter darüber zu informieren, damit diesen nicht dieselben Fehler unterlaufen sollten, wie ihren Vorgängern.

Diese aus verschiedenen strategischen Denkschriften idealtypisch zusammengefasste Langzeitstrategie zur Rückeroberung des Heiligen Landes bezeugt, dass im Spätmittelalter ein subtiles Verständnis für strategische Probleme existierte. Die in der älteren Militärgeschichte vertretene Meinung, dass die Ritter Einzelkämpfer ohne jedes Verständnis für Taktik oder Strategie gewesen seien, wird widerlegt.³⁷⁰ Zudem habe ich hier allein strategische Konzepte zur Rückeroberung und Dauerhaften Besiedlung des Heiligen Landes vorgestellt. Im Spätmittelalter waren zahlreiche andere strategische Konzepte bekannt. Verbruggen untersucht weitere offensive und defensive Strategien und Prestwich weist aufgrund der Auswertung verschiedener militärischer Operationen auf das Vorhandensein eines strategischen Denkens auf einem recht hohen Niveau hin.³⁷¹

Das Wissen um Taktik wie auch um Strategie war im Spätmittelalter demnach beachtlich. Allerdings handelt es sich bei den eben betrachteten Schriften um theoretische Abhandlungen. Ihre Umsetzung muss, als Teil der Untersuchung zur Umsetzung des spätmittelalterlichen Ritterdideals, im nächsten Teil untersucht werden.

³⁶⁷ Hethoum und Fidenzio von Padua nach Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 259 und S. 269.

³⁶⁸ Zum Beispiel, Atiya, *The Crusade*, S. 40 und S. 63.

³⁶⁹ Vgl. dazu das Kapitel „Auswirkung der Ausrüstung auf die Wahl des Terrains“.

³⁷⁰ Siehe dazu die Diskussion im Kapitel „Taktik und Strategie im Mittelalter“ und im Kapitel „Die offene Feldschlacht“.

³⁷¹ Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 275-293, unterscheidet im Groben drei Strategien: Den Abnutzungskrieg, die Offensive und die Defensive. Prestwich bleibt nicht im Theoretischen verhaftet, sondern kommt anhand von Untersuchungen von Kriegszügen mit englischer Beteiligung zu seinen Resultaten. Prestwich, *Armies and Warfare in the Middle Ages*, S. 10f. und S. 185-211. Weitere Untersuchungen zur Strategie im Mittelalter von Raszo, *Hungarian Strategy against the Ottomans*, und Rogers, *The Offensive/Defensive in Medieval Strategy*.

2. Rekonstruktion des spätmittelalterlichen Ritterideals

3.1. Überblick über die Ausformung des spätmittelalterlichen Ritterideals

Im ersten Teil der Arbeit sollte vornehmlich das spätmittelalterliche Ritterideal rekonstruiert werden. Mit den bisweilen ausführlichen Erörterungen zur Biographie der einzelnen Verfasser konnte aber auch ein Einblick in das Leben bekannter Ritter gewährt werden. Zudem erlaubte die Skizze des jeweiligen historischen Kontexts, das Geschehen aus der Sicht des Rittertums darzustellen. Damit konnte eine willkommene Ergänzung zur Auswertung der Quellen geschaffen werden. Darüber hinaus lassen sich auf diese Weise die militärischen Probleme der Ritter wie auch ihre Wertvorstellungen leichter nachvollziehen. Nicht zuletzt konnte in diesem Teil der Arbeit ein Überblick über die Literatur gegeben werden, die im 14. Jahrhundert im Rittertum Anklang fand.

Zunächst habe ich im ersten Kapitel den Entstehungsprozess dessen betrachtet, was in der (Fach-)literatur allgemein als Ritterideal bezeichnet wird – ein Prozess, der allerdings noch keine eingehende und umfassende Untersuchung erfahren hat. Aus antiken, germanischen und christlichen Wurzeln entwickelten sich im 10. und 11. Jahrhundert in Frankreich zunächst in drei voneinander unabhängigen Strömungen kirchlich-religiöse, romantisch-höfische und kriegerisch-feudale Tugenden. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts werden diese Tugenden allmählich zusammengefasst und bilden zusammen mit bestimmten Statussymbolen das Ritterideal, das sich von Frankreich aus über ganz Westeuropa verbreitet. Allerdings wurde dieses Ritterideal im Hochmittelalter niemals explizit formuliert und schriftlich festgehalten. Erst die moderne Forschung hat durch die Untersuchung der hochmittelalterlichen Literatur ein eigentliches Ritterideal und den dazugehörigen Tugendkatalog erarbeitet. Daher ist das Ritterideal letztendlich ein „virtuelles“ Produkt der modernen Forschung, und es ist fraglich, inwieweit es in dieser Form wirklich als mentalitätsgeschichtliches Phänomen im Denken des Hochmittelalters verankert war. Allein deshalb scheint dieses Ritterideal als Hintergrund für die Untersuchung des Verhaltens der Ritter im Krieg wissenschaftlich gesehen fraglich. Hinzu kommt, dass dieses Ritterideal im Laufe der Jahrhunderte entscheidende Veränderungen erfahren hat und für das Spätmittelalter kaum noch Gültigkeit beanspruchen darf, weshalb ich es jeweils als das hochmittelalterliche Ritterideal bezeichne. Darum musste für weitere Untersuchungen zunächst einmal das spätmittelalterliche Ritterideal rekonstruiert werden. Als Grundlage dafür boten sich die Ritterspiegel an, in denen nun erstmals das Ritterideal bzw. der ritterliche Tugendkatalog explizit und ausführlich dargelegt wurde. Um möglichst zuverlässige Aussagen zum

spätmittelalterlichen Ritterideal machen zu können, habe ich ein breites Spektrum an Ritterspiegeln ausgewählt. Einerseits decken sie zeitlich den gesamten untersuchten Zeitraum (die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert) ab – und nimmt man den *Libre del ordre* von Ramon Lull dazu, gar einen Zeitraum von 150 Jahren. Schon die Tatsache, dass Verfasser mit sehr unterschiedlichen persönlichen Hintergründen ein mehr oder weniger einheitliches Ritterideal präsentieren, zeigt, dass das Ritterideal in seiner spätmittelalterlichen Form allgemeine Anerkennung fand. So ist es nun möglich, das spätmittelalterliche Ritterideal zu rekonstruieren, das zumindest für den französischen Sprachraum Allgemeingültigkeit beanspruchen darf.

Das spätmittelalterliche Ritterideal besitzt zunächst einen Kern aus ‚klassischen‘ Rittertugenden, der seit dem Hochmittelalter inhaltlich unverändert bleibt. Die Ritterspiegel übernehmen im 13. Jahrhundert den Grossteil dieser ‚klassischen‘ Rittertugenden des hochmittelalterlichen Ritterideals. Neu ist hier aber die Form, indem nun dieses Ritterideal nicht mehr implizit durch die Literatur (höfische Dichtung und Schriften von geistlichen Autoren) in einer virtuellen Form vermittelt wird. In diesen Ritterhandbüchern wird das Ritterideal nun explizit in volkssprachlichen, theoretischen Schriften behandelt und die einzelnen Tugenden werden systematisch dargestellt. Zudem wenden sich die Autoren direkt an die Ritter und erklären, wie sie sich standesgemäss zu benehmen und wie ihre Ideale auszusehen haben. In den späteren volkssprachlichen Ritterhandbüchern, ab der Mitte des 14. Jahrhunderts, werden diese ‚klassischen‘ Rittertugenden nicht mehr nur in rein theoretischer Form dargelegt, sondern in einen praktischen, für Ritter leicht nachvollziehbaren Bezug gesetzt und mit konkreten Beispielen, ja eigenlichten Anleitungen ergänzt. Trotz der formalen Unterschiede bleibt dieser klassische Tugendkatalog inhaltlich praktisch unverändert und bildet so den Kern des spätmittelalterlichen Ritterideals.

Um diesen Kern herum wachsen nun neue Elemente – teils aus Anpassung an neue Herausforderungen, teils als Reaktion auf Missstände –, die charakteristisch werden für das spätmittelalterliche Ritterideal. Die meisten dieser neuen Elemente werden erstmals von Ramon Lull verarbeitet und scheinen am Ende des 14. Jahrhunderts voll ausgebildet. Da ich die Ritterhandbücher und damit verwandte Schriften von fünf verschiedenen Verfassern – wenn man Philippe de Mézières und den *Livre des fais* noch mit dazu zählt – untersucht habe, wird es auch möglich, die neuen Elemente, die allgemein Anerkennung gefunden haben, von lediglich persönlichen Ansichten und Anliegen des jeweiligen Verfassers zu trennen: Erwähnt mindestens die Hälfte der Verfasser, also mindestens drei Autoren, eine Tugend, die der ideale Ritter aufweisen muss, so handelt es sich um einen neuen Aspekt des

spätmittelalterlichen Ritterideals, der Allgemeingültigkeit beanspruchen darf. Findet eine Tugend aber nur bei einem oder zwei Autoren Erwähnung, wie zum Beispiel der Rat, ein Ritter müsse bei Krankheit sofort einen Arzt konsultieren, so handelt es sich kaum um ein allseits anerkanntes Element des spätmittelalterlichen Ritterideals, sondern lediglich um die persönliche Ansicht einzelner Verfasser.

Mit dieser Grundvoraussetzung ist es nun möglich, das spätmittelalterliche Ritterideal in seiner weitem anerkannten und allgemeingültigen Form zu rekonstruieren.

3.2. Das spätmittelalterliche Ritterideal

Ein Kern von Tugenden bleibt in allen untersuchten Ritterspiegeln praktisch gleich gross und erstaunlich konstant. Das heisst, dass die Ritterspiegel nicht durch weglassen und Hinzufügen von Tugenden ihren persönlichen Charakter erhalten, sondern allein durch ihre Form und allenfalls durch die unterschiedliche Gewichtung von Tugendbündeln. So legte Christine de Pisan grossen Wert auf die höfischen Tugenden, Geoffroy de Charny auf die kriegerisch-feudalen und Ramon Lull auf die religiösen: Dieser Kern entspricht in etwa dem hochmittelalterlichen Ritterideal. Er umfasst zunächst alle kirchlich-religiösen Tugenden wie Gerechtigkeitssinn, Wahrheitsliebe, Milde, Frömmigkeit, Barmherzigkeit gegenüber Hilfsbedürftigen und den Willen, die Kirche, Jungfrauen, Witwen und Waisen zu schützen. Darüber hinaus muss der ideale Ritter die Zehn Gebote einhalten und soll im Notfall aktiv gegen Glaubensfeinde vorgehen. Mit der Verbreitung der Lehre von den sieben Todsünden seit dem 13. Jahrhundert kommt noch das Element hinzu, dass der ideale Ritter diese Todsünden meiden muss.

Zum Kern des spätmittelalterlichen Ritterideals gehören zudem die kriegerisch-feudalen Tugenden wie Mut, Zuversicht, Standhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Tapferkeit, Stärke, Kühnheit und Treue gegenüber seinem Herrn.

Schliesslich beinhaltet dieser Kern auch, dass der ideale Ritter höfische Tugenden besitzen muss, wie gutes Benehmen, Freigebigkeit, Freundlichkeit, Beredsamkeit, Fröhlichkeit und Grosszügigkeit sowie die all diese Tugenden dominierende Bescheidenheit. Über all diesen kirchlich-religiösen, kriegerisch-feudalen und höfischen Rittertugenden steht das Gebot der Demut. Das ist die Erkenntnis, dass alles, was der Ritter besitzt und erreicht, allein von Gottes Gnade abhängt. Eine weitere Tugend, die allen drei Komponenten des Ritterideals zugerechnet werden muss, ist die *mâze*, als regulierendes Moment zu all den erwähnten Tugenden.

Darüber hinaus beinhaltet das spätmittelalterliche Ritterideal eine ganze Reihe von Tugenden und Eigenschaften, die in dieser Form im hochmittelalterlichen Ritterideal nicht vorgekommen sind. Das heisst, dass sich der ideale Ritter des Spätmittelalters in einigen gewichtigen Punkten von seinem hochmittelalterlichen Vorgänger unterscheidet. Am augenfälligsten ist, dass im spätmittelalterlichen Ritterideal der Aspekt der *minne* gänzlich verschwunden ist. Wenn das Thema der Liebe dennoch vorkommt, dann ganz konkret als Reflexion über die Vor- und Nachteile einer festen Beziehung oder gar Ehe, welche ja nach hochmittelalterlichem Verständnis überhaupt nichts mit *minne* zu tun hat. Auch die Tugend der Gerechtigkeit erfährt eine eigentliche Bedeutungsänderung, indem sie aus ihrem abstrakten und ursprünglich religiösen Kontext, in welchem sie als eine der Kardinaltugenden gestanden hat, herausgelöst wird, und nun eine eher politische Konnotation erhält. Der ideale Ritter im Spätmittelalter muss demnach bei Streitigkeiten in seinem Herrschaftsgebiet ein kompetenter, weiser und unbestechlicher Richter sein. Ein weiterer Aspekt, welcher den idealen Ritter in seiner politischen Funktion kennzeichnet, ist seine Beratertätigkeit. Bereits hier zeichnet sich eine Abkehr vom Typus des ‚fahrenden Ritters‘, des Einzelgängers, ab, indem nun der ideale Ritter im Spätmittelalter viel stärker in der Gemeinschaft agiert. Er soll seinem Herrn ein weiser Berater sein und andererseits stets für gute Ratschläge von vertrauenswürdigen Beratern empfänglich bleiben.³⁷² Diese Forderung setzt ihrerseits eine ganze Reihe weiterer Tugenden und Fähigkeiten voraus, die als spezifisch spätmittelalterlich bezeichnet werden müssen.

Der ideale Ritter ist gebildet. Dies beinhaltet neben der Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, vor allem eine Ausbildung in Militärtheorie, also das Wissen um verschiedene taktische Konzepte. Der ideale Ritter weiss, wie er Truppenkörper einzusetzen hat, was ein sauberes Rückzugsgefecht ist und wie er die Flügel schützen kann. Aber nicht in der Feldschlacht, sondern gerade im Belagerungskrieg versteht es der Ritter, einen Angriff zu leiten oder die Verteidigung zu organisieren. Den modernen militärgeschichtlichen Beiträgen zum Belagerungskrieg, welche eine entscheidende Rolle der Ritter auf diesem Gebiet in Abrede stellen, wäre demnach zu widersprechen.³⁷³ Denn den Zeitgenossen war nicht nur die überragende Bedeutung des Belagerungskrieges klar, sondern sie betrachteten ihn durchaus als die ureigene Domäne des Ritters, welcher auch hier grosse Ehre erwerben konnte; und zwar sowohl als Kommandant wie auch als Elitesoldat. Darüber hinaus ist der ideale Ritter

³⁷² Gerade dieser Aspekt wird oft und nachhaltig betont, und der Ritter wird davor gewarnt, auf eigennützig und verlogene Berater, die sich sein Vertrauen erschleichen wollen, zu hören.

³⁷³ Vgl. dazu die Ausführungen und bibliographischen Angaben im Kapitel „Die Belagerung“.

gut trainiert, besitzt Ausdauer, kann Entbehrungen ertragen und beherrscht den Umgang mit einer Vielzahl von Waffen, wozu auch schweres Belagerungsgerät gehört.

Dies alles macht natürlich nur Sinn, wenn absolute Disziplin herrscht. So muss der ideale Ritter nicht nur seine Truppen in der Hand haben, sondern schuldet seinerseits dem Kommandanten absoluten Gehorsam und hat all dessen Befehle auszuführen.

Der Ehre keineswegs abträglich ist das Plündern von Städten, der Solddienst und das Erpressen von Lösegeld. Dies mag aus heutiger Sicht befremdlich wirken, ist aber – am deutlichsten bei Charny – im Spätmittelalter gut mit dem Ritterideal vereinbar.

So weit die Zusammenfassung des spätmittelalterlichen Ritterideals, das im Vergleich zu seiner hochmittelalterlichen Gestalt konkreter formuliert und viel stärker an der Praxis orientiert war. Durch das Hinzufügen der neuen Tugenden hat es auch eine grössere Gewichtung des Militärischen erfahren.

Selbstverständlich ist auch im Spätmittelalter die Ehre die treibende Kraft für den Ritter, sich an diesen Tugenden zu orientieren bzw. sich von ihnen leiten zu lassen. Und auch jetzt noch gibt es für ihn nichts Schlimmeres als die Schande, als unehrenhaft zu gelten.

3.3. Überlegungen zum spätmittelalterlichen Ritterideal und Ausblick

Gerade die Rittertugenden, die eben an letzter Stelle genannt wurden, sind militärgeschichtlich betrachtet sehr interessant. Denn diese Tugenden wurden ursprünglich von Geistlichen bei der Ausarbeitung eines Ritterideals quasi als „Notlösung“ in das Ritterideal eingefügt, als sie sich auf ihrer Suche nach Vorbildern an die griechisch-römische Antike wandten. Erst somit sind ehemals griechische bzw. römische Tugenden wie Disziplin, Gehorsam, körperliche Übungen und das Wissen um die Kunst des Krieges in das spätmittelalterliche Ideal eingeflossen. Schriftsteller wie Ramon Lull oder Christine de Pisan haben diese Tugenden ohne grosses Reflektieren übernommen, während Männer wie Geoffroy de Charny, Philippe de Mézières und der Autor des *Livre de fais*, welche allesamt in militärischen Dingen erfahren waren, darin entscheidende Momente zur Reform bzw. militärischen Optimierung der Panzerreiter erkannten. Allerdings scheinen die Probleme, welche durch die Vermittlung der aus der Antike überlieferten Ideen auf die von feudalen Elementen geprägte Wirklichkeit entstanden, von ihnen nicht voll erkannt worden zu sein. Am ehesten verstand noch Philippe de Mézières, dass damit ein eigentlicher Wandel der militärischen Strukturen einhergehen müsste, weshalb er neben der Disziplin auch klare Hierarchiestrukturen und eine deutliche Trennung der Aufgaben der Kommandieren forderte.

Viele der neuen Elemente des spätmittelalterlichen Ritterideals entstammen dem militärischen Bereich. Bedenkt man, dass die Ritterspiegel, welche die Quellengrundlage für die Rekonstruktion dieses Ritterideals bilden, immer auch die Absicht hatten, das Rittertum zu reformieren, müssen diese Forderungen auch als Hinweis auf grosse Missstände gerade in diesem Bereich gesehen werden. Die Autoren der Ritterspiegel erkannten – zum Teil wohl nur intuitiv –, dass die Panzerreiter aufgrund des Drucks von aussen, der durch das Aufkommen von neuen Waffen und Truppengattungen auf die Panzerreiter ausgeübt wurde, aber vor allem aufgrund der Probleme in der Ritterschaft selbst (Disziplin, Hierarchie, militärische Ausbildung) vor einer grossen Herausforderung, ja einem eigentlichen Verdrängungskampf standen. Die Verfasser der Ritterspiegel reagierten darauf mit der genannten Militarisierung des Ritterideals. Sie rückten militärische Tugenden und Fähigkeiten des idealen Ritters, der im spätmittelalterlichen Ritterideal zu einem eigentlichen Elitekrieger geformt wird, in den Vordergrund: Zäh, einsetzbar in verschiedensten Kampfsituationen (Feldschlacht, Belagerung, Personenschutz, Verteidigung von Burgen usw.), geübt im Umgang mit allen erdenklichen Waffen und ein gewiefter Taktiker. So ist er ein ebenso fähiger Kommandant wie gehorsamer Elitekämpfer. Befolgt der einzelne Ritter die Vorgaben dieses Ritterideals, sollte er kaum Probleme haben, sich nach wie vor militärisch behaupten zu können.³⁷⁴ Somit war das Ritterideal nicht nur ein sinnvolles ethisch-moralisches Regulativ, sondern militärisch betrachtet zweckmässig: Das spätmittelalterliche Ritterideal hat die Optimierung der Kampfkraft und Kampfweise der Panzerreiter zum Ziel.

Dies führt nun zum zweiten Teil und zur eigentlichen Fragestellung dieser Arbeit. Im ersten Teil wurde nicht nur das Ritterideal rekonstruiert, sondern auch gezeigt, dass das Wissen um dieses Ideal, welches breite Akzeptanz fand, allgemein verbreitet gewesen sein muss.³⁷⁵ Denn man kann davon ausgehen, dass die meisten Ritter wussten, dass zum Rittersein mehr gehörte, als bloss die Fähigkeit, bewaffnet im Feld zu erscheinen. Die allermeisten Ritter wussten um die Existenz des Ritterideals bzw. eines Ehrenkodex und kannten zumindest die wichtigsten darin enthaltenen Tugenden und Pflichten eines Ritters.

Es bleibt nun noch die entscheidende Frage zu beantworten, inwieweit das spätmittelalterliche Ritterideal dann auch in die Wirklichkeit umgesetzt wurde und ob es Auswirkungen auf die Kriegsrealität hatte.³⁷⁶ So will ich denn auch den Einfluss dieses

³⁷⁴ Diese Aussagen werden im nächsten Teil durch die Auswertung der Sekundärliteratur überprüft.

³⁷⁵ Fleckenstein belegt die allgemeine Akzeptanz des Ritterideals über Grabmäler zu belegen. Fleckenstein, *Rittertum und ritterliche Welt*, S. 18.

³⁷⁶ Somit kann einer mehrfach geäusserten Forderung nachgekommen werden: „How far such ideas of honour and virtue had any impact on the actual conduct of war remains to be more fully investigated.“ Vale, *War and Chivalry*, S. 9.

spätmittelalterlichen Ritterideals auf das Kriegsgeschehen und das Verhalten der Ritter untersuchen: Konnte das Ritterideal in Kriegssituationen aufrechterhalten werden und hatte es klar feststellbare Auswirkungen auf die Kriegsrealität? Dies ist insbesondere da von Interesse, wo das spätmittelalterliche Ritterideal seine optimierende Wirkung entfalten könnte. Dies sind die Fragen, die der Untersuchung von verschiedenen Kriegssituationen im nächsten Teil zugrunde liegen sollen, wobei das hier rekonstruierte Ritterideal nun im Hauptteil der Arbeit als Massstab für das Verhalten der Ritter in Kriegssituationen herangezogen werden kann.³⁷⁷

Zudem möchte ich diese Fragestellung gleich auf das Phänomen der Strategie im Spätmittelalter ausweiten, obwohl diese, und das muss ausdrücklich festgehalten werden, im Gegensatz zum Wissen um Taktik, keineswegs Teil des spätmittelalterlichen Ritterdeals war. Aber die Auswertung der Quellen hat gezeigt, dass im Spätmittelalter klare Vorstellungen über Taktik und Strategie herrschten. Indem ich nun Untersuchungen zur Strategie an die Untersuchung zum Ritterideal kopple, können zugleich auch Aussagen zur Umsetzung des strategischen Wissens bei der Durchführung von Kriegen untersucht werden.

Ein letzter Aspekt, der bei weiteren Untersuchungen stärker als bislang ins Blickfeld rücken könnte, ist jener, dass die Grenze zwischen wahrer Ehre (der Ehre in Demut), wie sie die Ritterspiegel nachdrücklich propagieren, und der aus Eigennutz erstrebten Ehre, der *Vaine Gloire*,³⁷⁸ sehr verschwommen ist.

³⁷⁷ Das bedeutet auch, dass Forschungsergebnisse, die aufgrund der Materie eher in der Bereich der Literaturwissenschaft und Philologie gehören, nun auch für die Militärgeschichte fruchtbar gemacht werden sollen.

³⁷⁸ In der englischen Literatur jener Zeit wird die Todsünde Stolz unter anderem mit *vainglory* bezeichnet.

Teil II: Ritterideal und Kriegsrealität

Im zweiten Teil dieser Arbeit sollen nun die theoretischen Erkenntnisse, welche im vorangegangenen Teil gewonnen worden sind, angewandt werden, um der Frage nachzugehen, ob die Ritter dem spätmittelalterliche Ritterideal im Krieg folgten. Dazu versuche ich, aus den Quellen Aussagen über das Verhalten der burgundischen und französischen Ritter in verschiedenen Kriegssituationen zu gewinnen. Danach kann ich das Verhalten der Ritter in den jeweiligen Kriegssituationen vor der Matrize des spätmittelalterlichen Ritterideals bewerten und einschätzen, inwieweit diesem Ideal nachgeehert worden ist oder ob es im Ernstfall jede Bedeutung verlor.

Zugleich besteht hier die Möglichkeit, verschiedene Kriegssituationen, die bisher bloss in Einzelstudien untersucht worden sind, gemeinsam nach einheitlichen militär- und kulturgeschichtlichen Kriterien zu untersuchen. Um dabei unzulässige Verallgemeinerungen zu vermeiden und bei den Untersuchungen mit einheitlichen Kriterien arbeiten zu können, werde ich dazu Schlachten und Belagerungen, bzw. allgemeine Kriegssituationen als Grundlage heranziehen, die allesamt in einem zeitlich eng begrenzten Rahmen von etwa zehn Jahren liegen. Kulturell möchte ich mich auf den Raum Burgund und Frankreich beschränken. So bieten sich denn zwischen 1386 und 1396 folgende Kriegssituationen für die Untersuchung des Verhaltens der Ritter im Krieg an: Der Versuch einer Invasion Englands, die Preussenreisen, die Belagerung von Mahdia und der Kreuzzug gegen Bajazed.

Vor der Beantwortung der eigentlichen Fragestellung muss aber zunächst auf den militärgeschichtlichen Hintergrund eingegangen werden. Zuerst versuche ich mittels Auswertung von Waffen und Kriegsgerät den effektiven Wert der Panzerreiter zu bestimmen und betrachte verschiedene taktische Konzepte, in welchen diese optimal eingesetzt werden konnten. Danach werde ich auf die militärische Situation in den Ländereien des Herzogs von Burgund und allgemein in Frankreich eingehen. Zuletzt werde ich in einem kurzen Aufriss das Phänomen der spätmittelalterlichen Kreuzzüge skizzieren.

1. Der militärgeschichtliche Hintergrund

1.1 Der Krieg im Spätmittelalter

Für die Militärgeschichte umfasst das Spätmittelalter den Zeitraum zwischen der Schlacht bei Kortrijk (Courtrai) im Jahre 1302 und der militärischen Expedition König Karls VIII. nach Italien im Jahre 1494: 1302 war es Fußtruppen erstmals gelungen einen selbstständigen Sieg über Panzerreiter³⁷⁹ zu erringen, als ein Bürgeraufgebot der flandrischen Städte das französische Ritterheer unter Philipp dem Schönen vernichtend schlug. 1494 markiert militärgeschichtlich betrachtet den Beginn einer neuen Epoche mit strukturell gewandelten Armeen und der Nutzbarmachung neuer Ideen. Denn das französische Heer unter Karl VIII. kennzeichnet, was seine Strategie und Bewaffnung angeht, deutlich den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Es behielt Angriffswaffen wie die Stangenwaffen, Bogen und Armbrüste und die Verteidigungswaffen wie beispielsweise die Rüstung bei. Daneben verfügte es aber auch über die leichte Kavallerie, die ersten Hakenbüchsen und Kanonen, die im Sinn der modernen Artillerie auch in der Feldschlacht eingesetzt worden sind. Zudem trat hier an die Stelle der Tapferkeit des einzelnen Kämpfers die straffe Disziplin des gesammelten Verbandes. Damals entwickelte man die Gruppenformation in der Armee.

Dieser Zeitraum von 1302-1494 ist nun vor allem durch den allmählichen Niedergang des ritterlichen Berufskriegertums auf militärischem Gebiet gekennzeichnet, wobei kein Konsens darüber herrscht, wann der Beginn der militärischen Verdrängung anzusetzen ist. Es wird deshalb auch ein Ziel des ersten Teils dieser Arbeit sein, den effektiven militärischen Wert der Panzerreiter in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu eruieren. Der Niedergang des abendländischen Rittertums seit dem Ende des 13. Jahrhunderts aufgrund anderer Faktoren wie zum Beispiel dem Wandel der wirtschaftlichen, sozialen und herrschaftlichen Verhältnisse, kann hier natürlich nur am Rande Gegenstand der Untersuchung sein.

Gleich zu Beginn drängt sich die Frage auf, ob durch das Aufkommen von Schusswaffen und Söldnerheeren bzw. Fußvolk, das zu einer in Feldschlachten entscheidenden Truppengattung wurde und eigentlich eine grundlegende Änderung der Taktik und der Strategie für die Reiter mit sich hätte bringen müssen, von einer „militärischen Revolution“ im Spätmittelalter gesprochen werden darf. Mit dem Wort „Revolution“ scheinen gerade auf dem Gebiet der Kriegsführung viele (Militär-)historiker sehr schnell zur Hand zu sein. White spricht im Zusammenhang mit dem Aufkommen des Steigbügels Ende des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts von einer „militärischen Revolution“, da erst so die feudale, schwere Reiterei

³⁷⁹ In militärischer Beziehung scheint es besonders wichtig, den Ausdruck „Panzerreiter“ anstatt „Ritter“ zu gebrauchen, weil dadurch diese neue „Waffe“ des Mittelalters am besten charakterisiert wird.

ermöglicht worden sei.³⁸⁰ Rogers setzt eine solche Revolution später an, nämlich im 14. Jahrhundert, als die Engländer erfolgreich walisische Bogenschützen in ihre Truppen eingliederten.³⁸¹ Parker, der vor allem Verteidigungsanlagen untersucht hat, setzt die „militärische Revolution“ ins späte 16. Jahrhundert,³⁸² während Black, der bei seinen Untersuchungen die Verteidigungsanlagen des neuen Typs, wie man sie seit Vauban kennt, sowie das Aufkommen von Flinten mit Bajonetten und das Anwachsen der Armeen berücksichtigt, eine „Revolution“ anfangs des 18. Jahrhunderts sehen will.³⁸³ Zeitlich zwischen diesen beiden liegt Roberts, welcher in Bezug auf Grösse der Armee, Strategie und Taktik, Finanzen und Logistik und vor allem mit der Einführung des Drills, die „militärische Revolution“ an den Anfang des 17. Jahrhunderts setzt.³⁸⁴ Die Liste dieser „militärischen Revolutionen“ liesse sich noch lang fortsetzen und kann wohl vor allem als Warnung vor einem inflationären Gebrauch des Wortes „Revolution“ angesehen werden. Deutlich wird aber, dass jeweils ganz unterschiedliche Kriterien zur Begründung, weshalb in einem bestimmten Zeitraum eine Revolution stattgefunden habe, hinzugezogen werden.

Ist mit dem Begriff „Revolution“ auch vorsichtig umzugehen, so zeigen diese Beispiele doch, dass das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit unbestritten eine Zeit grosser innovativer Prozesse und bedeutender Veränderungen ist, gerade auf dem Gebiet der Waffentechnik, der Logistik oder der Grösse der Heere.³⁸⁵ Um später in dieser Arbeit bei der Bewertung des Verhaltens der Ritter im Krieg exakte Aussagen machen zu können und um anachronistische Schlüsse zu vermeiden, ist es in dieser Zeit beschleunigten Wandels unumgänglich, technische Innovationen im Bereich der Entwicklung von Waffen und das Aufkommen neuer Taktiken und Strategien möglichst Zeitgenau festzumachen. Ich möchte deshalb im ersten Teil dieser Arbeit als militärgeschichtlichen Hintergrund für weitere Untersuchungen auf den Krieg im Mittelalter oder genauer im untersuchten Zeitraum, d. h. auf den Krieg zwischen 1350 und 1400 eingehen. Zwecks besserer Übersicht möchte ich zwei Aspekte des Krieges im Mittelalter genauer betrachten: Zuerst werde ich auf Waffen und Kriegsgerät eingehen und danach auf die – nicht zuletzt durch diese Waffen determinierte – Taktik und Strategie eingehen. Zudem ist es der Versuch dieses ersten Teils meiner Arbeit, die Ergebnisse unzähliger Einzel- oder besser Detailstudien und allgemein gehaltener Monographien zur mittelalterlichen Militärgeschichte in einem Überblick zusammenfassend

³⁸⁰ White, *Medieval Technology*.

³⁸¹ Rogers, *Revolutions of the Hundred Years' War*.

³⁸² Parker, *The Military Revolution*.

³⁸³ Black, *A Military Revolution?*

³⁸⁴ Roberts, *The Military Revolution 1560 – 1660*.

³⁸⁵ So z. B. Schmidtchen, *Kriegswesen im späten Mittelalter*, S. 125 oder Sablonier, *Rittertum, Adel und Kriegswesen*, S. 536 oder Edge, *Arms and Armor of the Medieval Knight*.

darzustellen und so Klarheit in die verwirrende Fülle von Arbeiten zu bringen und den neuesten Forschungsstand wiederzugeben. Dies ist mir auch insofern ein Anliegen, als dass im deutschsprachigen Raum, insbesondere in Deutschland selbst „vielleicht wegen der Perhorreszierung alles Militärischen nach dem zweiten Weltkrieg“³⁸⁶ der Krieg als Phänomen für sich seither kaum grössere wissenschaftliche Aufmerksamkeit gefunden hat.³⁸⁷ So ist man heute auf (meist veraltete) Studien der älteren deutschen Forschung oder aber auf die einschlägigen Werke der englischen, amerikanischen und französischen Forscher neueren Datums angewiesen.

1.2. Waffen und Gerät für den spätmittelalterlichen Kriegsgebrauch

Das Standardwerk der Waffenkunde und nach wie vor unübertroffen in der Fülle des Quellenmaterials³⁸⁸ ist noch immer das „Handbuch der Waffenkunde“ von Wendelin Boeheim. 1890 erschien das Werk des Direktors des kunsthistorischen Museums von Wien, der damit und mit zahlreichen weiteren Publikationen den Grundstein zur modernen historisch-methodischen Waffenkunde legte.³⁸⁹

Wie bereits erwähnt finden nun gerade auf dem Gebiet der Waffentechnik im 14. Jahrhundert tiefgreifende und folgenschwere Veränderungen statt. Dabei handelt es sich einerseits um spätmittelalterliche Erfindungen, andererseits um Verbesserungen und Weiterentwicklungen von Waffen und Kriegsgerät, die schon lange bekannt waren. So waren zum Beispiel die Wurfgeschütze oder die Armbrust Erfindungen der antiken Kriegskunst, deren technologischer Transfer durch den ununterbrochenen praktischen Gebrauch durch all die Jahrhunderte hindurch erfolgte, und die nun im Spätmittelalter entscheidende technische Neuerungen erfuhren, die wiederum Konsequenzen für Taktik und strukturelle Gliederung der Streitkräfte hatten.

Im Folgenden stelle ich nun eine Liste sämtlicher Waffen und Geräte vor, die in der spätmittelalterlichen Kriegführung zum Einsatz kamen. Damit wird deutlich, was einem Krieger bzw. einem militärischen Führer in Kriegssituationen aller Art in idealtypischer

³⁸⁶ Schuller, Griechische Geschichte, S. 93. Die Aussage Schullers bezieht sich auf die Militärgeschichte der Antike, gilt aber auch für das Mittelalter. Auf diese bedauerliche Tatsache haben auch andere Historiker hingewiesen, so Patzold, Konflikt als Thema in der modernen Mediävistik, S. 200-202 oder Schmidtchen, Kriegswesen im späten Mittelalter, S. 12f.

³⁸⁷ Siehe dazu Deist, Bemerkungen zur Entwicklung der Militärgeschichte in Deutschland.

³⁸⁸ Zu den Quellen zur Waffenkunde siehe Schmidtchen, Kriegswesen im späten Mittelalter, S. 22-30.

³⁸⁹ Weitere Übersichtswerke zur Waffenkunde in der Tradition Boeheims sind Martin, Waffen und Rüstungen, und neueren Datums Schmidtchen, Kriegswesen im späten Mittelalter. Nicolle, Arms and Armour of the Crusading Era, bietet mit seinen Skizzen von Waffen, die aus den verschiedensten Handschriften zusammengetragen worden sind, eine willkommene Ergänzung zu den erstgenannten Werken, die sich doch weitgehend auf die Auswertung von archäologischem Quellenmaterial beschränken.

Weise an Kriegsmaterial zur Verfügung gestanden hat. Zudem besteht hier die Gelegenheit, die technischen Innovationen im Bereich der Entwicklung von Waffen möglichst zeitgenau festzumachen, um so anachronistische Schlüsse im weiteren Verlauf der Arbeit zu vermeiden.³⁹⁰ Denn um den Stellenwert und die Funktion des berittenen Kriegers bzw. des Panzerreiters im Kriegsgeschehen beurteilen zu können, muss man vor allem auf technische Fragen eingehen, da in der Militärgeschichte der Stand der militärtechnischen Entwicklung „all-important“³⁹¹ ist. Nur über den Stand der kriegstechnischen Innovationen lässt sich denn auch die zentrale Frage beantworten, ob das Bild des seit 1300 von einem militärischen Niedergang betroffenen Rittertums korrekt sei.³⁹²

1.2.1. Schutzwaffen

1.2.1.1. Körperpanzerung

Seit dem frühen Mittelalter lassen sich mit dem Schuppenpanzer und dem Kettenhemd, beide in ihrer Länge bis zum Knie reichend, zwei Arten der Körperpanzerung feststellen.³⁹³ Diese Modelle, die wohl aus dem Orient übernommen worden sind,³⁹⁴ hielten sich mehr oder weniger unverändert, bis im Verlauf des 13. Jahrhunderts durch die neuen und verbesserten Angriffswaffen wie Streitäxte, Reiterhämmer, Langbogen und Armbrüste eine Verstärkung der Körperpanzerung erzwungen wurde. Zur Verstärkung der Schutzbewaffnung des Oberkörpers dienten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zunächst zusätzliche schienen- oder spangenartige Eisenplatten, weshalb man in der waffenkundlichen Terminologie diese neue Art der Körperpanzerung „Spangenharnisch“ nennt.³⁹⁵ Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts entwickelte sich aus der Übergangsform des Spangenharnischs und anderer Verstärkungen der geschlossene Plattenharnisch. Eine Entwicklung, welche zu Beginn des 15. Jahrhunderts abgeschlossen war.³⁹⁶

³⁹⁰ Zur Bedeutung und der Definition der in für diese Arbeit zentralen Begriffe „Technik“ und „Innovation“ siehe Lindgren, Grundlagen mittelalterlicher Technik: Einleitung, S. 13-24.

³⁹¹ Vale, War and Chivalry, S. 100.

³⁹² Dieses Bild wird u.a. von Keegan, Face of Battle, S. 317, ders., Kultur des Krieges, S. 428; von Huizinga, Herbst des Mittelalters, S. 100 oder von Oman, History of the Art of War, Bd. II, S. 426 vertreten.

³⁹³ Martin, Waffen und Rüstungen, S. 25.

³⁹⁴ Martin, Waffen und Rüstungen, S. 25 und Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 123f.

³⁹⁵ Martin, Waffen und Rüstungen, S. 54.

³⁹⁶ Nach Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 162. Dazu auch Prestwich, Armies and Warfare, S. 18-30, und Martin, Waffen und Rüstungen, S. 19-94, mit schönem Bildmaterial zur Verdeutlichung.

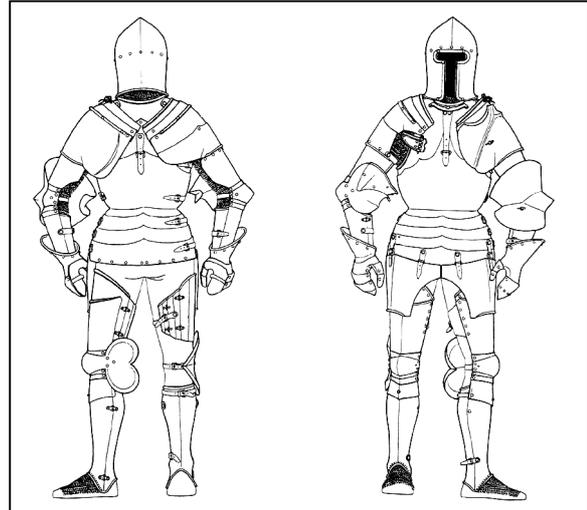


Abbildung 1 und Abbildung 2

1.2.1.2. Helm

Der Helm stellt die älteste Wappnung des Kriegers überhaupt dar. So erstaunt auch die kaum zu überblickende Entwicklung verschiedenster Helmformen im europäischen Mittelalter nicht. Im 14. und 15. Jahrhundert findet diese Entwicklung ihren Höhepunkt. Die Fülle der unterschiedlichsten Helmformen, die in diesem Zeitraum entsteht, macht weniger die Experimentierfreude der Waffenschmiede als vielmehr das gesteigerte Bedürfnis der Kriegersleute deutlich, sich bezüglich ihrer Schutzbewaffnung den ebenso vielgestaltigen Vorgaben der feindlichen Trutzwaffen und ihrer Wirkung anzupassen. Eine Tendenz, die schon bei der Entwicklung der Körperpanzerung deutlich geworden ist, und die mit dieser einhergeht.³⁹⁷

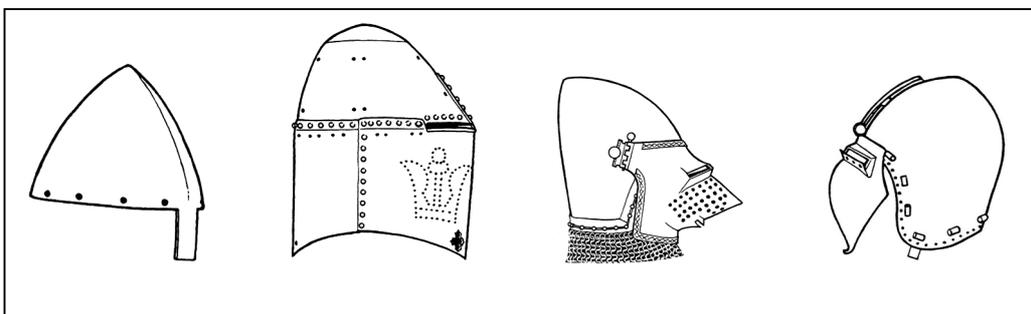


Abbildung 3

³⁹⁷ Eine tabellarische Darstellung der Entwicklung von Rüstung und Helm zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert findet sich bei Funcken, Rüstungen und Kriegsgerät im Mittelalter, S. 142-144. Ausführlich Boheim, Handbuch, S. 23-60.

1.2.1.3 Der Schild

Der Schild in seinen unterschiedlichsten Formen gehörte als wichtigste Schutzwaffe neben dem Harnisch seit dem frühen Altertum zur Ausrüstung des Kriegers.³⁹⁸ Er wurde längst schon von „primitiven Völkerschaften benutzt, ehe er den griechischen Hopliten, römischen Legionären oder den Germanen zur Abwehr diente“.³⁹⁹ Hergestellt wurde der Schild von je her aus Eisen, Holz und getrockneten oder gegerbten Häuten. Der Form nach gab es runde, ovale, rechteckige oder vieleckige Schilde. In Europa bildete sich im 11. Jahrhundert eine neue Schildform aus: Ein oben abgerundetes, auf der Spitze stehendes Dreieck, die Schildmitte durch einen herausragenden, spitzen Buckel verstärkt. Von der Grösse des Langschildes (wie ihn die Krieger unter Willhelm dem Eroberer auf dem Teppich von Bayeux benutzen) wurde der Schild Gegen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts immer niedriger und schmaler. Dies ist wohl auch auf die erleichterte Handhabung zu Pferde zurückzuführen. Vor allem war der Ritter nun gänzlich durch den geschlossenen Helm geschützt und musste somit nur noch den Oberkörper schützen. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfuhr dieser dreieckige Reiterschild parallel zur Verbesserung des Harnisch eine weitere Verkleinerung. Er sollte nun noch den linken Arm und die linke Hand, welche die Zügel führte, schützen. Zudem waren diese Schilde nun stärker gewölbt, damit Angriffswaffe und Pfeile an ihnen abglitten.

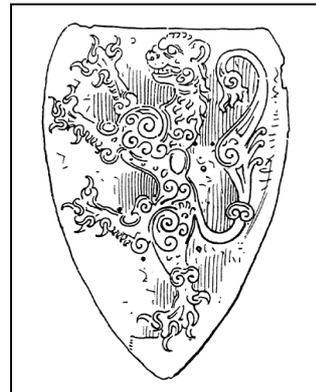


Abbildung 4 und Abbildung 5

³⁹⁸ Boenheim, S. 169.

³⁹⁹ Martin, Waffen und Rüstungen, S. 199.

1.2.2. Schwere Fernwaffen

1.2.2.1. Geschosswaffen ohne Schiesspulver als Treibmittel

Ballisten

Die Ballisten, in den Quellen auch als Springolfe bezeichnet, sind kriegstechnische Erfindungen, die auf die Antike zurückgehen.⁴⁰⁰ Es handelt sich bei den Ballisten um Torsionsgeschütze, mit denen das Geschoss, ein Pfeil oder ein kleiner Stein, mit hoher Geschwindigkeit und Zielgenauigkeit über grosse Distanzen in sein Ziel gebracht werden konnte. Dazu wurde mit einer Windenkonstruktion am hinteren Ende des Ballisten die Sehne nach hinten gezogen, wodurch die senkrechten Sehnenbündel, in welchen die starren Holzarme eingelassen waren, durch eine Drehung (Torsion) gegen die Schussrichtung in Spannung gebracht wurden. Bei Freigabe der Sehne durch das Lösen der Sperrvorrichtung schnellten diese beiden Arme dann nach vorne und brachten das Geschoss auf eine vertikale Schussbahn. Die Ballisten wurden im 11. Jahrhundert während der Kreuzzüge von den Byzantinern, welche die römische „Kriegsmaschinerie“ unverändert tradiert hatten, übernommen. Allerdings vermochten sich die Ballisten in Mitteleuropa neben der stabileren Wallarmbrust nie wirklich durchzusetzen, zumal sie sehr wetteranfällig waren.⁴⁰¹

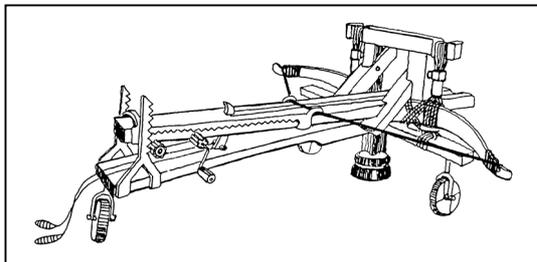


Abbildung 6

Wallarmbrust

Die Stand- oder Wallarmbrüste waren eine spätmittelalterliche Entwicklungsform der mittelalterlichen Armbrüste und waren im Grunde genommen nicht viel mehr als eine Vergrößerung des ursprünglichen Modells. Die Wallarmbrüste verfügten über einen bis zu vier Meter langen Horn- oder Stahlbogen, waren in der Regel auf einem Dreibein schwenkbar lafettiert und wurden wie auch die Ballisten weniger in der Feldschlacht als vielmehr bei

⁴⁰⁰ Siehe dazu Chevedden, *Artillery in Late Antiquity*. Ausführlich auch Payne-Gallway, *Crossbow*, S. 301-314.

⁴⁰¹ Rathgen, *Das Geschütz im Mittelalter*, S. 601-609.

Belagerungen von Belagerten wie Belagerern benutzt.⁴⁰² Hierbei führten die Belagerer die Ballisten und Wallarmbrüste auf Wagen mit sich und zwangen die Verteidiger, mit diesen recht zielsicheren Waffen Deckung zu suchen, um so den eigenen Fusstruppen, die mit Rammböcken oder Sappenbau die Verteidigungsanlagen zu zerstören versuchten, Feuerschutz zu geben.⁴⁰³ Die Besatzer der festen Plätze konnten ihrerseits mit diesen Waffen dem Feind immer wieder Verluste zufügen und dies über grosse Distanzen.⁴⁰⁴

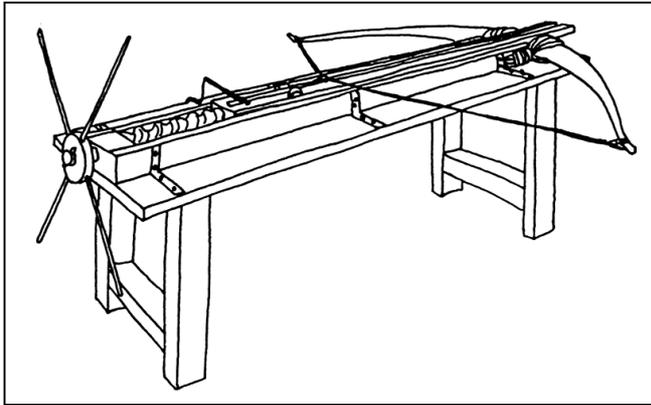


Abbildung 7

1.2.2.2 Wurfmaschinen

Onager/Mange

Wie die Ballisten wurden auch die Mangen im Verlauf der Kreuzzüge von den Byzantinern übernommen, welche diese Waffe seit der Antike tradiert hatten.⁴⁰⁵ Der Onager, mittelalterlich Mange, ist ein einarmiges Wurfgeschütz, basierend auf dem Torsionsprinzip. Der Wurfarm des Onagers steckte in einem doppelläufigen Strang von Sehnen- oder Taubündeln, die gegen die Schussrichtung zusammengedreht waren, wodurch eine ständige, latente Spannung erzeugt wurde. Zum Schuss wurde der Wurfarm nach hinten gezogen, fixiert und mit dem Geschoss (Felsbrocken oder Brandsatz) beladen. Bei Lösung der Sperrklinke schnellte der Arm in seine senkrechte Ausgangslage zurück und gab das

⁴⁰² Harmuth, Die Armbrust, S. 69 und Gohlke, Das Geschütz des Altertums und des Mittelalters, S. 361. Die wenigen Beispiele, bei denen schwere Fernwaffen auch in Feldschlachten, meist mit geringem Erfolg, eingesetzt worden sind, bei Prestwich, Armies and Warfare, S. 324.

⁴⁰³ Der Unterschied zu den Ballisten lag dann auch vor allem im äusseren Erscheinungsbild. Dabei springt als erstes die Tatsache ins Auge, dass der „Bogen“ bei der Wallarmbrust aus einem Stück gefertigt worden ist, während bei den Ballisten der „Bogen“ aus zwei voneinander unabhängigen Holzarmen besteht.

⁴⁰⁴ Von Ballisten abgefeuerte Geschosse vermögen auch nach einer Distanz von über 500 m noch Rüstungen zu durchbrechen. So Schmitdchen, Kriegswesen im späten Mittelalter, S. 152.

⁴⁰⁵ Grundlegend Payne-Gallway, The Crossbow. Besonders das Kapitel „A treatise on the siege engines used in ancient and medieval times for discharging great stones and arrows“ S. 249-319. Moderne Autoren gehen aufgrund vereinzelter Quellenzitate davon aus, dass der Onager zumindest in gewissen Teilen Europas seit der Antike ununterbrochen in Gebrauch war. So Bachrach, Early Carolingian Warfare, S. 108-110 und S. 112-116. Das widerspricht vor allem der älteren Sekundärliteratur zur „Artillerie im Mittelalter“. Stellvertretend für viele steht Schneider, Die Artillerie des Mittelalters, S. 1-22 mit zahlreichen Quellenzitate.

Geschoss auf seine parabelförmige Flugbahn frei. Im Unterschied zu antiken Onager weist die Mangle als spätmittelalterliche kriegstechnische Innovation einen horizontalen, gepolsterten Querbarren auf, um den Arm, der neu in eine Art Löffel zur Aufnahme des Geschosses mündet, kontrolliert zu stoppen.

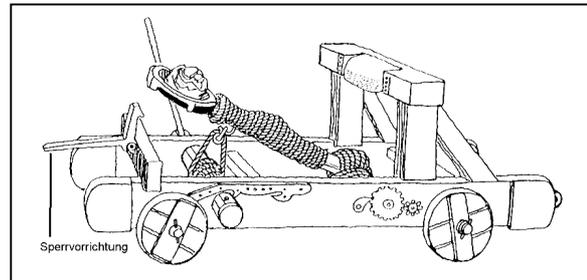
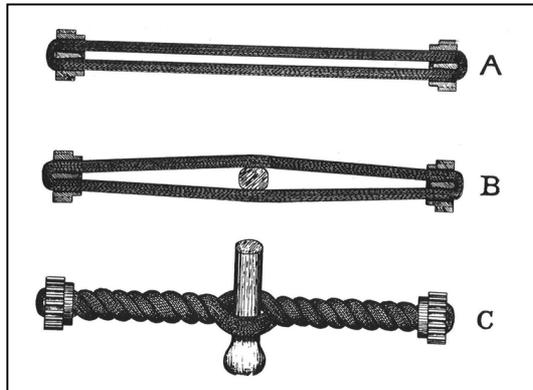


Abbildung 8 und Abbildung 9

Die Blide

Während die Torsionsgeschützte wie die Ballisten und Mangen in ihren verschiedenen Formen von der Antike bis ins Mittelalter zumindest in Teilen Europas ununterbrochen in Gebrauch gewesen sein dürften, traten die Hebelgeschütze erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters auf. Die Kraft der neuen Geschütze lag nun nicht in der Spannung, die durch Torsion erzeugt wurde, sondern in einem zweiarmigen Hebel. Das höchst einfache Prinzip eines Hebelgeschützes ist jedem bekannt, der bereits eine Bahnschranke oder an einem Grenzübergang einen Schlagbaum gesehen hat. Der Hebel liegt waagrecht zwischen zwei senkrechten Pfosten. Wenn man nun das Ende des kurzen Armes nach unten zieht, wird in derselben Zeit die Spitze des langen Armes nach oben gerückt. Beide Arme durchlaufen dabei etwa einen Viertelkreis. Allerdings ist dabei der Radius und somit die Geschwindigkeit nicht gleich: Wenn der längere Arm fünf Mal länger ist als der kurze, so ist die Geschwindigkeit an der Spitze auch fünf Mal höher. Ein solches Hebelgeschütz wird als Blide (engl. Trebuchet) bezeichnet. Diese Waffe gelangte aus China über die Turkvölker nach Europa und tauchte hier erstmals im 11. Jahrhundert auf und fand ab der Mitte des 12. Jahrhunderts weite Verbreitung.⁴⁰⁶

Ursprünglich existierten bloss Ziehkraftbliden, bei denen die Geschosse dadurch auf ihre Bahn gebracht wurden, dass der Hebel am kürzeren Arm mit Seilen möglichst ruckartig nach unten gezogen wurde. Damit wurde das Geschoss am anderen, längeren Ende des Hebelarmes durch den Schleudereffekt auf seine Wurfbahn gebracht. Um die Wende zum 14. Jahrhundert

⁴⁰⁶ Hill, Trebuchets, S. 99 und White, Medieval Technology, Anm. 2.

fand dann der Übergang zur Gegengewichtsblide statt, eine wichtige Innovation, denn es handelt sich hierbei um die erste bedeutende mechanische Nutzung der Kraft von Gewichten.⁴⁰⁷ Nun konnte die Wurfweite variiert werden, ohne die Masse des Gewichts oder die Position der Blide zu ändern.

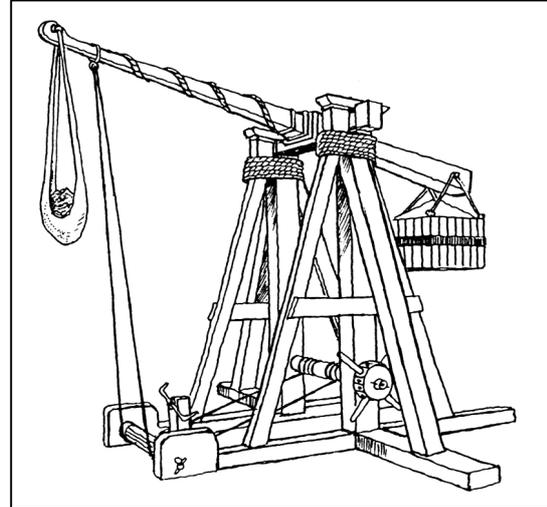
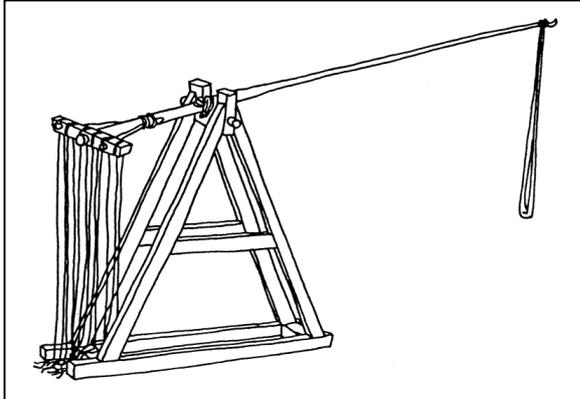


Abbildung 10 und Abbildung 11

Die hier vorgestellten Wurfmaschinen wurden praktisch nie in der offenen Feldschlacht, sondern nur bei Belagerungen eingesetzt. Sie trafen wahllos Bauten, Verteidigungsgerät und Menschen und die mit einer grossen Zerstörungskraft. Bei einer Konzentration auf einen Punkt der Umwallung dienten sie als Unterstützung der Rammböcke und Minen, um das Mauerwerk zum Einsturz zu bringen. Zudem zwang das pausenlose Bombardement die Verteidiger in Deckung, was sie an einer erfolgversprechenden Abwehr hinderte. Nicht zuletzt konnte man mit diesen Wurfmaschinen Brandsätze in den belagerten Ort werfen oder aber Aas und Fässer mit Urin und Fäkalien, was nicht nur eine demoralisierende Wirkung hatte, sondern auch den Ausbruch von Seuchen begünstigen sollte – eine primitive Art biologischer Kriegführung.⁴⁰⁸ In der Feldschlacht erlangten all diese schweren Waffen (Ballisten, Bliden, Mangeln, Wallarmbrüste) keinerlei Bedeutung. Diese schweren, sperrigen Waffen hätten im ohnehin schon schwerfälligen Tross mitgeführt oder erst vor Ort konstruiert werden müssen. Aufgrund ihrer Wetteranfälligkeit, ihrer oftmals mangelnden Zielgenauigkeit (v.a. Mangeln und Bliden), der niederen Schussfrequenz und der komplizierten Handhabung wären sie keine wirksamen Waffen gegen die beweglichen Reiterheere gewesen.

⁴⁰⁷ White, *Medieval Technology*, S. 103.

⁴⁰⁸ Auf diese Weise soll ja auch die Pest von Asien nach Europa gekommen sein: Als die Mongolen 1347 die genuesische Handelsstation Kaffa am Schwarzen Meer belagerten, ging unter den Belagerern die Pest um. Wann immer einer ihrer Soldaten der Pest erlag, katapultierten sie den Toten über die Mauern von Kaffa. Ratten schleppten dann die Krankheit auf den heimkehrenden genuesischen Schiffen in Italien ein, von wo sich die Pest schliesslich über ganz Europa verbreitete. Siehe dazu Fremantle, *Zeitalter des Glaubens*, S. 162 oder Bulst, *Der Schwarze Tod*, S. 46.

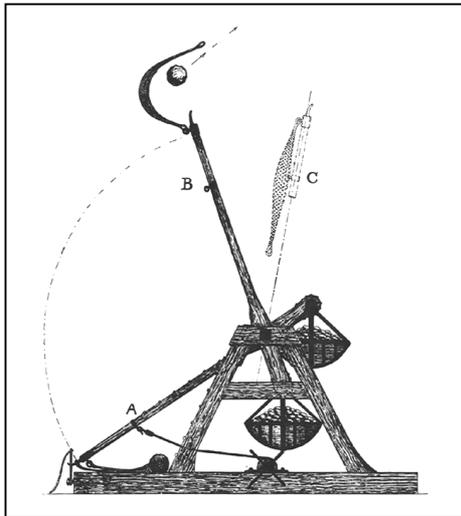


Abbildung 12

1.2.2.3. Feuerwaffen

Die folgenreichste Neuerung im spätmittelalterlichen Kriegswesen waren die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Europa aufkommenden Feuerwaffen. Das Schiesspulver – ein Gemisch aus Holzkohle, Salpeter und Schwefel – stammte als pyrotechnisches Kriegsmittel ursprünglich aus China und wurde durch arabische Vermittlung in Europa bekannt.⁴⁰⁹ Erst hier wurde es als Treibmittel für Geschosse verwendet. Die Frage nach Ort und Zeitpunkt der entscheidenden Erfindung oder gar nach einem einzigen Erfinder ist allerdings nicht geklärt.⁴¹⁰ Wesentliche Vorbedingung für das Schiessen mittels einer durch chemische Reaktion erzeugten Bewegungsenergie der Geschosse waren der Waffentyp „Büchse“ und ihre vorbereitende Handhabung zum Schuss: der Ladevorgang.⁴¹¹ Ob es sich um die Form der kleinen, von einem Schützen zu bedienenden „Handbüchse“⁴¹² oder um das parallel dazu entwickelte, grösser dimensionierte Geschütz handelte, hinsichtlich Aufbau (als „Flug“ bezeichneter Rohrteil und die Pulverkammer), Handhabung und Wirkungsweise herrschten die strukturell gleichen Bedingungen vor.

„We may almost say that the triumph of artillery only commences in the middle years of the fifteenth century.“⁴¹³ Charles Oman gibt hier die Meinung vieler Militärhistoriker wieder, dass die nach der Verbreitung des Schiesspulvers neuentwickelten „Büchsen“ erst Mitte des 15. Jahrhunderts einen konkreten Einfluss auf das Kriegsgeschehen, insbesondere bei

⁴⁰⁹ Reinaud/Favé, *Des origines de la poudre à canon*, S. 193–258. Seither allgemein anerkannt.

⁴¹⁰ Die weitverbreitete Legende um Berthold Schwarz als Erfinder ist historisch nicht haltbar. Vgl. dazu Tittmann, *Mythos vom „Schwarzen Berthold“*.

⁴¹¹ Auch Kanonen oder schwere Artillerie. Ich verwende den Begriff „Büchsen“, da er auch in den Quellen verwendet wird und, um diese frühen Kanonen von ihren technisch weit ausgefeilteren Nachfolgemodellen zu unterscheiden. Nach Schmidtchen, *Bombarden*.

⁴¹² Dazu ausführlicher im entsprechenden Kapitel.

⁴¹³ Oman, *History of the Art of War*, S. 225.

Belagerungen, hatten und sie im 14. Jahrhundert, beziehungsweise im Hundertjährigen Krieg, weitgehend bedeutungslos blieben.⁴¹⁴ In ihrer Meinung bestärkt wurden diese Militärgeschichtler von Aussagen von Technologiehistorikern, wonach die ersten Kanonen unbrauchbare Metallungetüme waren. Sie waren teuer in ihrer Herstellung, in Unterhalt und Gebrauch. Sie waren schwierig zu transportieren und einmal an Ort nur in sehr grossen zeitlichen Abständen zu laden und zu feuern, da sie zwischen den einzelnen Salven abkühlen mussten. Auch waren diese Kanonen grob gebaut, und in Verbindung mit dem immer wieder anders zusammengesetzten Pulver war es praktisch unmöglich, ein Ziel zweimal zu treffen.⁴¹⁵

Trotz dieser gravierenden Mängel, welche die ersten Kanonen aufwiesen, und entgegen der Meinung oben genannter Historiker wurden die Büchsen aber schon weit früher erfolgreich eingesetzt. Die neuartige Technik, aus der die Büchsen hervorgingen, lässt sich 1326/27 erstmalig für Italien und England nachweisen.⁴¹⁶ Und bereits ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts werden sie bei Belagerungen erfolgreich eingesetzt. Waren doch die Büchsen die ersten Waffen, mit denen ein Steingeschoss auf gestreckter Flugbahn mit hoher Wucht gegen feste Ziele wie etwa Umfassungsmauern gelenkt werden konnte, und die dabei eine Wirkung zu erreichen vermochten, die weder mit Ballisten noch mit Bliden zu erzielen war.

Ab der Mitte des 14. Jahrhunderts waren zahlreiche Belagerungen im westeuropäischen Raum vom Beschiessen durch Kanonenkugeln begleitet.⁴¹⁷ Und diese neue Waffe hat wohl 1374 den ersten Sieg direkt herbeigeführt, als es den Franzosen gelang, die Stadtmauer von Saint-Saveur-le-Vicomte niederzuschliessen.⁴¹⁸ 1377 zerstörte Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, bei der Belagerung von Odrük die Mauern der Befestigung mit Kanonen und gelangte so zum Sieg bzw. zur Einnahme des befestigten Ortes.⁴¹⁹ Als England 1380 eine Invasion durch französische Truppen drohte, verstärkten sie als erstes Calais mit 60 Büchsen, während auf der Gegenseite die Franzosen und die Burgunder dazu übergingen, ihre Schiffe mit Büchsen der verschiedensten Kaliber auszurüsten.⁴²⁰ Über die Belagerung von Oudenaarde 1382 durch Philipp von Artevelde weiss Froissart zu berichten: ... *il firent faire et ouvrer une bombarde merveilleuse grande, laquelle avoit cinquante et trois pols de beé et jettoit quarreaux merveilleusement grans, gros et pesans; et, quant celle bombarde*

⁴¹⁴ Weitere Beispiele für diese Ansicht bei Pounds, *The Medieval Castle*, S. 253 und King, *The Castle in England*, S. 169.

⁴¹⁵ Angaben nach White, *Medieval Religion and Technology*, S. 168f. Zur Feuergeschwindigkeit, die 2-3 Schuss am Tag betragen haben soll, siehe Schmidtchen, *Bombarden-Befestigungen-Büchsenmeister*, S. 44.

⁴¹⁶ Hoff, *Feuerwaffen*, S. 2. Zur Diskussion über den Wert dieser Quelle siehe Porter, *The Ways of War*, S. 112-114.

⁴¹⁷ DeVries, *Gunpowder Weaponry*, S. 229.

⁴¹⁸ Perroy, *The Hundred Years War*, S. 166.

⁴¹⁹ DeVries, *Gunpowder Weaponry*, S. 229.

⁴²⁰ Ausführlicher Angaben zur Invasion Englands im dritten Teil dieser Arbeit im Kapitel „Der Versuch einer Invasion Englands“. Angaben zur Bewaffnung mit Kanonen aus Mirot, *Tentative*, S. 284 und S. 441.

*descliquoit, on l'ooit par jour bien cinq lieues loing et par nuit de dix, et menoit si grant tempeste au descliquer que il sambloit que tous les deables d'enfer feussent sur le chemin.*⁴²¹

Philipp von Artevelde gelang es schliesslich, den befestigten Ort mit Hilfe der Kanonen einzunehmen. Aber die zitierte Quelle zeigt auch, dass ein in seinen Auswirkungen bloss schwer abzuschätzender militärischer Vorteil dieser neuen Waffen in der psychologischen Wirkung lag, welche auf die Gegner ausgeübt wurde. Diese feuerspuckenden, qualmenden und donnernden Ungetüme müssen zahlreichen Beteiligten vorgekommen sein, als wären sie direkt der Hölle entstiegen. So schrieb auch der Mönch von St. Denis noch 30 Jahre später (1422) über eine Belagerung des Duc de Berry durch französische und burgundische Truppen: *ad aures quatuor milibus distancium veniebat, et emissum tonitruum viciniores terribat, ac si ex infernali furia processisset.*⁴²²

Ist die psychologische Wirkung der Büchsen nur schwer abzuschätzen, so ist doch nicht zu bestreiten, dass sie im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts bei Belagerungen – für die Feldschlacht waren diese Kanonen ja noch zu behäbig – grosse Wirkungen zeigten. Wie gross diese waren, zeigt sich deutlich in den ab 1365 einsetzenden Bemühungen der Verteidiger von festen Plätzen, ihre Anlagen zu verstärken und selbst Möglichkeiten für den Einsatz von Büchsen zu schaffen.⁴²³

Es bleibt also festzuhalten, dass ab der Mitte des 14. Jahrhunderts im englischen, französischen und dann auch im burgundischen Raum das militärische Potential der Büchsen erkannt war und sie bei Belagerungen erfolgreich eingesetzt wurden, wenn auch meist noch als Ergänzung zu herkömmlichen Wurfmaschinen.

1.2.3. Trutzwaffen

1.2.3.1. Fernwaffen

Bogen

Zu den wichtigsten waffentechnischen Erfindungen der Menschheit zählt der bereits für das Paläolithikum nachweisbare Bogen, der seither in Europa zu allen Zeiten als Jagd- und Kriegswaffe eingesetzt worden ist.⁴²⁴ Allerdings war die Wertschätzung des Bogens im gesamten Mittelalter sehr gering: Die Franken hatten bereits eigene Abteilungen von Bogenschützen, die sich aber vorwiegend aus den Reihen der unfreien Gefolgsleute

⁴²¹ Froissart, X, S. 248, zitiert nach DeVries, *Gunpowder Weaponry* S. 229.

⁴²² Religieux de St.-Denis, S. 652.

⁴²³ Eine Liste von Städten und Burgen, die ihre Verteidigungsanlagen verbesserten, und die dazugehörigen Jahreszahlen bei DeVries, *Gunpowder Weaponry*, S. 233f.

⁴²⁴ Mumford, S. 138. Nach ihm liegt der Zeitraum der Erfindung des Bogens irgendwo zwischen 30'000 und 15'000 v. Chr.

rekrutierten.⁴²⁵ An diesem Status änderte sich im Verlauf des Mittelalters lange nichts. Diese Waffe, die von jedem bedient werden konnte, um aus dem Hinterhalt und aus grosser Entfernung einen Gegner umzubringen, widersprach dem ritterlichen Ethos und war deshalb geächtet.⁴²⁶ Als die europäische Ritterschaft in den Kreuzzügen mit den muslimischen Bogenschützen, die sehr erfolgreich kämpften, konfrontiert wurden, führte das schliesslich vor allem in England, den Niederlanden und Nordfrankreich zum Aufbau eigener Kontingente von Bogern, die sich aber mit ihren Kurzbogen und ihren schwerfälligen Rüstungen militärisch nicht durchsetzen konnten.⁴²⁷ Die entscheidende Entwicklung, die den Bogen für lange Zeit zur wirkungsvollsten Fernwaffe machen sollte, ging von England aus. Als König Edward I. im Krieg gegen Wales die Wirkung des dort eingesetzten walisischen Bogens kennen lernte,⁴²⁸ schloss er die bisher einzeln kämpfenden Bogner in Formationen zusammen und liess sie das Schiessen in Salven üben.⁴²⁹ Der Bogen erwies sich als so erfolgreiche Fernwaffen, dass er in England noch bis 1595 als hauptsächliche Schützenwaffen in Gebrauch blieb.⁴³⁰

Der englische Langbogen stellte sowohl eine technische wie eine taktische Innovation des späten Mittelalters dar.⁴³¹ Seine Formgebung steigerte die Wirkungsmöglichkeit gegenüber den zuvor verwendeten Typen kürzerer Bogen erheblich. Durch seinen Einsatz in geschlossener Formation und im Salventakt wurde ein hoher Grad an Organisation und Disziplin in der Infanterie vorausgesetzt. Er bot in einer Feldschlacht im Spätmittelalter die wohl beste Chance zum Brechen des Schwungs feindlicher Reiterattacken und Abwehren von Angriffen, wofür es genügte, die besonders verwundbaren Pferde zu treffen.⁴³² Gerade in der Feldschlacht zeigte sich der Langbogen der etwa gleichzeitig in Gebrauch gekommenen Armbrust hinsichtlich Reichweite und Schussfolge weit überlegen, was sich als schlachtentscheidend erweisen sollte.⁴³³

⁴²⁵ Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, S. 537-541.

⁴²⁶ Vgl. dazu das zweite Laterankonzil von 1139: Unter Anordnung des Kirchenbanns war es verboten, Bogen und Armbrust gegen Christen einzusetzen. 1234 fand dieses Verbot dann Eingang in die Dekretalen von Papst Gregor IX und gehörte damit zum Corpus Iuris Canonici. Nach Reintges, Spätmittelalterliche Schützengilden, S. 45f.

⁴²⁷ Harmuth, Die Armbrust, S. 320.

⁴²⁸ Reintges, Spätmittelalterliche Schützengilden, S. 50.

⁴²⁹ Beim schnellen und aufgrund der guten Disziplin optimal koordinierten Salvenschüssen erreichten die Langbogen eine Schussfrequenz von zwölf Pfeilen pro Minute. Nach Dupuy, The Evolution of Weapons and Warfare, S. 82.

⁴³⁰ Harmuth, Die Armbrust, S. 321.

⁴³¹ Zum Langbogen siehe Hardy, Longbow.

⁴³² Stellvertretend für die meisten Militärhistoriker Prestwich, Armies and Warfare. S. 324.

⁴³³ Harmuth, Die Armbrust, berechnet folgende Werte für Langbogen und Armbrüste: 12 Pfeile ↔ 3 Bolzen die Minute; 350 m ↔ 60-90 m Reichweite. Diese Nachteile, welche die Armbrust gegenüber dem Langbogen aufweisen, zeigten sich eindrücklich in der Schlacht bei Crécy, wo die genuesischen Armbrustschützen auf der französischen Seite bereits in einen tödlichen Pfeilhagel gerieten, ehe sie selbst in Schussweite kamen.

Die Armbrust

Die Armbrust, wie so vieles eine kriegstechnische Innovation der Antike, kam im Mittelalter erst wieder seit dem 10. Jahrhundert in Gebrauch und ersetzte vielerorts den Bogen als Kriegswaffe.⁴³⁴ Die Armbrust war mit geringerem Kraftaufwand zu bedienen als der Bogen, erforderte wesentlich weniger Übung zu ihrer Handhabung und besass eine höhere Zielgenauigkeit, da man sich beim Zielen auch aufstützen konnte. Durch die Verwendung von stählernen Bogenteilen und mechanischen Spannhilfen wurde die Qualität der Armbrüste gegen Ende des 14. Jahrhunderts erheblich gesteigert.⁴³⁵ War die Armbrust dem Langbogen in der offenen Feldschlacht unterlegen, so war sie bei Belagerungen für die Verteidiger von grösster Bedeutung, da sich mit ihr auch in niedrigen, engen Räumen aus kleinsten Gucklöcher zielgenau Schüsse abgeben liessen.



Abbildung 13 und Abbildung 14

Handbüchsen

Die Erfindung und Entwicklung der Handbüchsen lief zu Beginn parallel zu jener der ersten grossen Kanonen. Die ersten Nachrichten über Handbüchsen stammen aus dem Jahre 1364 aus Perugia.⁴³⁶ Die Quelle beschreibt spannenlange Handbüchsen, deren Kugeln in der Lage waren, jeden Harnisch zu durchschlagen. An den in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts

⁴³⁴ Schmidtchen, Kriegswesen im späten Mittelalter, S. 176.

⁴³⁵ Harmuth, Die Armbrust, S. 81f.

⁴³⁶ Thierbach, Entwicklung der Handfeuerwaffen, S. 3.

immer häufiger vorkommenden Rechnungsbelegen vieler deutsche Städte, aus Kriegsordnungen und Inventaren geht hervor, dass die von nur einem Schützen zu bedienenden meist ehernen oder bronzenen *handbussen* schnelle Verbreitung fanden.⁴³⁷ Die Handbüchsen waren äusserst anfällig auf Wind und Regen und ihre Konstruktion erlaubte nur ein grobes, d.h. ungenaues Zielen. Zudem besaßen sie nur eine geringe Reichweite und aufgrund des komplizierten Ladevorgangs eine niedrige Schussfrequenz. Deshalb hatten sie im späten Mittelalter neben der Armbrust und dem Langbogen kaum einen Einfluss auf das Kriegsgeschehen.

1.2.3.2. Handwaffen

Keule, Spiess (beim Gebrauch zu Pferd meist Speer genannt), Dolch und Schwert waren Waffen, die schon seit dem Altertum und davor bekannt waren. Auch im 14. Jahrhundert blieben die beiden wichtigsten Waffen des Ritters das Schwert und der etwa vier Meter lange Speer bzw. die Lanze.⁴³⁸

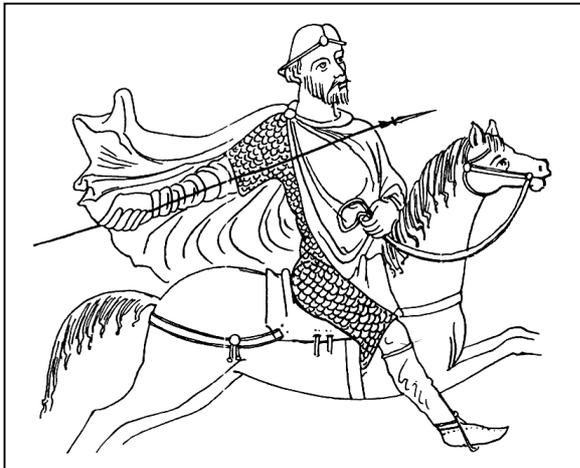


Abbildung 15

Der Speer ist seit der Veröffentlichung von White Gegenstand einer heftigen Diskussion, die in einem kurzen Abriss nachgezeichnet werden soll.⁴³⁹ Solange es keinen Steigbügel gab, war die Rolle des Reiters auf die einer mobilen Abschussrampe für Wurfgeschosse wie Pfeil oder leichten Speer beschränkt: Eine Taktik, wie sie vor allem auch im Orient praktiziert

⁴³⁷ Rathgen, Das Geschütz im Mittelalter, S. 68-95.

⁴³⁸ Edge, Arms and Armor of the Medieval Knight, S. 87f. Die Lanze entwickelte sich offensichtlich aus dem Speer heraus, wobei die Termini „Speer“ und „Lanze“ in der Sekundärliteratur oftmals gleichgesetzt oder auch verwechselt werden. Siehe dazu auch Nicholson, Medieval Warfare, S. 102.

⁴³⁹ White, Medieval Technology.

worden ist. Der Speer konnte hierbei über dem Arm geführt werden, d.h. mit erhobenem angewinkeltem Arm bis zum Abschuss auf den Gegner aus naher Distanz. Eine weitere Haltung war die unter dem Arm, d.h. bei ausgestrecktem Arm im Schwerpunkt gehalten, um dem Gegner von unten einen Stoss zu versetzen. Nach der Einführung des Steigbügels,⁴⁴⁰ der dem Reiter eine ungleich bessere Sattelfestigkeit bot und die Führung des Pferdes erleichterte, wurde nun der Einsatz für die Lanze – wie die viel längere und stabilere Version des Speeres nun genannt wurde – möglich. Der Speer, oder eben die Lanze, wird von dem berittenen Kämpfer fest unter die rechte Achselhöhle geklemmt und mit der Hand am Schaft gefasst. Die linke Hand bleibt so für Zügel und Schild frei: Pferd, Reiter und Lanze bilden somit eine kompakte Einheit, die dem Kämpfer gleichsam zu einem „menschlichen Geschoss“⁴⁴¹ macht. So wird eine neue und äusserst wirksame Kavallerietaktik möglich. Die Einheit bzw. Masse die Panzerreiter, Pferd und Lanze bilden, und die mit hoher Geschwindigkeit auf den Feind zu reitet, entwickelt auf die gegnerische Linie bei der Wucht des Aufpralls eine verheerende Wirkung.⁴⁴² Eine Wirkung, die durch eine möglichst geschlossene Formation noch verstärkt wird.⁴⁴³ Lynn White hat nun in seiner Studie „Medieval Technology“ das Aufkommen dieser neuen Kavallerietaktik (die „typische“ Rittertaktik) in die Zeit Karl Martells datiert.⁴⁴⁴ Dem widersprach eine grosse Anzahl von Wissenschaftern, welche aufgrund von archäologischen Funden, ikonographischen Studien und literarischen Quellen das Aufkommen dieser neuen Taktik in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts setzen.⁴⁴⁵ Mit dem Angriff von Panzerreitern in geschlossener Formation mit angelegter Lanze ist also erst seit der Zeit kurz vor dem ersten Kreuzzug zu rechnen.

⁴⁴⁰ Der Steigbügel gelangte von China über Persien und von da über die von den Muslimen gehaltenen Gebieten im 8. Jahrhundert nach Europa. Siehe dazu White, *Medieval Technology*, S. 14-20.

⁴⁴¹ Keen, *Rittertum*, S. 42.

⁴⁴² Die Masse von Ritter, Reiter und Ausrüstung multipliziert mit der Geschwindigkeit des Anreitens ergibt die Wirkung (eigentl. Impuls), den ein Panzerreiter auf die feindlichen Linien ausüben konnte. Nach Balck, *Taktik*, S. 74.

⁴⁴³ Ausführlicher zu dieser neuen Kavallerietaktik in Kapitel „Die offene Feldschlacht“.

⁴⁴⁴ White, *Medieval Technology*, S. 1-38.

⁴⁴⁵ Bachrach, *Charles Martel*; Flori, *Encore l'usage de la lance*; und Keen, *Rittertum*, 41-46. DeVries, *Medieval Military Technology*, S. 95-110 bietet einen schönen Überblick über die ganze Diskussion um Steigbügel und neuer Kavallerietaktik.

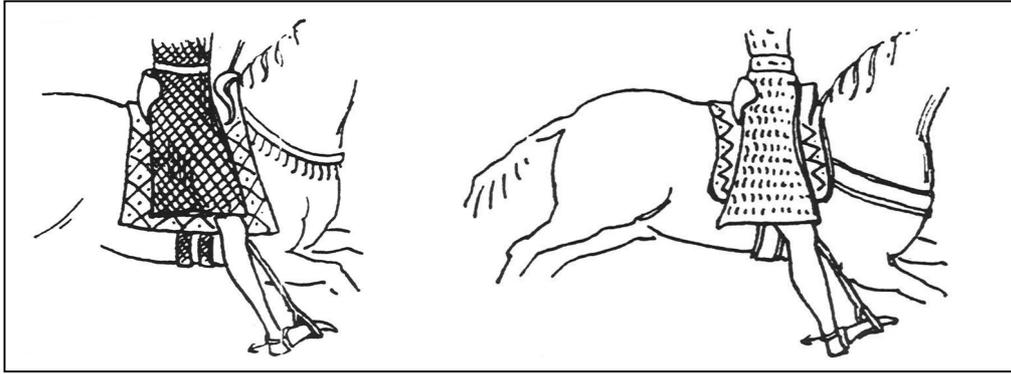


Abbildung 16

Eine nicht minder wichtige Voraussetzung für die Ausführung dieser neuen Taktik, die allerdings in der eben skizzierten Diskussion völlig untergegangen ist, scheint mir aber auch in der Veränderung der Sattelform zu liegen. Denn der Sattel wurde bis ins 11. Jahrhundert mit einer eigentlichen Rücklehne versehen, die dem Ritter auch bei einem frontalen Stoss ermöglichte, sich im Sattel zu halten.

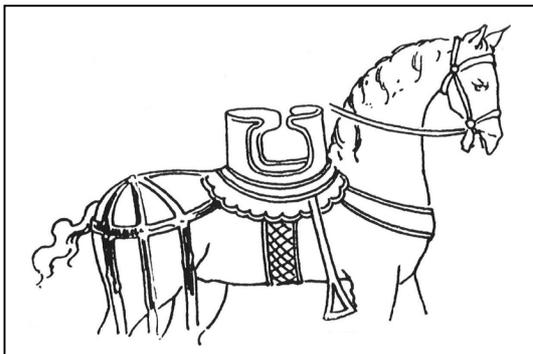


Abbildung 17

Seit dem späteren 11. Jahrhundert brauchte also der Ritter beim ersten Angriff auf die geschlossene feindliche Linie die Lanze. Nach dem ersten Angriff war die Lanze eigentlich nutzlos, da sie oft beschädigt war und sich für den Nahkampf sowieso kaum eignete.⁴⁴⁶ Deshalb kämpfte der Ritter, ob zu Pferd oder abgesessen, mit dem Schwert weiter.⁴⁴⁷ Wie keine andere Waffe, entwickelte sich das Schwert zum eigentlichen Symbol des kämpfenden Ritters. Dies wird allein dadurch belegt, dass in vielen Erzählungen das Schwert des Helden einen eigenen Namen besitzt, wie das „Excalibur“ der Artussage, das Schwert „Durendaal“ von Roland oder „Hauteclair“ von dessen Vetter Olivier, Siegfrieds Schwert „Balmung“ oder Willehalms „Schoyuse“, um nur einige Beispiele zu nennen. Im 14. Jahrhundert erfuhr das Schwert zahlreiche Weiterentwicklungen, so dass es in verschiedensten Variationen

⁴⁴⁶ Nach Prestwich, *Armies and Warfare in the Middle Ages*, S. 26.

⁴⁴⁷ Zum Schwertkampf auch vom Pferd aus siehe Anglo, *The Martial Arts*, S. 253-258.

vorkam.⁴⁴⁸ Unter der Bezeichnung Schwert versteht man im Allgemeinen „eine Blankwaffe, welche mit gerader, ein- oder zweischneidiger, spitziger oder abgestumpfter Klinge zum Hieb oder Hieb und Stich am Griffen derart geführt wird, dass der Daumen am Ansatz der Klinge, der kleine Finger am Knaufe ruht“.⁴⁴⁹

Als Ergänzung zu Schwert und Lanze standen dem Ritter im Spätmittelalter zahlreiche weitere Handwaffen zur Verfügung. Aus der ursprünglichsten aller Schlagwaffen, der Keule, entstanden im 13. Jahrhundert die Streitkolben und daraus wiederum die „Morgensterne“, als man den Kopf der Keule mit stumpfen Stacheln versah, um nicht mit dem Schlag allein zu wirken, sondern auch in die Rüstung einzudringen. Diese Waffen wurden im Verlauf des 14. Jahrhunderts ständig weiterentwickelt.⁴⁵⁰ All diese Entwicklungen zielten demnach darauf ab, die immer stärker werdenden Körperpanzerungen zu durchdringen oder den Gegner auch dann zu verwunden, wenn die Panzerung nicht durchschlagen wurde. So wurde zum Beispiel bei Hieben mit dem Streitkolben oder -hammer der Plattenharnisch kaum beschädigt, doch die Wucht des Schlages reichte aus, um den Gegner aus dem Sattel zu werfen und ihm die Knochen zu brechen.

Alle Verbesserungen und Weiterentwicklungen bei den Handwaffen, die vorwiegend für die Panzerreiter bestimmt waren und auch von ihnen eingesetzt wurden, sind als Reaktionen auf eine immer stärker werdende Körperpanzerung zu sehen und somit nur „eine kleine Episode in dem Jahrhunderte währenden Streit um den Wert der aktiven oder passiven Kampfmittel“.⁴⁵¹ Im Zuge ihrer Spezifizierung und Verbesserung im Spätmittelalter haben die Handwaffen die unterschiedlichsten Ausformungen erfahren. Neben dem Streitkolben kannte das Spätmittelalter auch verschiedene Formen von Streit-, Faust- und Reiterhämmern und der Streitaxt.

⁴⁴⁸ Zum Schwert, der wohl symbolträchtigsten Waffe des Ritters, in seinen verschiedenen Formen und Einsatzmöglichkeiten siehe Oakeshott, *The Sword*.

⁴⁴⁹ Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 231.

⁴⁵⁰ Nach Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 357-379.

⁴⁵¹ Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 162.

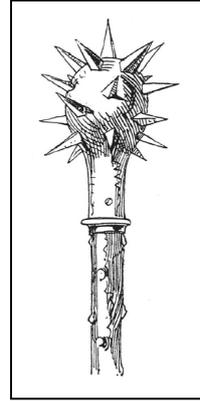
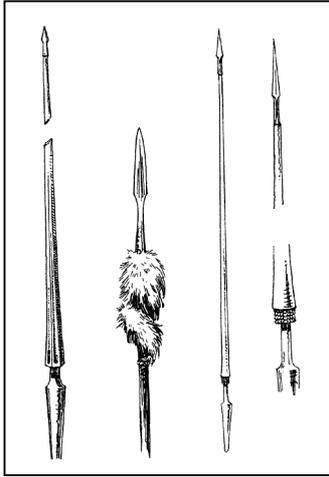


Abbildung 18, Abbildung 19 und Abbildung 20

1.2.3.3. Stangenwaffen

Die einfachste und älteste Form der Stangenwaffen war der Spiess. Er war etwa mannshoch und besass eine flache, blattförmige Spitze. Von dieser im 12. Jahrhundert ausgebildeten Form leiteten sich alle künftigen Stangenwaffen ab, wie etwa Langspiess, Partisane, Helmbarte, Glefe oder Kuse.⁴⁵² Es wäre hier fehl am Platz, all die unterschiedlichen Ausformungen der Stangenwaffen und ihrer Funktionen aufzulisten. Entscheidend ist, dass all diese im 14. und 15. Jahrhundert entwickelten Stangenwaffen den Versuch einer Verbesserung der Waffen des Fussvolkes gegenüber der Reiterei darstellen und eine Reaktion auf deren laufend verstärkte Körperpanzerung sind. Gerade weil aber die Stangenwaffen zur Ausrüstung des Fussvolkes gehören und deshalb, wie weiter unten ausführlicher behandelt werden wird, erst im 15. Jahrhundert entscheidend werden, können sie in dieser Arbeit marginal behandelt werden.⁴⁵³

⁴⁵² Boenheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 312f.

⁴⁵³ Boenheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 305-356.

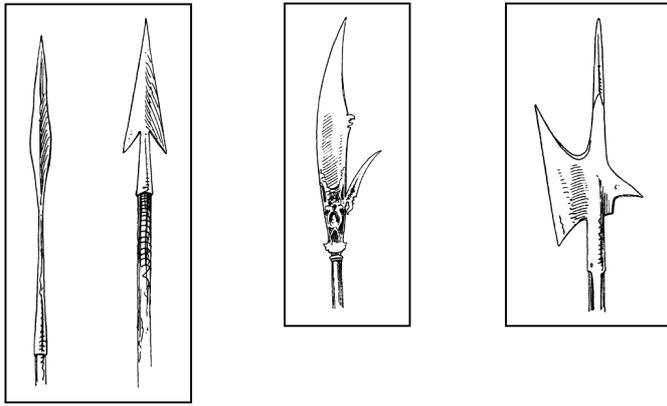


Abbildung 21, Abbildung 22 und Abbildung 23

1.2.4. Kriegsgerät

Der Begriff Kriegsgerät umfasst neben Trosswagen, Werkzeug, Zelten und weiteren Gegenständen, die so auch im zivilen Bereich Verwendung fanden, im wesentlichen Gerätschaften, die bei der Belagerung fester Plätze zum Einsatz kamen. Dazu gehören stationäre und fahrbare Schutzschilde, Sturmleitern, Rammböcke, Belagerungstürme und Schutzhütten, die die Soldaten, welche am Fuss der Umwallung zum Einsatz kamen, vor heruntergeworfenen Gegenständen schützen sollten.

All diese Belagerungsmittel, das „Antwerk“, waren keine technische Innovationen, ja nicht einmal Weiterentwicklungen des Mittelalters, sondern kamen so schon im Altertum, sicher seit den Assyrem vor.⁴⁵⁴ Nichtsdestotrotz ist die Palette von Gerätschaften, die einem Belagerer als Unterstützung zur Eroberung fester Plätze diente, beachtlich.⁴⁵⁵

1.2.5. Auswirkung der Ausrüstung auf die Wahl des Terrains

Neben dem Charakter der Waffen bestimmte in der Antike und im Mittelalter – viel stärker noch als heute – die Natur die Taktik und diese wiederum die Strategie, die einer militärischen Kampagne zugrunde lag. Die Beziehung, die zwischen Bewaffnung, Taktik und Auswahl des Terrains besteht, soll hier kurz zusammengefasst werden. Die grundlegende Annahme, von der hier ausgegangen werden kann, ist die, dass der Ausgang einer Schlacht oft gänzlich vom Grund bzw. Terrain, auf dem sie geführt wird, abhängt.⁴⁵⁶ Die besten Beispiele, welche die Militärgeschichte für den Zusammenhang zwischen Bewaffnung, Taktik und Terrain bietet, sind die grossen Konflikte, die über die Jahrhunderte hinweg – in der Antike wie auch im Mittelalter – zwischen Ost und West geführt worden sind. Die westlichen

⁴⁵⁴ Nach Gilliver, Auf dem Weg zum Imperium, S. 158f. Die Artillerie scheint eine Erfindung des Hellenismus zu sein.

⁴⁵⁵ Ausführlicher zum Kriegs- bzw. Belagerungsgerät im entsprechenden Kapitel „Belagerung“.

⁴⁵⁶ Siehe dazu Köhler, Die Entwicklung des Kriegswesens S. 4-7 und How, Arms, Tactics and Strategy; oder Dittmar, Der Einfluss der Entwicklung der technischen Kampfmittel auf die Kampfführung.

Kulturen hatten stets auf schwer gepanzerte und bewaffnete Krieger vertraut, die ihre grösste Wirkung dann entfalteten, wenn sie in enger Formation kämpften und so als kompakter Körper auf den Gegner einwirken konnten (Hopliten, Legionäre, Panzerreiter). Diese Truppen der schweren Infanterie bzw. der schweren Kavallerie waren in Gelände, das mit topographischen Merkmalen wie Hügeln, Flüssen, Bergen und Tälern die Möglichkeit bot, die eigene Flanke zu schützen stets überlegen; zumindest solange es gelang, den Zusammenhalt der taktischen Körper aufrecht zu erhalten. Denn in solchem Gelände wurde dem orientalischen Gegner die Entfaltung seiner Kräfte verunmöglicht. Das berühmteste Beispiel für die Überlegenheit der schweren Infanterie in solchen Gelände gegen die leichten Truppen aus dem Osten bietet die schon ins Mythische übersteigerte Schlacht bei den Thermopylen. Hier gelang es etwa 300 Mann der spartanischen schweren Infanterie aufgrund dieser Prämissen – Ausrüstung bestimmt die Taktik, die wiederum die Wahl des Geländes bedingt – einer Übermacht an leichter Infanterie längere Zeit erfolgreich zu widerstehen.

Im Osten hingegen, wo es weite Ebenen mit wenigen natürlichen und topographischen Hindernissen bzw. Schutzmöglichkeiten gibt, ist stets der leichten Kavallerie und der leichten Infanterie der Vorzug gegeben worden. Hierbei wurde auf grösseren, d.h. schwereren Körperschutz verzichtet und damit vielmals auch auf Nahkampfwaffen. Im Gegenzug wurde dafür die daraus resultierende höhere Mobilität taktisch ausgenutzt. So kämpften die Streitmächte der östlichen Kulturen meist in loser Ordnung und versuchten aus der Distanz – mit Scheinangriffen, schnellem Rückzug und durch Einkreisung – unter Verwendung von Fernwaffen, die westlichen Truppen zu beunruhigen. Diese waren ja gewohnt, in enger Formation zu kämpfen und im Nahkampf ihre Überlegenheit auszuspielen; eine Situation, zu welcher es die östlichen Truppen unter Verwendung all ihrer taktischen Mittel möglichst nie kommen liessen. Dass dieser östliche Gegner, der die Voraussetzung, die durch Ausrüstung und Terrain gegeben waren, taktisch optimal umsetzen konnte und deshalb von den Europäern auf eigenem Boden nicht zu schlagen war, zeigt das Beispiel der Partherkriege, in denen es den Römern nie gelang, einen entscheidenden und nachhaltigen Sieg zu erringen. So wird schon bei Herodot deutlich, wie die Heerführer den Gegner in für diesen ungeeigneten Terrain zum Kampf stellen wollten.⁴⁵⁷

⁴⁵⁷ Green, *The Greco-Persian War*, hat dies für die Schlacht von Plataä, wo Pausanias, bzw. Mardonios den Gegner mit allen Mitteln in für diesen ungeeignetes Terrain zu locken versuchten, ausführlich dargestellt.

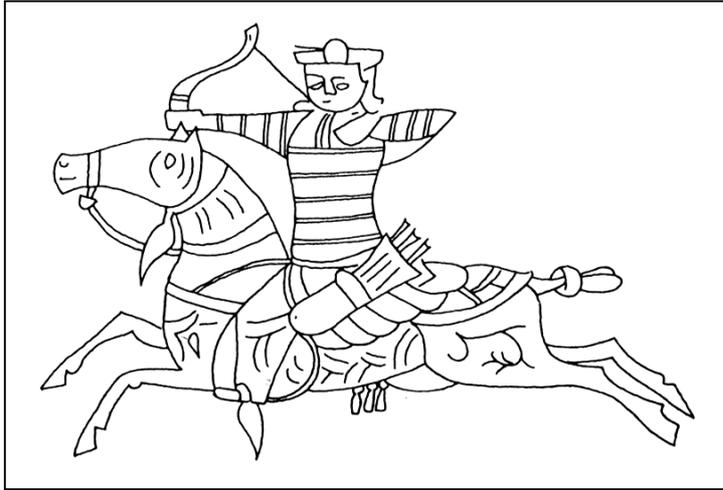


Abbildung 24

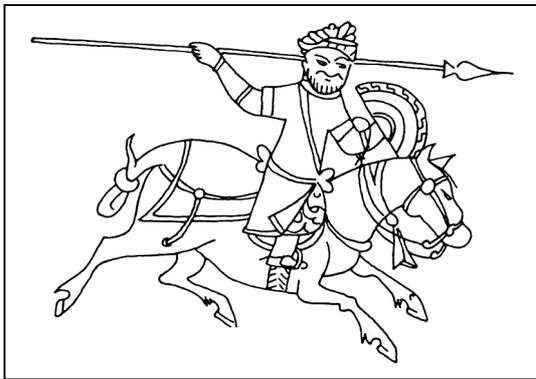


Abbildung 25

Die Bewaffnung und die daraus abgeleitete Taktik unterschieden sich in Ost und West grundsätzlich.⁴⁵⁸ Ihre optimale Wirkung konnten beide „Kriegskulturen“ aber eben nur in Gelände entwickeln, dessen Bodenbeschaffenheit den jeweiligen taktischen Prinzipien nicht entgegenlief. Dieser Kontrast zwischen der westlichen und östlichen Kriegskultur, der bereits in den Perserkriegen und den Partherkriegen zum Ausdruck gekommen war, existierte nun unvermindert im Mittelalter. So machte auch Otto der Grosse in seinen Abwehrkämpfen gegen die Magyaren genau die gleichen Erfahrungen. Die Quellen berichten im Zusammenhang mit der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld, wie Ottos Heer „durch unebenes Gelände geführt [wurde], um den Feinden keine Gelegenheit zu bieten, die Scharen durch Pfeile zu beunruhigen, die sie trefflich zu gebrauchen wissen“.⁴⁵⁹ Im Gegenzug waren den Europäern die Schwächen des Feindes durchaus bewusst. So wendet sich König Otto mit den Worten an seine Gefolgsleute: „An Menge, ich weiss es, übertreffen sie uns, aber nicht an Tapferkeit, nicht an Rüstung, denn es ist uns ja wohlbekannt, dass sie zum grössten Teil

⁴⁵⁸ Diese Unterschiede zwischen Ost und West haben u.a. Evans, *Cavalry at the Time of the Persian Wars; How, Arms, Tactics and Strategy*; und Krentz, *The Nature of Hoplite Battle*, schön herausgearbeitet.

⁴⁵⁹ Nach Widukind, *Sächsische Geschichte*, 3, 44.

jeglicher Wehr entbehren.“⁴⁶⁰ Zur Zeit der Kreuzzüge wurden die Unterschiede in den beiden „Kriegskulturen“ ein weiteres Mal deutlich. Auch hier entschied, wie Sir Oman treffend bemerkte, oftmals alleine die Wahl des Terrains über Sieg und Niederlage: „Against the Turk the Crusaders were generally successful if they took care [...] to fight on ground where the infidel could not employ his usual Parthian tactics of surrounding and harassing the enemy. If on the other hand, the Frank chose to advance recklessly into unknown ground in desolate regions, where he could be surrounded, harassed and finally worn out, he was liable to suffer terrible disasters.“⁴⁶¹

Wie sah nun das Terrain aus, das für den Einsatz der durchschlagsstarken, aber eher unbeweglichen schweren Kavallerie, bzw. für den Einsatz der oben dargestellter Waffen, möglichst geeignet, für den Gegner wie die leichte Infanterie der städtischen Milizen, Bogenschützen oder die leichte Kavallerie (auf den Kreuzzügen) zugleich möglichst unpassend war? Die Antwort gibt die Betrachtung einiger Schlachten, wo die geschickte Auswahl des Geländes entscheidend zum Sieg bzw. der Niederlage eines Ritterheeres beitrug.

Als erster Grundsatz galt noch Anfang des 20. Jahrhunderts für die Kavallerie: „Man suche jedes Gelände zu vermeiden, welches der Entwicklung der vollen Rennkraft der Pferde hinderlich ist.“⁴⁶² Zunächst einmal muss das Terrain demnach möglichst eben sein. In ansteigendem oder hügeligem Gelände wäre durch die Zersplitterung der Kräfte, die Unwegsamkeit des Geländes und durch das schiere Gewicht des Panzerreiters, das sich beim bergan Reiten natürlich negativ auswirkt, der gesamte Schwung aus der Reiterattacke genommen worden. So liess Eduard 1346 bei Crécy, als er erkannte, dass er zur Schlacht gezwungen war, seine Armee auf einem breiten Hügelrücken eine günstige Verteidigungsstellung beziehen. Die Franzosen mussten also, um an die Engländer heranzukommen, den Hügel hinaufstürmen. Die Panzerreiter, die in nur mässigem Tempo die Böschung heraufreiten konnten, waren dann eine leichte Beute für die walisischen Bogenschützen und das Heer unter dem französischen König Philippe erlitt eine der schwersten Niederlagen des gesamten Hundertjährigen Krieges.⁴⁶³

Das für ein Ritterheer optimale Gelände muss auch offen, das heisst nicht bewaldet, sein. So erkannte bereits Giraldus Cambrensis, dass in Wales und Irland die schwere Rüstung und das Pferd einen Nachteil bilden, wenn in waldigem Gebiet gekämpft wird. Den Panzerreitern wird

⁴⁶⁰ Widukind, Sächsische Geschichte, 3, 46.

⁴⁶¹ Oman, History of Art of War, S. 294. Dasselbe gilt natürlich auch für die Niederlage der römischen Legionen in den Partherkriegen, und umgekehrt für die Niederlage der Perser in Griechenland.

⁴⁶² Balck, Taktik, S. 88. Balck war Major im Grossen Generalstab und Lehrer an der Kriegsakademie und postulierte diesen Grundsatz 1903.

⁴⁶³ Siehe dazu Tuchman, Der Ferne Spiegel, S. 91-98 oder Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, S. 518-532.

hierdurch das Bilden einer geordneten Formation ebenso wie das schnelle Anreiten verunmöglicht und der Truppenkörper verliert jeden Zusammenhalt. Die in ihrer Beweglichkeit und Sicht stark eingeschränkten Panzerreiter bieten dann für die viel beweglicheren und durch den Wald geschützten Fusstruppen eine relativ leichte Beute.⁴⁶⁴

Darüber hinaus benötigen die Pferde einen soliden Untergrund. So stellten sich die flämischen Milizen 1302 bei Courtrai dem französischen Ritterheer zwar in einer Ebene. Allerdings war der Boden sumpfig und die Flamen verstärkten die natürlichen Geländerhindernisse zudem durch weitere Gräben und Fallgruben. Nachdem dann der Graf von Artois den Reitern den Befehl zum Angriff gegeben hatte, geriet die Masse der französischen Panzerreiter im sumpfigen Gelände und all den Grabenhindernissen ins Stocken und den Rittern war es unmöglich eine Gefechtsformation einzunehmen, geschweige denn zu halten. Die in kleine Gruppen zersplitterten und in ihrer Bewegung stark eingeschränkten, d.h. faktisch wehrlosen Ritter waren dann den an Anzahl weit überlegenen leichten Fusstruppen unterlegen.⁴⁶⁵ Auch bei den Preussenreisen entschied allein der Zustand des Bodens, ob ein weiterer Kriegszug gegen die Ungläubigen unternommen werden konnte. War der Winter zu lau und der Boden nicht gefroren, konnten die schweren Panzerreiter unmöglich einen Kreuzzug führen. Die Pferde wären unter ihrem eigenen Gewicht und dem der Panzerreiter im sumpfigen Gelände stecken geblieben und die Preussenreise musste dann jeweils auf den Sommer verschoben werden.⁴⁶⁶

Natürlich darf das Gelände auch nicht zu schmal sein, da in einem Engpass die Ritter daran gehindert würden, ihre Attacke in einer Linie auszuführen und so die Gewalt des ersten Anreitens optimal umzusetzen. Zudem wird in einer solchen Situation den Panzerreitern ihre Beweglichkeit genommen, was sie äusserst verletzbar macht. Das bekannteste Beispiel für eine solche Schlacht ist wohl die Schlacht bei Morgarten von 1315. Hier bot der Bund der Waldstätte dem österreichischen Heer die Schlacht in einem Gelände an, dessen topographischen Besonderheiten den Rittern jeden Vorteil im Kampf nahmen. Die Eidgenossen hatte mit einer Talsperre das ritterliche Heer unter Herzog Leopold in einem Engpass zwischen dem Morgarten und dem Rossberg aufgehalten, um danach die Ritter zuerst mit Steinen und Rundhölzern zu bewerfen und danach von der Höhe hinunterzustürmen. Die Ritter konnten den Angreifern weder den Berg hinan entgegenreiten

⁴⁶⁴ Giraldus Cambrensis, *Expugnatio Hibernica*, S. 247f.

⁴⁶⁵ Verbruggen, *The Battle of the Golden Spurs*.

⁴⁶⁶ Dies widerfuhr unter anderem dem Maréchal Boucicaut. *Livre des fais*, S. 75.

noch ihnen ausweichen und waren dem leichtbewaffneten und agileren Gegner im Gedränge auf dem engen Platz so gut wie kampfunfähig ausgeliefert.⁴⁶⁷

Das Terrain darf aber auch nicht zu weit sein, wie etwa die Wüsten, welche die Ritter auf den Kreuzzügen kennen lernten. Denn die leichten, agilen berittenen Bogenschützen der „Ungläubigen“ hatten, wie bereits oben erwähnt, die Gewohnheit die Christen zu umzingeln und sie im Rücken zu fassen. So musste die Kreuzfahrer das wichtige Problem lösen, wie man die Flanken schützen konnte. Deswegen fasste man in der Disposition zur Schlacht bei Antiochien eine Flügelanlehnung ins Auge: Für den rechten Flügel am Orontes, für den linken an der Bergkette, der der Küste entlang streicht.⁴⁶⁸

Alle diese Beispiele zeigen, dass auf die Wahl des Schlachttortes grossen Wert gelegt werden musste und dass nicht zuletzt die Auswahl des Geländes schlachtentscheidend sein konnte. Das ideale Gelände, d.h. das Terrain, in welchem die Panzerreiter ihre waffentechnischen Vorteile optimal umsetzen konnten war demnach eben, offen, hatte einen soliden Untergrund und war weit, aber mit der Möglichkeit, die Flanken zu schützen.

1.2.6. Fazit Waffen und Gerät

Wie im vorangegangenen Teil zum Ausdruck gekommen ist, ist der untersuchte Zeitraum, die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, tatsächlich eine Zeit zahlreicher, zum Teil tiefgreifender kriegstechnischer Veränderungen. Darüber hinaus bleibt nun aber noch abzuschätzen, was diese Innovationen und Weiterentwicklungen in der Waffentechnik für Auswirkungen auf das Kriegsgeschehen und die militärische Bedeutung der Ritter gehabt haben und ob sie gar eine effektive militärische Verdrängung der Panzerreiter schon am Ende des 14. Jahrhunderts bedeuten. Aus rein waffentechnischer Sicht wird klar, dass das traditionelle Bild von der seit 1300 einsetzenden militärischen Verdrängung der Panzerreiter schlichtweg falsch ist.

So sind zahlreiche Innovationen bzw. Wiederentdeckungen bei der schweren Artillerie festzustellen. Die Mangeln, Bliden, Wallarmbrüste und natürlich die grossen Büchsen waren aber Waffen, deren taktischer Wert im stationären Einsatz lagen und die deshalb bei Belagerungen zum Einsatz kamen und direkt keine nennenswerten Auswirkungen auf die Bedeutung der Panzerreiter zeigten. Auf die Neu- und Weiterentwicklungen bei den Handwaffen reagierten die Ritter mit der Verbesserung der Rüstung im Schutzbereich, und die Handbüchsen stellten im Schlachtgeschehen dieser Zeit eine absolut vernachlässigbare Grösse dar. Die zahlreichen Ausformungen der Stangenwaffen vermögen die Panzerreiter

⁴⁶⁷ Kurz, Schweizer Schlachten, S. 7-16.

⁴⁶⁸ Köhler, Die Entwicklung des Kriegswesens, S. 4f.

insofern noch nicht zu gefährden, als diese typische Waffen für das Fussvolk sind; dieses wiederum wird erst mit dem gezielten Masseneinsatz der Fussknechte im 15. Jahrhundert im untersuchten geographischen Raum dominierend werden.⁴⁶⁹ So scheint einzig der Einsatz von Verbänden mit Bogenschützen den Ritterheeren immer wieder Niederlagen zufügen zu können (Crécy, Poitiers, Azincourt). Doch erklären sich diese Niederlagen weniger aus einer waffentechnischen Unterlegenheit als vielmehr aus der schwächlichen Führungsleistung des französischen Königs und seiner Berater und der geschickten Wahl des Geländes durch den Gegner.

Für die weiteren Untersuchungen dieser Arbeit bleibt demnach festzuhalten, dass aus waffentechnischer Sicht die Vorteile – bei günstigen topographischen Bedingungen – nach wie vor klar bei den ritteradligen, schwerkgepanzerten Reitern lagen, die im Kriegsgeschehen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in ihrer dominierenden Rolle nicht gefährdet waren. Für Niederlagen von Reiterheeren müssen jeweils andere Gründe als Innovationen oder Weiterentwicklungen von Waffen gesucht werden.

1.3. Formen des mittelalterlichen Landkrieges: Strategie und Taktik

1.3.1. Strategie und Taktik im Mittelalter

Im ersten Teil dieses kurzen Abrisses über die spätmittelalterliche Militärgeschichte, habe ich die wichtigsten Waffen vorgestellt und gezeigt, inwieweit sie für die Auswahl eines günstigen Schlachtortes von Bedeutung sind. Im Folgenden möchte ich nun genauer auf die Taktik und Strategie im Spätmittelalter eingehen, die ja in enger Wechselbeziehung zur Bewaffnung und zum Terrain standen. Es ist gerade bei diesem Thema wesentlich, den aktuellen Forschungsstand wiederzugeben, da die Forschung auf diesem Gebiet in vollem Fluss ist. Nur wenn hier ein Überblick geschaffen wird, ist später eine umfassende Auswertung einzelner Schlachten nach Kriterien, die der aktuellen mittelalterlichen Militärgeschichte genügen, möglich. Darüber hinaus gilt, was schon weiter oben erwähnt worden ist: Im deutschen Sprachraum, insbesondere in Deutschland selbst, fehlen aktuelle Werke zu diesem Thema weitgehend. Das ist auch deshalb bedauerlich, da gerade in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zahlreiche und grundlegende Monographien zur Kunst des Krieges veröffentlicht worden sind.⁴⁷⁰ Diese Werke sind an der Fülle des zusammengetragenen Quellenmaterials unübertroffen, sind aber, was die Auswertung dieser Quellen betrifft, in vielen Belangen überholt. Dies hängt wohl nicht

⁴⁶⁹ Zur Bedeutung des Fussvolkes vgl. Fazit des ersten Teils.

⁴⁷⁰ Die bekanntesten Monographien stammen von Delbrück, Köhler, Frauenholz, Erben und von Oman.

zuletzt damit zusammen, dass viele dieser Werke nicht von Historikern sondern von hohen Militärs geschrieben worden sind, die zu stark in den militärischen Theorien ihrer Zeit verhaftet gewesen sind. Die jüngste Monographie zu diesem Thema stammt von Philippe Contamine.⁴⁷¹ Hier werden die Erkenntnisse der jüngeren Forschung verwertet, wobei Contamine allerdings oftmals stark im Theoretischen und Schematischen verhaftet bleibt und sich die Frage aufdrängt, ob es überhaupt möglich ist, ein so komplexes Thema wie die mittelalterliche Kriegskunst umfassend darzustellen. Daher bieten die in den letzten Jahren erschienenen Studien, die einzelne Aspekte der Kriegskunst im Mittelalter beleuchten, eine willkommene Ergänzung zu diesen (oftmals überholten) Gesamtwerken.⁴⁷²

Was versteht man aber unter Strategie und Taktik im Mittelalter? Als Strategie versteht man allgemein die Lehre oder die Kunst, Streitkräfte in grossen Räumen zu bewegen und zu leiten, so dass der strategische Zweck, das grosse Ziel erreicht wird. Unter Taktik versteht man dann die Lehre bzw. die Kunst, die verschiedenen Waffengattungen und Kampfmittel unter Berücksichtigung der Lage und des Geländes zweckmässig zu bewegen, zu organisieren und im Einsatz zum Zusammenklang zu bringen. Die Taktik bleibt somit das Gebiet des Soldaten und vor allem des Truppenführers.⁴⁷³ Für das Mittelalter begnügt man sich in der Militärwissenschaft allgemein mit der Definition bzw. der Unterscheidung, dass der Gesamtkrieg militärisch gesehen eine strategische und die einzelne Schlacht eine taktische Handlung ist.⁴⁷⁴

Folgt man Verbruggen, lassen sich im Mittelalter drei Strategien unterscheiden:⁴⁷⁵ Der Bewegungskrieg, der als Ziel die Vernichtung der feindlichen Heere hat, der Stellungskrieg, welcher der Belagerung entspricht und der Abnutzungskrieg, das ist die Kriegsführung, welche die systematische Vernichtung aller Hilfsquellen des Gegners zum Ziel hat. Wie später zu zeigen sein wird, gab es durchaus auch die amphibische Kriegsführung, und eine grössere Anzahl von Schriften mit strategischen Abhandlungen über Möglichkeiten der Rückgewinnung des „Heiligen Landes“, zeugen vom Vorhandensein einer breiten Palette strategischer Mittel, derer man sich zu bedienen wusste.⁴⁷⁶

Es ist das Ziel dieser Arbeit, das Verhalten der Ritter im Krieg ganz allgemein zu betrachten. Ein Schwerpunkt wird dabei zwangsläufig das Verhalten der Ritter während der Schlacht bilden. Deshalb ist es wichtig, auf das Thema Taktik im Mittelalter genauer

⁴⁷¹ Contamine, La guerre en Moyen Age, aus dem Jahre 1980.

⁴⁷² Auf diese Einzelstudien wird weiter unten eingehender eingegangen

⁴⁷³ Definitionen nach Blumentritt, Strategie und Taktik, S. 6-9.

⁴⁷⁴ Zur Definition des Begriffs Strategie mit zahlreichen bibliographischen Hinweisen siehe Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung, S. 139.

⁴⁷⁵ Verbruggen, The Art of Warfare, S. 276-348.

⁴⁷⁶ Weitere Ausführungen zur Strategie im Mittelalter weiter unten im Kapitel zu Mézières.

einzuweichen. Ich werde dazu die zwei Formen des Landkrieges – bzw. eben die taktischen Möglichkeiten die einem Truppenführer dabei zur Verfügung stehen – vorstellen, die in den untersuchten Quellen vorkommen: Die offene Feldschlacht und die Belagerung.

1.3.2. Belagerung

Im Frühmittelalter war das städtische Befestigungswesen in Europa eine fast vergessene Kunst.⁴⁷⁷ Die zahlreichen Verteidigungsanlagen waren Überbleibsel aus der römischen Zeit und die Goten, Lombarden, Franken und anderen „barbarischen“ Völker fügten den Städten keine neue Verteidigungsanlagen hinzu. Stattdessen bauten sie auf dem Land kleinere Befestigungen, die meist durch ihre topographische Lage und eine Palisade oder Mauer geschützt waren, und die dazu dienten, die Umgebung zu kontrollieren und zu schützen. Neben dem rein antiken städtischen Verteidigungswerk existierten also bereits im Frühmittelalter (zumindest in ihrer Funktion) „burgähnliche“ Anlagen.⁴⁷⁸ Diese wurden auch schon früh von Herrschern für eigene Zwecke instrumentalisiert oder als potentieller Unruheherd unterworfen.⁴⁷⁹ Erst im 9. Jahrhundert wurden als Reaktion auf den steigenden Druck durch die Einfälle der Wikinger und Ungaren in Westeuropa systematischer Defensivstrukturen errichtet und somit neue Verteidigungsanlagen entwickelt und gebaut. Diese waren aber technisch kaum ausgereift und sind in ihrer Bauweise aus Holz und Erde als eigentliche Notlösungen zu betrachten. Da nun diese Anlagen kaum den in sie gesetzten Ansprüchen genügten, wurde Ende des 10. Jahrhunderts mit der Errichtung von steinernen Verteidigungsanlagen begonnen. Allerdings ist trotz der Tatsache, dass bereits im 12. Jahrhundert die Steinburgen das Gesicht der europäischen Landschaft prägten, über deren Ursprung nur wenig bekannt. Allgemein wird der Graf von Anjou, Fulk Nerra, mit diesen neuen und wegweisenden Verteidigungsanlagen in Verbindung gebracht.⁴⁸⁰ In seiner Regierungszeit, die von ständigen militärischen Konflikten gekennzeichnet war, griff er – wie wohl keiner vor ihm – auf Befestigungsanlagen zur Verteidigung seines Gebietes und als Ausgangsbasis für offensive Operationen zurück. Unter den zahlreichen von ihm errichteten befestigten Plätzen waren auch zwei, die aus Stein gebaut worden waren. Diese gelten heute

⁴⁷⁷ Im Folgenden Nach Bachrach, *Early Medieval Fortifications*; Fournier, *Le château dans la France médiévale*; und Anderson, *Burgen Europas*; die alle sehr ausführlich die Geschichte der Befestigungsanlagen untersucht haben. Einen kürzeren Überblick bieten deVries, *Medieval military technology*, S. 169-270, oder Koch, *Medieval Warfare*, S. 155-161.

⁴⁷⁸ Vettors, *Von der Spätantiken zur frühmittelalterlichen Festungsbaukunst*, bietet einen Überblick über diese Anlagen, wie sie im Frühmittelalter in ganz Europa in den verschiedensten Formen errichtet und genutzt wurden.

⁴⁷⁹ So von Pipin und Karl dem Grossen. Nach Bachrach, *Early medieval fortifications*, S. 9-35 und nach Fournier, *Le château*, S. 35.

⁴⁸⁰ Nach Bachrach, *The Angevin strategy of Castle building*, S. 538-60.

allgemein als die ersten Steinburgen des Mittelalters und werden auf die letzte Dekade des 10. Jahrhunderts datiert.⁴⁸¹

Ob nun wirklich Fulk Nerra die erste Steinburg errichten liess oder ob es nicht vielleicht doch katalanische Grafen waren, ist hier letztendlich unbedeutend.⁴⁸² Von viel grösserer Bedeutung ist, dass bereits hundert Jahre später, also Ende des 11. Jahrhunderts, überall in Europa Steinburgen errichtet worden waren und sich dieser Typ definitiv etabliert hatte.⁴⁸³ Die Europäer lernten – wohl durch die Erfahrungen in den Kreuzzugsstaaten und durch die Begegnung mit Byzanz – die ursprünglich simple, rechteckige Bauweise der ersten Steinburgen aufzugeben und die neuen Anlagen dem Gelände optimal anzupassen und mit immer ausgeklügelteren Defensivmassnahmen zu versehen, so dass wir im 14. Jahrhundert jeweils eigentlichen Burgkomplexen begegnen.

Während sich im Burgenbau eine Entwicklung von den Anfängen in der Völkerwanderungszeit bis zu den defensiv ausgefeilten Burgendkomplexen im Spätmittelalter nachzeichnen lässt, die einer gewissen Kontinuität nicht entbehrt, befand sich noch Anfang des 13. Jahrhunderts das Verteidigungswesen der Städte auf demselben Stand wie im Frühmittelalter. So gab es in Deutschland um 1200 nur zwölf Städte mit einer Stadtmauer, die jeweils noch aus der römischen Antike stammte.⁴⁸⁴ Die übrigen Städte waren, wenn überhaupt, lediglich mit einem Graben und einer Holzpalisade gesichert. Aber der rasche Aufschwung, den die Städte im ausgehenden Hochmittelalter erlebten,⁴⁸⁵ führte schnell die Notwendigkeit vor Augen, sich gegen äussere Gewalt schützen zu müssen. Vor diesem Hintergrund wurden im Laufe des Spätmittelalters alle wichtigen Städte mit starken Verteidigungsanlagen versehen, deren defensives Hauptelement die Stadtmauer mit ihren Türmen war.

Im Spätmittelalter war somit ganz (West-)europa mit befestigten Städten und starken Burgkomplexen übersät, wobei in dieser Arbeit allein die militärischen, d.h. taktischen und strategischen Konsequenzen, die aus dieser Tatsache entwachsen, untersucht werden sollen. Denn es ist evident, dass allein die ungeheure Anzahl von Verteidigungsanlagen und befestigten Plätzen diese zu einem zentraler Aspekt in jeder militärischen Planung des

⁴⁸¹ Bachrach, *Fortifications and Military Tactics*, S. 541-47; Deyres, *Les châteaux de Foulque Nerra*, S. 7-28 und Héliot, *Les châteaux-forts en France*, S. 505f.

⁴⁸² Araguas, *Les châteaux des marches de Catalogne et Ribagorce*.

⁴⁸³ Zahlen nach deVries, *Medieval Military Technology*, S. 217. In der Auvergne stieg die Anzahl der Steinburgen von 8 um das Jahr 1000 auf 34 im Jahre 1050 und in Maine von 11 im Jahre 1050 auf 62 um 1100.

⁴⁸⁴ Stephenson, *Borough and Town*, S. 12.

⁴⁸⁵ Zu den wichtigsten Gründen und Voraussetzungen für diesen Aufschwung der Städte und die (u.a. militärische) Bedeutung, die ihnen daraus entwachsen ist, siehe Lorenz, *Staufische Stadtgründungen*. Zu den Verteidigungsanlagen an sich siehe de la Croix, *Military Considerations in City Planning*.

Mittelalters werden liess: Wollte man also im Krieg grössere Gebiete kontrollieren und halten, so war es unumgänglich, deren Zentren (ganze Städte oder Burgenkomplexe) zu erobern. Zu Eroberungsversuchen kam es aber auch jedes Mal, wenn auf dem Vormarsch eines Heeres ein befestigter Ort lag, da dieser nach taktischer Ansicht jener Zeit nicht einfach umgangen werden konnte.⁴⁸⁶ Die Besetzung dieses Ortes hätte sonst für die Nachschublinien eine ständige Bedrohung dargestellt oder hätte dem eigenen Heer gar in den Rücken fallen können. Ausserdem war es eine Frage der Ehre, dass der Feind, wo immer er sich mit entrolltem Banner stellte, angegriffen werden musste. Vor dem Hintergrund dieser taktischen Überlegungen wird es verständlich, warum die Belagerung in der spätmittelalterlichen Kriegführung eine so wichtige Rolle spielt.⁴⁸⁷

Ich möchte hier nun den allgemeinen Ablauf und die wichtigsten operativen Mittel, die einem Kommandanten zur Einnahme eines befestigten Ortes zu Verfügung standen, vorstellen. Zur Eroberung von festen Plätzen gab es – sieht man von Ausnahmen wie Verrat, Bestechung und ähnlichem ab – drei Möglichkeiten.

Die unblutigste war die friedliche Übergabe des Ortes durch die Besitzer an die Angreifer. War ein Angreifer nicht auf das Überraschungsmoment aus, so begann der Kampf um einen festen Platz normalerweise mit dem Angebot zu Übergabe. Die Übergabebedingungen und all ihre Ausnahmen und Sonderfälle waren im Spätmittelalter genaustens festgeschrieben.⁴⁸⁸ Kam man zu keiner Einigung, begann die Belagerung mit dem ersten Schuss. Danach hatten die Belagerten nach damaligem Recht kein Anrecht mehr auf Gnade und hatten die brutalen Konsequenzen einer Eroberung wie Plünderungen, Verwüstungen, Vergewaltigungen und Mord zu tragen, da diese nun verbrieftes Recht der Eroberer waren.⁴⁸⁹

Die zweite Möglichkeit war die Eroberung des festen Platzes im Sturm, indem man mit einem Angriff über oder durch die Mauer eindrang. Gelang der Angriff über die Umwallung mit Hilfe von Belagerungsleitern oder gar Belagerungstürmen nicht, musste eine Bresche in die Mauer geschlagen werden, wobei nun die Spezialisten wie Minenarbeiter, Techniker und Handwerker zum Zug kamen.⁴⁹⁰ Beim Minieren wurde, sofern es keinen Wassergraben gab,

⁴⁸⁶ Geiger, Burgunderkriege, S. 17.

⁴⁸⁷ Allerdings räumen alle älteren Gesamtdarstellungen zur Militärgeschichte der Feldschlacht eine derart wichtige Rolle ein, dass das Belagerungswesen darob gänzlich ausgeklammert blieb. Es ist das Verdienst von Bradbury, mit seiner 1992 erschienenen Monographie „Medieval Siege“ die Belagerung wieder ins Blickfeld der Historiker gerückt zu haben. Heute ist dann auch allgemein anerkannt, dass weniger die Feldschlacht als vielmehr die Belagerung das mittelalterliche Kriegsgeschehen dominierte.

⁴⁸⁸ Siehe dazu auch im folgenden Keen, Laws of War. So waren wichtige Fragen, ob der Kommandant der Besatzungstruppen überhaupt Verhandlungen mit den Belagerern führen durfte, da er ja meist nicht Herr des zu verteidigenden Platzes war, oder ob er das Recht hat, ein Entsatzheer anzufordern.

⁴⁸⁹ Meistens wurde jedoch das Übergabeangebot erneuert, da eine friedliche Übergabe ohne Zerstörung des befestigten Ortes auch im Interesse der Belagerer lag.

⁴⁹⁰ Prestwich, Armies and Warfare, S. 285-293.

ein Tunnel unter die Mauer gegraben, unter welcher ein Raum ausgehöhlt wurde, der von Holzpfählen gestützt wurde. Wenn diese Holzpflocke dann angezündet wurden und verbrannten, brach das Mauerwerk über dem Hohlraum ein, und es entstand eine Bresche. Mit dem Aufkommen des Schiesspulvers wurden auch unterirdische Explosionen möglich, aber das war vor 1500 nicht üblich.⁴⁹¹ Das unterirdische Minieren war technisch kompliziert und brauchte hochqualifizierte Kräfte, weshalb wohl viel häufiger als der Minenbau der Sappenbau angewandt wurde. Hierbei versuchten die Sappeure oberirdisch, unter der Deckung von Schutzdächern und anderen Massnahmen, den Mauerfuss zu zerstören. Häufig war dabei neben dem Gebrauch von Schaufel und Pickel die Verwendung eines Rammbocks mit eherner Spitze, der an Seilen hängend gegen einen möglichst schwachen Punkt in der Mauer geschlagen wurde. Der Vorteil des Minenbaus war, dass er den Belagerten verborgen blieb.

Um aus grösserer Distanz Breschen in die Mauern zu schlagen, wurden die verschiedenen oben aufgeführten Artilleriewaffen, sprich Fernwaffen wie die Ballisten, Bliden und Mangeln gebraucht. Diese Waffen wurden bereits im Tross mitgeführt oder von den Spezialisten vor Ort gebaut. Brach die Umwallung unter den zerstörerischen Bemühungen der Belagerer schliesslich ein, drangen diese durch die entstandene Bresche ein, und der Ort fiel meist aufgrund ihrer Übermacht.

Scheiterten die geschilderten Versuche wie Übergabeangebot und Angriff zur Übernahme des festen Platzes, gab es als ultimative Möglichkeit das Einschliessen und die Blockade des Ortes, um die Besatzung bzw. die Bevölkerung auszuhungern. Die Blockade konnte sich lange hinziehen, was grosse Kosten mit sich brachte.⁴⁹² Zudem mussten sich die Belagerer stets vor Entsatzheeren hüten und befanden sich in einer schwierigen logistischen Situation. Ein ständiges Problem sich lang hinziehender Belagerungen war auch der Zerfall der Disziplin und der Kampfmoral sowie die Gefahr von Seuchen in den eigenen Reihen. Es ist allerdings unmöglich abzuwägen, ob bei einer länger andauernden Belagerung die militärischen Vorteile auf Seiten der Belagerer oder auf jener der Belagerten lagen. Keen behauptet, dass mit zunehmender Dauer der Belagerung die Vorteile auf Seiten der Angreifer zunehmen, während Toch über die Untersuchung von Belagerungen von deutschen Städten zum genau gegenteiligen Schluss kommt.⁴⁹³ Schliesslich muss noch festgehalten werden, dass die hier beschriebenen Möglichkeiten, in den Besitz eines festen Platzes zu gelangen, stets in kombinierter Form vorkamen.

⁴⁹¹ Prestwich, Atlas of Warfare, S. 162.

⁴⁹² Siehe dazu Prestwich, Armies and Warfare, S. 299.

⁴⁹³ Keen, Medieval Warfare, S. 168 und Toch, The Medieval German City under Siege, S. 35-48.

Die Eroberung von befestigten Orten stellte ganz andere Ansprüche an Armeen als die offene Feldschlacht.⁴⁹⁴ Die Panzerreiter, in der Feldschlacht dominierender Faktor, scheinen auf den ersten Blick in dieser Situation von wenig Nutzen gewesen zu sein, während nun Belagerungsgerät, Techniker und Handwerker mehr Gewicht erhielten. Es ist sogar davon auszugehen, dass eine „Kampfeinheit“, die zum Beispiel den Rammbock unter feindlichem Feuer bedienen musste oder die ein Katapult zu bauen, bedienen und in Stand zu halten hatte, eine eingehende Ausbildung erhielt. Gewisse Militärhistoriker zweifeln gar, ob die Kommandanten von Armeen, die Belagerungen ausführten, überhaupt daran gewohnt waren, eine grössere Anzahl Panzerreiter mitzubringen.⁴⁹⁵ Die hätten gleichzeitig ihre hochtrainierten, aber auch sehr angreifbaren Kriegssoldaten dabei gehabt, welche zudem gefüttert und getränkt hätten werden müssen. So behaupten diese Historiker, der Nutzen von Panzerreitern bei einer Belagerung sei von geringem Wert und sie hätten „at best a minor role [...] in siege warfare“ gespielt.⁴⁹⁶ Dem ist entgegenzuhalten, dass die Panzerreiter für Aufklärungsaufgaben, für die Kontrolle von grösseren Gebieten, die für eine vollständige Einschliessung bei einer Blockade nötig war, und schliesslich für den Schutz der Belagerungstruppen gegen Ausfälle oder gegen ein herannahendes Entsatzheer unabdingbar war. Ausserdem scheinen Ritter als eigentliche Elitesoldaten beim Stürmen bzw. Verteidigen eines befestigten Platzes doch eine gewichtige Rolle gespielt zu haben. Zudem bildeten die Ritter die Masse, aus denen erfahrenen Kommandanten rekrutiert werden konnten, die es verstanden, einen Belagerungsring zu errichten bzw. die Verteidigung optimal zu organisieren. So scheint es besser, die Aussagen von Bradbury, Rogers und den übrigen Historikern, die sich dem Belagerungskrieg im Mittelalter zuwenden, mit Vorsicht zu geniessen. Denn es drängt sich hier der Verdacht auf, dass sie, nachdem sie einmal die Bedeutung der Belagerung erkannt haben, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben, und den Rittern nun gar keine Rolle im Belagerungskrieg und somit im Grossteil des Kriegsgeschehens zugestehen wollen. Bei der Auswertung der Quellen im Hauptteil dieser Arbeit soll deshalb die Rolle der Ritter gerade bei Belagerungen stets beachtet werden.

1.3.3. Die offene Feldschlacht

Entgegen der Annahme der älteren Militärhistoriker gilt es heute als historischer Allgemeinplatz, dass die Belagerungen das Gesicht des mittelalterlichen Krieges prägten und das die Feldschlachten eigentliche Ausnahmeerscheinungen sind. Dies mag vielleicht

⁴⁹⁴ Die Belagerung wird seit der Antike mit dem wissenschaftlichen Terminus *Poliorketik* umschrieben.

⁴⁹⁵ Allen voran Bradbury, *The medieval siege*, und Rogers. Ihre Thesen zusammenfassend der Aufsatz von Bachrach, *Medieval siege warfare*.

⁴⁹⁶ Bachrach, *Medieval siege warfare*, S. 3.

überraschen, da es die grossen Feldschlachten waren, welche das Interesse der Historiker geweckt haben. Deshalb verkommt eine Kriegsgeschichte des Mittelalters oft zu einer Geschichte von gewaltigen Schlachten, was der damaligen Realität aber nicht entspricht.⁴⁹⁷ Trotzdem soll hier die Feldschlacht betrachtet werden, da sie das eigentliche Metier der Panzerreiter bildete und jedem Ritter die Möglichkeit bot, sich durch Ehre auszuzeichnen – zudem wird im Hauptteil die Schlacht von Nikopolis genauer untersucht, weshalb hier das theoretische Rüstzeug zusammengestellt werden muss.

Darüber, wie nun diese offene Feldschlacht im Allgemeinen ablief, das heisst welche Taktik einer solchen Schlacht zugrunde lag, herrscht – nicht anders als dies auch für das Schlachtgeschehen im antiken Griechenland gilt –⁴⁹⁸ nach wie vor Unklarheit. Doch kristallisieren sich in der Historiographie des 20. Jahrhunderts zwei Szenarien heraus, von denen wiederum das zweite allgemeine Anerkennung zu finden scheint. Diese zwei unterschiedlichen Einschätzungen feudaler Kriegskunst werden schön von Delbrück auf der einen Seite und Verbruggen, der Delbrücks Ansichten in vielen Aspekten widersprach, auf der anderen Seite repräsentiert.

Die von Delbrück repräsentierte Lehrmeinung ist der Ansicht, dass das Mittelalter durch einen völligen Verfall der Kriegskunst gekennzeichnet gewesen sei. Zusammen mit einer oft romantischen Überschätzung des Rittertums kommt sie zum Schluss, dass den Rittern Taktik und Strategie weitgehend unbekannt gewesen sein müssen und dass sich die Ritter vor allem als Einzelkämpfer bewiesen hätten.⁴⁹⁹

Das Lehnswesen bedeutete in mancherlei Hinsicht eine erhebliche Zersplitterung der Kräfte. Während die römischen Legionäre noch als regelmässig besoldete Krieger in Lagern zusammengefasst waren, mit der Möglichkeit, in ständigem Üben zu schlagkräftigen und disziplinierten Einheiten ausgebildet zu werden, so bedeutete die Belehnung der Adligen mit Land eine Zersplitterung der Kräfte. Denn um leben zu können, musste der Lehnsmann sein Land bebauen oder es durch Knechte und unfreie Bauern bestellen lassen. Das wiederum bedurfte seiner Aufsicht. Um nun die im ganzen Land verstreuten Vasallen für einen beabsichtigten Feldzug zu sammeln, mussten schon monatelang vorher die Herolde ausgesandt werden, die das Aufgebot zu überbringen hatten. Jeder der benachrichtigten berittenen Adligen brachte anschliessend mehr oder weniger zahlreich Knappen mit ins Feld,

⁴⁹⁷ So z.B. Delbrücks „Geschichte der Kriegführung“, welche die Belagerung weitgehend ausklammert.

⁴⁹⁸ Siehe dazu Lazenby, Killing Zone.

⁴⁹⁹ So Delbrück, Geschichte der Kriegskunst; Oman, A History of the Art of War in the Middle Ages; und nach ihnen Blumentritt, Strategie und Taktik; Martin, Waffen und Rüstungen; oder Koch, Medieval Warfare. Die folgende Zusammenfassung der offenen Feldschlacht orientiert sich an diesen Autoren.

die sich natürlich ausschliesslich an ihren Herrn gebunden fühlten. Allein schon vor diesem Hintergrund erklärt sich eine gewichtige Eigenart dieser feudalen Kämpfer. Jeder einzelne Ritter fühlte sich als Herr und als solcher kannte er keinen Gehorsam im antiken (spartanischen, athenischen oder römischen) bzw. modernen Sinn: Er erschien oder erschien nicht zur Schlacht. War der Feldherr eines solchen Ritterheeres eine allgemein anerkannte Persönlichkeit, folgte man vielleicht seinen Anordnungen, war er aber unbedeutend, so handelte der Ritter nach eigenem Gutdünken oder man versuchte im Kriegsrat einen Kompromiss zu finden. Aber das feudale Prinzip der Aushebung bedingt nicht nur ein Mangel an Disziplin und hierarchischen Strukturen, sondern verhindert auch das wiederholte Training im Verband, wie es ja die Antike kannte.

Waren schliesslich alle Zänkereien aus dem Weg geschafft, rückte das Heer dem Feind entgegen. In der Nähe des Feindes marschierte man in einer Art von tiefer Kolonne. In dieser Form brach man auch in den Feind ein, wobei die rückwärtigen Teile der Kolonne von selbst auf beiden Seiten nach vorne quollen und somit die ganze Formation verbreiterten. Angetrieben wurde die Ritter dabei von ihrem Ehrgeiz und der Kampfeslust, denn keiner wollte der letzte sein, da dies der Ritterehre widersprochen hätte, und nicht selten kämpfte man eifersüchtig um den Vorstreit.

Dieser Ritterangriff darf allerdings nach Ansicht dieser Lehrmeinung nicht als Attacke nach Art der Kavallerie des 18. Jahrhunderts aufgefasst werden. Dazu fehlten alle Voraussetzungen. Eine Attacke musste immer wieder geübt werden, erforderte Drill und Gehorsam. Sie verlangte aber auch festgefügte taktische Körper wie z.B. Züge, Schwadronen oder Regimente. Das alles war dem Ritter fremd. Übungen im Verband kannte er wie auch den Gehorsam im militärischen Sinn nicht.

So begann die Reiterattacke nachdem die Heere ihre Positionen bezogen hatten, im Schritt, denn der verschärfte Galopp in einer geraden Formation war unmöglich. Danach geht der Ritter zum Trab über und fällt erst zuletzt zum Galopp, um unter Ausnutzung der vollen Wucht die sich aus dem geballten Gewicht von schwerer Rüstung und galoppierendem Pferd ergab, gegen den Feind anzurennen. Das langsame Anreiten ergab, dass man sich einen persönlichen Gegner (Wappen, Helmzier und Flagge) aussuchen konnte. Danach entwickelte sich die Schlacht zu einer Anhäufung von Zweikämpfen in Form von Einzeltournieren. Jeder Ritter erlebte demnach die Schlacht nicht als gemeinsame taktische Handlung sondern als Gelegenheit, für sich als Einzelkämpfer Ehre und Ruhm zu erwerben. So war denn auch der Handlungsspielraum des obersten Führers des Ritterheeres nur sehr gering. Hatte er mit Mühe

und Not seine Männer erst einmal möglichst geordnet eingesetzt, dann blieb für ihn nichts zu tun übrig, als sich auch selbst in den Kampf zu werfen.

Die Infanterie, d.h. die Bogenschützen und sonstiges leichbewaffnetes Fussvolk spielt in diesen Überlegungen keine schlachtenscheidende Rolle. Nur mässig bewaffnet und ohne Moral und Übung war die Infanterie im Mittelalter eine vernachlässigbare Grösse und stellte ihren Dienste in die Unterstützung der eigenen Ritter.

Dieser Ansicht widersprachen in allen wichtigen Punkten zunächst Verbruggen und Smail.⁵⁰⁰ Der in diesen beiden revisionistischen Büchern dargelegten Ansicht folgte die Mehrzahl der modernen Militärgeschichtler, die in einer Vielzahl von Einzeluntersuchungen die entscheidenden Punkte zu verifizieren suchten oder diesen Standpunkt einfach übernahmen.⁵⁰¹ Ich versuche im Folgenden die revidierte Sicht auf die mittelalterliche Schlacht wiederzugeben.

Ende des 11. Jahrhunderts kamen in Europa die Lanzen auf, die sich binnen kurzer Zeit in ganz Europa durchsetzten und die viel leichteren Speere verdrängten.⁵⁰² Erst der Lanzenkämpfer konnte nun das Potential, das im Steigbügel und im Hörnersattel lag, voll ausnutzen. Denn diese gaben dem Reiter Halt, um Geschwindigkeit und Masse beim Anreiten vollumfänglich für den Stoss mit der Lanze umzusetzen. Diesem Stoss von einem Einzelkämpfer, und daraus ergibt sich einer der zentralen Angriffspunkte der Revisionisten gegenüber Delbrücks Lehrmeinung, kann man problemlos ausweichen. Die neue Kampftechnik konnte also nur dann funktionieren, wenn auf den Gegner nicht ein einzelner Ritter, sondern förmlich eine Wand aus Stahl zurollte. Dies setzt wiederum voraus, dass die Ritter geschlossen im Verband und in einer Linie (schon das Ausscheren eines einzelnen gefährdete das Manöver) angreifen. Die Kampftechnik des Ritterheeres lag also zunächst einmal im geschlossenen Angriff, um so die feindlichen Linien zu durchbrechen und aufzulösen – und nicht zuletzt war diese Taktik von psychologischer Bedeutung, da das gemeinsame Anreiten Selbstvertrauen gab. Je geringer der Abstand zwischen den einzelnen Kämpfern war, umso heftiger fiel auch der Stoss aus. So berichten dann auch viele mittelalterliche Quellen, welche dieses Anreiten beschreiben, davon, dass die Ritter in so enger Formation ritten, dass nicht einmal ein Apfel oder ein Handschuh zwischen zwei Reitern hätte hindurchfallen

⁵⁰⁰ Verbruggen, *The Art of Warfare*, und Smail, *Crusading Warfare*.

⁵⁰¹ Weiterführende Untersuchungen zur revidierten Sicht auf die neue Schlacht u.a. von Contamine, *La Guerre en Moyen Age*; Strickland, *Anglo-Norman Warfare*; Prestwich, *Armies and Warfare in the Middle Ages*; Bradbury, *The Medieval Siege*; Parker, *The Military Revolution*. Einfach übernommen wird dieser Standpunkt in sämtlichen Werken neueren Datums u.a. in Schlunk, *Die Ritter*, S. 60-63; Vale, *War and Chivalry*, S. 100-146; Sproemberg, *Beiträge*; Schmidtchen, *Kriegswesen im späten Mittelalter*, S. 221-225; McGlynn, *The Myths of Medieval Warfare*; oder Bennet, *Professionalism in the twelfth century*.

⁵⁰² Siehe dazu auch das Kapitel „Handwaffen“

können.⁵⁰³ Das oberste Ziel der ersten Reiterattacke war demnach, die gegnerische Linie zu durchbrechen und dabei möglichst viele Gegner kampfunfähig zu machen, ohne allerdings die eigene Formation in Unordnung zu bringen. Da wohl selten bereits das erste Aufeinandertreffen der gegnerischen Verbände die Schlacht entschied, musste sich der Kampfverband nach dem ersten Angriff wieder sammeln, bewaffnete sich wenn nötig neu, ritt erneut gegen den Feind an und konnte so den Angriff ein zweites oder drittes Mal wiederholen. Waren die Lanzenangriffe geführt, ging die Schlacht in den Nahkampf über, wobei auch hier die Ritter in kleineren Einheiten gemeinsam kämpften und versuchten, einzelne gegnerische Panzerreiter zu isolieren und vernichten.

Diese Kampfweise, wie sie von den Revisionisten beschrieben wird, setzt nun allerdings Anforderungen an die Ritter, die diesen von den Anhängern Delbrücks nicht zugestanden werden. Zunächst einmal setzt eine solche Kampfweise ein intensives und langwieriges Training, im Verband zu kämpfen, voraus. Die Möglichkeit dazu boten neben den privaten Fehden vor allem die Turniere, die somit die Funktion eines Trainings für die Anforderung an das Schlachtgeschehen erhielten.⁵⁰⁴ Denn zwei der drei bei Turnieren üblichen Formen von Kampfspielen, das Turnier-Spiel und der Buhurt, stellten die Simulation der Feldschlacht dar, wo Einheiten von Panzerreitern aufeinander trafen.⁵⁰⁵

Beim Turnier-Spiel ritten zwei Abteilungen von Reitern, bewaffnet mit Lanzen, aufeinander zu und versuchten, so viele Gegner wie möglich aus dem Sattel zu heben. Danach wurden die Lanzen fallengelassen, und die Teilnehmer kämpften mit Schwertern gegeneinander. Wer aus dem Sattel fiel, schied jeweils aus, und verloren hatte die Partei, in der zuerst alle Ritter aus dem Sattel gehoben worden waren. Das Turnierspiel würde demnach eine Simulation des Schlachtgetümmels (*mêlée*) darstellen. Beim Buhurt ritten die Parteien jeweils zu einer Linie formiert und mit Lanzen bewaffnet aufeinander zu. Dies wiederholte sich solange, bis auch der letzte Ritter einer Abteilung aus dem Sattel gehoben war. Beim Buhurt wird also die Reiterattacke simuliert und geübt.

Darüber hinaus setzten solche Manöver wie das Anreiten in geschlossener Formation und das Regruppieren auch ein hohes Mass an Disziplin bei den Panzerreitern voraus. Sie mussten ihre Kampfkraft in den Dienst des Kollektiven stellen und hatten demnach keine Möglichkeit, sich als Einzelkämpfer hervorzutun. Vielmehr mussten sie sich während der Schlacht den Befehlen der obersten militärischen Führung unterordnen. Die Befehle wurden mittels

⁵⁰³ Zahlreiche Beispiele bei Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 73f.

⁵⁰⁴ Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 27-44 oder auch Keen, *Rittertum*, S. 136-138, auf S. 138 weist er auf das einen weiteren Aspekt hin: Tournier galten als idealer Ort, fähige Ritter zu rekrutieren.

⁵⁰⁵ Zu den unterschiedlichen Ausformungen von Kampfspielen, Barker, *Tournament*, S. 163-166 oder Gamber, *Ritterspiele*, S. 514.

Hörnern, Trompeten und Flaggen übermittelt.⁵⁰⁶ Vor allem, und das ist einer der entscheidenden Unterschiede zur „älteren Schule“, setzt ein solches Anreiten auf den Gegner in mehreren Wellen und der Nahkampf in kleinen Gruppen das Vorhandensein taktischer Einheiten voraus. Dies bedeutet, dass das mittelalterliche Heer nicht aus einem rohen Haufen von Einzelkämpfern bestand, sondern aus zahlreichen taktischen Körpern, die in der Lage sind, Befehle des Kommandierenden unabhängig voneinander auszuführen. So lässt sich das mittelalterliche Heer zunächst in mehrere Treffen (*batailles*) meist unter dem Kommando eines Herzogs, unterteilen. Diese *batailles* lassen sich wiederum in einzelne Banner und dieses wieder in einzelne *conrois* gliedern. Diese taktischen Körper entstanden demnach ganz natürlich durch das feudale Prinzip der Aushebung. Denn ein Lehnsmann mit seinem Gefolge (mit welchen er vielleicht gar schon gemeinsame Kampferfahrung hatte) bildete zugleich die kleinste taktische Einheit.⁵⁰⁷

Das Vorhandensein solcher taktischer Körper wirft nun auch ein neues Licht auf die Rolle des Kommandanten. Diese umfasst nun weit mehr, als bloss das Signal zum Angriff zu geben und sich dann selbst ins Schlachtengetümmel zu stürzen. Der oberste militärische Führer hatte vielmehr günstiges Terrain auszusuchen, das Heer in Schlachtordnung aufzustellen (Reserve, Flanken, verschiedene Treffen, Zusammenspiel der Waffengattungen usw.) und während der Schlacht das Geschehen zu überwachen und wenn nötig neue Befehle zu erteilen oder die Reserve zum Einsatz zu bringen. Dies alles würde bedeuten, dass die Aufgaben des Kommandierenden und somit die gesamte mittelalterliche Schlacht an sich, viel komplexer waren, als von der „älteren Schule“ angenommen. Und zahlreiche Quellen belegen nach Verbruggen auch, dass das Wissen um verschiedene Strategien und Taktiken grösser war, als bis dato angenommen.⁵⁰⁸ Das heisst, ein militärischer Führer konnte je nach Situation auf verschiedenste Strategien und Taktiken zurückgreifen. Dazu gehörte nun auch, dass er die Infanterie bzw. die Bogenschützen nicht als überflüssiges Beiwerk sondern als selbständige taktische Körper und gar als eigene Waffengattung betrachtete und einsetzen könne. So zeigen Berechnungen über die effektive Heeresstärke, dass das Heer stets aus Reiterei und Fussvolk bestand.⁵⁰⁹ Das Fussvolk war demnach nicht eine vernachlässigbare Grösse sondern in vielen Kriegen eine Schlachten mitentscheidende Waffengattung: So konnten sie mit Pfeil und Lanzen den Angriff der schweren Kavallerie unterstützen, Schutz bieten, wenn sich die Panzerreiter neu gruppieren mussten oder die Flanken wie auch den Rücken schützen.

⁵⁰⁶ Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 83f.

⁵⁰⁷ Verbruggen, *The Art of Warfare*, S. 73-77.

⁵⁰⁸ Verbruggen, S. 290-349 für die Strategie und S. 204-275 für die Taktik mit zahlreichen Beispielen.

⁵⁰⁹ Verbruggen., S. 208-275.

Wie deutlich geworden ist, unterscheiden sich die beiden Lehrmeinungen zur mittelalterlichen Schlacht grundlegend, was die Rolle der Infanterie und des obersten militärischen Führers betrifft, in ihrer Auffassung über die verschiedenen taktischen und strategischen Möglichkeiten und in ihrer Einschätzung des Verhaltens der Ritter (Übung, Disziplin, Kampfweise).

Diese beiden Lehrmeinungen müssen dann im Hauptteil dieser Arbeit bei der Untersuchung der Quellen zum Kriegsgeschehen im Auge behalten werden.

1.4. Der Krieg im Spätmittelalter: Grundlagen und Zwischenbilanz

Bis hier kann also festgehalten werden, dass die Panzerreiter auch im 14. Jahrhundert den nach wie vor dominierenden Faktor im Kriegsgeschehen bildeten und das eigentliche Rückgrat der Heere waren. Bis zum 13. Jahrhundert beherrschten die Panzerreiter das Schlachtfeld und führten die Entscheidung herbei. Das Fussvolk hatte unter anderen aufgrund seiner Bewaffnung und seiner schlechten Moral die Ritter nie ernsthaft gefährdet. So kämpfte Fussvolk gegen Fussvolk; doch selbst das Überwinden der gegnerischen Fussknechte bedeutete nicht den Sieg, wenn die eigene Reiterei nicht auch gewann.

Seit dem 14. Jahrhundert geschah es aber immer wieder, dass geschlossen zu Fuss kämpfende Bürger- und Bauermilizen professionelle Armeen schlugen oder in den grossen Heeren die Fusstruppen den Sieg herbeiführten. So bei Courtrai 1302, Morgarten 1315, Mühldorf 1322, Crécy 1346, Poitiers 1356, Sempach 1386 oder Azincourt 1415. Solche ebenso spektakulären wie verheerenden Niederlagen lassen natürlich das Bild der militärischen Verdrängung der Panzerreiter seit 1300 wieder aufkommen. Die vorschnelle Verkettung dieser Niederlagen zu einem Bild des militärischen Niedergangs der Ritter ist aber unzulässig und die unterschiedlichen Ursachen für die Niederlagen müssen für jede einzelne Schlacht gesondert betrachtet werden. Diese Niederlagen sind höchstens als erste Anzeichen bzw. frühe Stadien anzusehen, die einen grundlegenden Wandel ankünden. Aber nach wie vor ist die „alte Ordnung“ dominant, und wenn es gelang die Waffen auf geeignetem Terrain mit ihnen entsprechender Taktik einzusetzen, dann war der Panzerreiter (unter diesen theoretischen Überlegungen) die entscheidende und stärkste Waffe des Mittelalters. Die schwere Reiterei ist nämlich *nicht* „sozusagen auf den Schlachtfeldern des 14. Jahrhunderts eliminiert worden“⁵¹⁰, denn die Vorteile taktischer, strategischer und waffentechnischer Art liegen im 14. Jahrhundert noch klar bei den Rittern (Panzerreitern), und die militärtechnische Entwicklungen sowie der kriegsorganisatorische Wandel führen im untersuchten Zeitraum

⁵¹⁰ Sablonier, Rittersum, Adel und Kriegswesen, S. 537.

nicht zum militärischen Funktionsverlust! Niederlagen können also nicht durch militärische Unterlegenheit der Ritter erklärt werden.

1.5. Der Hundertjährige Krieg

Den militärgeschichtlichen Hintergrund zu dieser Arbeit bildet eigentlich der Hundertjährige Krieg. Die Sekundärliteratur zu diesem Krieg ist umfangreich, gerade auf dem Gebiet der militärtechnischen Innovationen und der tiefgreifenden Veränderungen bei der Aushebung und Struktur der spätmittelalterlichen Heere.⁵¹¹ Allerdings erübrigt es sich deshalb, ausführlich auf den Hundertjährigen Krieg einzugehen, da im untersuchten Zeitraum die militärischen Aktionen der beiden verfeindeten Parteien England und Frankreich praktisch zum Erliegen kamen.⁵¹² Denn einerseits wollte weder die französische noch die englische Krone den Krieg fortführen, andererseits war keine der beiden Seiten gewillt, Konzessionen zu machen. Dies betrifft vor allem die Frage um die Rückgabe von Calais und um die englischen Territorien, die Karl V. erobert hatte. Deshalb war die Geschichte der französisch-englischen Beziehungen von 1376-1404 weniger durch militärische Auseinandersetzungen, als vielmehr durch dauernde Verhandlungen und Waffenstillstandsabkommen geprägt: 1376 fanden zwischen den Kriegsparteien Verhandlungen statt, die 1379 wieder aufgenommen und 1381 in Leulinghen fortgeführt wurden. Diese Verhandlungen wurden lediglich 1383 vom sogenannten „Kreuzzug von Henry Despenser“ in Flandern unterbrochen.⁵¹³ Bereits 1384 wurde aber in Verhandlungen, die von Philipp dem Kühnen, dem eigentlichen Herrscher von Frankreich, geführt wurden, ein Waffenstillstand beschlossen, der 1385 in den „Frieden von Tournai“ gipfelte. Philipp der Kühne wollte vor allem Flandern befrieden, wo immer wieder Rebellionen aufflammten, die von den Engländern angezettelt worden waren. Da dem Herzog von Burgund die Verhandlungen zu wenige Fortschritte zeigten, versuchte er 1385/86 die völlige Unterwerfung Englands durch eine von ihm geleitete Invasion zu erreichen.⁵¹⁴ Bald nachdem dieses Vorhaben als gescheitert erklärt werden musste, wurden zwischen England und Frankreich wieder Verhandlungen aufgenommen, aus welchen erneut ein Waffenstillstandsabkommen resultierte. 1388-1399 dauerten die Bemühungen um einen endgültigen Friedensvertrag an. 1394 verstarb die Gattin des englischen Königs Richard II.,

⁵¹¹ Vgl. dazu die Ausführungen zum Semi-Feudalismus weiter unten.

⁵¹² Im Folgenden nach Curry, *The Hundred Years War*, einer knappen und übersichtlichen Darstellung dieses Krieges auch in seinen politischen und sozialen Ausmassen, und nach Allmand, *The Hundred Years War*. Hier werden die militärgeschichtlichen Aspekte hervorgehoben werden, insbesondere in den Kapiteln „Conduct of War“, S. 54-90, und „Institutions of War“, S. 91-119.

⁵¹³ Siehe dazu Walsingham, *Historia Anglicana*, II, 71-104.

⁵¹⁴ Vgl. dazu die Ausführungen Kapitel „Versuch einer Invasion Englands“.

worauf er sich 1396 Isabel, die sechsjährige Tochter von Karl VI. zur Frau nahm. Neben dem rauschenden Fest, das Paris zum Anlass dieser Vermählung erlebte, wurde ein Waffenstillstandsabkommen für 28 Jahre beschlossen. Bereits nach 1402 begannen aber unter dem neuen englischen König Heinrich IV. wieder kleinere militärische Operationen, die von den Regierenden beider Seiten noch nicht offiziell unterstützt wurden.

Bis zu seinem Tod 1404 gelang es Philipp dem Kühnen – abgesehen vom Versuch 1385/86 mit einer Invasion den Gordischen Knoten zu lösen – offene Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich weitgehend zu verhindern.⁵¹⁵

1.6. Das Herzogtum Burgund unter Philipp dem Kühnen (1364–1404)

1.6.1. Die Armee des Herzogtums Burgund

Da im Zentrum der Betrachtungen stets das Herzogtum Burgund stehen wird, werde ich nun die Organisation und die Funktion der burgundischen Armee unter Philipp dem Kühnen (1342-1404) ausführlicher betrachten, auch um dadurch einen Modellfall zu erhalten, auf den zurückgegriffen werden kann. Und die Armee des Herzogtums genießt in mancherlei Beziehung Modellcharakter. Sie war in Organisation, Funktion und Ausrüstung die modernste Europas und ist dank der verhältnismässig guten Quellenlage recht gut erforscht.⁵¹⁶ Im in dieser Arbeit betrachteten Zeitraum musste aber eine eigene burgundische Armee von Philipp dem Kühnen erst noch aufgebaut werden, nachdem er 1364 das Herzogtum in Besitz genommen hatte. Dadurch und durch die ständige territoriale Expansion werden endgültige Angaben über die Stärke des Heeres noch zusätzlich erschwert. Dies ist insofern nicht weiter von Bedeutung, da im Folgenden die endgültige Stärke nicht so wichtig ist. Hier soll vor allem ein theoretischer Einblick in die Rekrutierung und den Aufbau eines spätmittelalterlichen Heeres gegeben werden, auf das ein Herzog im Ernstfall zurückgreifen konnte. Allerdings ist nicht davon auszugehen, dass der Herzog von Burgund auch nur in einer der untersuchten Kriegssituation auf sein gesamtes Gefolge zurückgriff und somit das Herzogtum von seiner gesamten Streitmacht entblösst hätte. Vielmehr begleitete ihn nur ein begrenzter Teil seines Gefolges, zu denen aber vor allem die adligen Panzerreiter gehört haben dürften.

⁵¹⁵ Neben dem Hundertjährigen Krieg gab es ein weiteres militärgeschichtliches Phänomen von grossem Einfluss auf das Handeln und Denken der französischen und burgundischen Ritter. Es hat bisher in der (deutschsprachigen) Forschung kaum Beachtung gefunden: Die spätmittelalterlichen Kreuzzüge. Diese werden weiter unten genauer betrachtet, da sie das Verständnis für die in dieser Arbeit untersuchten Kriegssituationen erst ermöglichen und da sie weiterführende Aussagen zur Untersuchung zur Strategie im Spätmittelalter erlauben.

⁵¹⁶ Vgl. Michael, *Armies of Medieval Burgundy*, S. 7, und Robcis, *Armes, armures et armuriers sous le principat de Jean sans Peur*, S. 5.

1.6.1.1. Rekrutierung

Die Rekrutierung erfolgte im Mittelalter nach dem Prinzip der Gefolgschaft von Vasall und Lehnsherr. Aber im 14. Jahrhundert, namentlich im Hundertjährigen Krieg, erwies sich das feudale Prinzip der Rekrutierung als unzulänglich, weshalb der englische und der französische König dazu übergingen, die Vasallen für ihren militärischen Aufwand finanziell zu entschädigen. Auch Philipp der Kühne wandte dieses Prinzip der Bezahlung an; eine Art „Semi-Feudalismus“, der zwischen dem ursprünglichen Feudalismus und der Gründung von stehenden Heeren liegt.⁵¹⁷

Die Rekrutierung der bewaffneten Männer erfolgte in Burgund aus vier Quellen: Dem Adel, der herzoglichen Garde, den Städten und durch das Anwerben von Söldnern. Aus dem Adel wurden die Panzerreiter rekrutiert, die je nach Rang bezahlt wurden. Die *chevaliers bannerets* gehörten dem Hochadel an und hatten das Recht, ein Banner zu tragen. Die *bas chevaliers* stammten aus dem Adel und durften das gegabelte oder dreieckige Pennon tragen, und die *écuyers* waren niedrige Adlige oder wohlhabende Bürger, die in der Lage waren, ihre Ausrüstung und das Gefolge zu bezahlen.⁵¹⁸ Die (zunächst rein militärische) Unterteilung der Ritter in drei Gruppen begegnet uns durchwegs in den untersuchten Quellen.

Die massgebliche taktische Einheit im burgundischen Heer war demnach jene des Gefolges gegenüber seinem jeweiligen Herrn.⁵¹⁹ So bildeten sich taktische Körper um das Banner bzw. das Pennon eines Herrn. Neben diesen Flaggen dienten Wappen, Hörner und individuelle Schlachtrufe während der Schlacht als Erkennungszeichen und Führungsinstrument. Die taktische Einheit bestehend aus Ritter und seinem Gefolge nennt man eine Lanze. Die Zusammensetzung einer Lanze wird aus den Quellen nicht ganz ersichtlich, und dementsprechend vage äussert sich die Sekundärliteratur dazu. Die Lanze als taktische Grundeinheit der Feudalheere konnte offenbar eine sehr unterschiedliche Zahl von Männern umfassen. Der Lanzenführer war der Ritter auf seinem Zelter und im Kampf auf seinem Schlachtröss. Ihm konnten ebenfalls zu Pferd der Knappe, Degenkämpfer und mehrere berittene Bogenschützen folgen, die zusätzlich mit Handwaffen ausgerüstet waren. Sie alle bildeten wohl eine Art „leichte Kavallerie“ und hatten die Aufgabe, den Feind vor dem Hauptzusammentreffen zu beunruhigen und im Kampf ihren Herrn bzw. die Panzerreiter zu unterstützen. Zudem konnte zu jeder Lanze eine nicht festgelegte Zahl von Fusssoldaten

⁵¹⁷ Michael, *Armies of Medieval Burgundy*, S. 6, oder Jäger, *Aspekte des Krieges und der Chevalerie*, S. 119-124.

⁵¹⁸ Nach Michael, *Armies of Medieval Burgundy*, S. 4-6.

⁵¹⁹ Vgl. auch die Ausführung im Kapitel „Die offene Feldschlacht“.

gehören, die meist mit Stangenwaffen oder Bogen und Armbrüsten ausgerüstet waren.⁵²⁰ Mehrere Lanzen wurden jeweils unter einem Bannerherrn zusammengefasst und bildeten ein Banner; mehrere Banner bildeten dann wiederum einen Schlachthaufen. Die Lanze war die taktische Grundeinheit der Feudalheere seit dem 10. Jahrhundert und existierte bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, wo sie nun aber viel straffer in den Ordonnanzkompanien organisiert war.⁵²¹

Die herzogliche Garde war sozusagen die Haustruppe des Herzogs. Diese und die Lanzen bildeten den Kern des spätmittelalterlichen burgundischen Heeres und dominierten das Kriegsgeschehen. Darüber hinaus hatten die Städte Männer zu stellen, wobei sie es jedoch meist vorzogen, ihre militärischen Pflichten mittels einer finanziellen Entschädigung zu umgehen. Mit diesem Geld konnten Söldner angeworben werden, die zusammen mit den Stadtmilizen die Fusstruppen bildeten. Diese Fusstruppen erfüllten die unterschiedlichsten Aufgaben: Als Pikeniere, Bogen- und Armbrustschützen kämpften sie. Die Handwerker wie zum Beispiel Schreiner und Steinmetze waren die dringend benötigten Spezialisten bei Belagerungen und unentbehrlich in der Logistik und bei Pionierarbeiten.

Das Einzugsgebiet für die Rekrutierung von bewaffneten Männern umfasste – rechnet man die Söldner dazu – ganz Westeuropa. Die Männer stammten vom hochadligen Bannerherrn über den bürgerlichen Handwerker bis zum bäurischen Pikenier aus allen sozialen Schichten. Dazu kommt, dass jeder Ritter sein eigenes, zahlenmässig stark schwankendes Gefolge mit sich brachte. Diese Lanzen waren nicht nur in ihrer Stärke äusserst heterogen, sondern das Gefolge fühlte sich auch nur gerade seinem Lanzenführer verpflichtet. So berichtet Froissart, wie das Gefolge meist nur so lange kämpfte, bis sein Lanzenführer umkam oder die Flucht ergriff.⁵²² Dies alles machte eine klare militärische Befehlshierarchie nahezu unmöglich. Dadurch erscheint das spätmittelalterliche Heer unorganisiert, wenn nicht chaotisch. Es scheint mir jedoch ebenso heikel, ein völliges Fehlen von Disziplin und Organisation im spätmittelalterlichen Heer anprangern zu wollen, wie auf der anderen Seite klare Taktiken und Strategien entdecken zu wollen.⁵²³

⁵²⁰ Nach Funcken, Rüstungen und Kriegsgerät im Mittelalter, S. 86-98. Zur Lanze gehörten darüber hinaus Pagen und Knechte, die sich um die Lasttiere und Vorräte zu kümmern hatten, denen aber keine militärische Bedeutung zukam.

⁵²¹ Ebd. S. 88.

⁵²² Froissart, V, S. 42, und VIII, S. 187.

⁵²³ Zwei Extrempositionen wie sie durch Delbrück auf der einen und durch Verbruggen auf der anderen Seite vertreten werden. Wie stark sich diese unterschiedlichen Ansichten auf die Bewertung des Kriegsgeschehens auswirken, hat u.a. Geiger am Beispiel der Schlacht bei Murten gezeigt. Demnach wäre es falsch zu behaupten, die Eidgenossen hätten in wilden, unkontrollierten Haufen angegriffen, da man mittlerweile längst erkannt hat, dass sie den Kampf im Verband, der sich mit den langen Stangenwaffen äusserst schwierig gestaltete, oft geübt und diszipliniert durchgeführt haben müssen. Es ist aber auf der anderen Seite ebenso falsch zu behaupten, die Eidgenossen hätten von Anfang an eine Umfassungsschlacht geplant. Vgl.

1.6.1.2. Stärke und Bewaffnung

Es ist schwierig, Angaben zur Stärke der burgundischen Truppen zu machen. Dies hängt einerseits mit dem nachlässigen Umgang mit Zahlen und den üblichen Übertreibungen, die uns in den Quellen begegnen, zusammen, aber auch damit, dass die Geschichte des Herzogtums eine Geschichte ständiger territorialer Expansion ist. Nun gibt es allerdings Quellen (Zahlungsbelege), die es erlauben, für einzelne Jahre sehr genaue Angaben über die zahlenmässige Stärke des burgundischen Heeres zu machen.⁵²⁴ Demnach standen Philipp dem Kühnen im Jahr 1364, als er das Herzogtum in Besitz nahm, 240 Panzerreiter (1 *chevalier banneret*, 134 *bas chevaliers* und 105 *écuyers*) und 1384, als er seinen Besitz durch Erbschaft vergrösserte, 301 Panzerreiter (9 *chevaliers banneret*, 76 *bas chevaliers* und 216 *écuyers*) zur Verfügung. Für das Jahr 1408, also bereits in der Regierungszeit von Johann Ohnefurcht, ist die Zahl von 3915 bewaffneten Männern überliefert, wovon etwa die Hälfte Panzerreiter gewesen sein dürften.⁵²⁵

Der erste Herzog von Burgund konnte demnach nur auf eine recht kleine Zahl von Panzerreitern zurückgreifen. Dies wird aber dadurch relativiert, dass Philipp der Kühne seit 1380 aufgrund der Unmündigkeit seines Neffen, Karl VI., und seit 1392 aufgrund dessen geistiger Umnachtung *de facto* die Regierungsgewalt über Frankreich innehatte und somit oberster Befehlshaber des französischen Streitmach war.⁵²⁶

Da die Herzöge von Burgund stets darum bemüht waren, die Ausrüstung und Bewaffnung ihrer Truppen auf dem neuesten Stand zu halten, reicht es in diesem Zusammenhang, auf die Beschreibung der Waffen und des Kriegsgeräts in den vorangegangenen Kapiteln hinzuweisen.

Geiger, Burgunderkriege, insbesondere S. 22. Es ist die diffizile Aufgabe des Historikers, hier jeweils den richtigen Mittelweg zu finden. Aber das Wissen um diese beiden „Extrempositionen“ erleichtert weiter unten das Auswerten der Quellen.

⁵²⁴ Vgl. dazu Michael, *Armies of Medieval Burgundy*, S. 7f.

⁵²⁵ Für das Jahr 1417 wurde eine Liste aller bewaffneten Männer, die Johann Ohnefurcht für einen Angriff auf Paris rekrutiert hatte, erstellt. Hier sind von 10534 Männern rund 6000, also ungefähr die Hälfte Panzerreiter. Die Annahme, dass die Panzerreiter jeweils etwa die Hälfte der effektiven Heeresstärke ausgemacht haben, deckt sich mit den Aussagen des grössten Teils der Sekundärliteratur.

⁵²⁶ Vgl. dazu Cartellieri, *Philipp der Kühne. De facto regierte Philipp der Kühne von 1380-1388 und von 1392 bis zu seinem Tod 1404 Frankreich, wobei er in ständigem Wettstreit mit Ludwig von Orléans lag. Von 1388-1392 regierte Karl VI. zusammen mit den Marmousets, den alten Ratgebern von König Karl V.*

1.5.2. Philipp der Kühne nimmt das Kreuz

Im Jahre 1363 nahm Philipp der Kühne zusammen mit seinem Vater König Johann dem Guten das Kreuz vom Papst persönlich.⁵²⁷ Dieser scheinbar selbstverständlichen und leicht zu übersehenden Handlung kommt eine grosse Bedeutung zu. Es zeigt, dass ein Menschenalter nach dem Fall von Akkon, der letzten Bastion der Kreuzritter im Heiligen Land, die Vorstellung von einer erneuten Befreiung Jerusalems noch immer im Denken der europäischen Ritter verankert war. Als Philipp der Kühne vom Papst das Kreuz nahm, handelte er aus einer Kreuzzugstradition heraus, welche die Geschichte des 14. Jahrhunderts stark prägte, die aber in der Sekundärliteratur allzu oft übersehen wird.⁵²⁸

Philipp der Kühne legte, nachdem er das Kreuz genommen hatte, ein grosses Engagement für Kreuzzugsaktivitäten an den Tag. Bereits 1366 nahmen burgundische Ritter am Kreuzzug von Amadeus von Savoyen teil, und zahlreiche herausragende Persönlichkeiten, die enge Vertraute von Philipp waren, beteiligten sich an der Belagerung von Mahdia, unter ihnen Guy und Guillaume de la Trémouille, Philipp von Artois, der Graf von Eu und Philipp von Bar.⁵²⁹ Philipp der Kühne unterhielt auch freundschaftliche Beziehungen zum Grossmeister des Deutschen Ordens, und zahlreiche burgundische Ritter nahmen an den Preussenreisen teil, wofür sie vom Herzog finanziell entschädigt wurden.⁵³⁰ Im Jahre 1396 organisierte Philipp der Kühne schliesslich seinen „eigenen“ Kreuzzug gegen die Osmanen und übertrug die Leitung seinem ältesten Sohn Johann. Die Preussenreisen, die Belagerung von Mahdia und der Kreuzzug gegen die Osmanen sind dann auch die drei Kriegssituationen, die in dieser Arbeit näher untersucht werden sollen. Die vierte ist der Versuch einer Invasion Englands, den Philipp in seiner Doppelrolle als Herzog von Burgund und eigentlicher Herrscher von Frankreich unternehmen wollte.

Diese vier Kriegssituationen eignen sich gut für die weiteren vergleichenden Untersuchungen. Es sind alle Unternehmen, die unter der Leitung des Herzogs stattgefunden haben oder erst durch seine Unterstützung mit burgundischen Panzerreitern und finanziellen Mitteln zustande kommen konnten. Die geplante Invasion Englands im Jahre 1386 und der Kreuzzug gegen die Osmanen im Jahre 1396 bilden zeitlich gesehen die Eckpfeiler. Alle militärischen Operationen liegen demnach innerhalb eines Zeitraums von gerade zehn Jahren. Dies erlaubt es auch in einer Zeit rasanten militärtechnischen Wandels, Aussagen über Strategie, Taktik, Ausrüstung und vor allem Verhalten der Ritter zu machen.

⁵²⁷ Nach Jorga, Philippe de Mézières, S. 165f.

⁵²⁸ Ausführlich dazu im Kapitel „Die Kreuzzugstradition des 14. Jahrhunderts“.

⁵²⁹ Eine Liste mit allen in den Quellen erwähnten Rittern, die an diesem Kreuzzug teilgenommen haben, in Atiya, Crusade in the Later Middle Ages, S. 519-522.

⁵³⁰ Vaughan, Philipp the Bold, S. 61.

Zudem liegen hier vier völlig unterschiedliche Kriegssituationen vor. Dies ermöglicht es, das Verhalten der Ritter in verschiedenen Lagen zu untersuchen, die alle kennzeichnend für das mittelalterliche Kriegsgeschehen sind.⁵³¹ Dadurch werden Aussagen über das Verhalten der Ritter bzw. über den Wert des Ritterideals besser und breiter abgestützt. Die geplante Invasion Englands erlaubt es, das Verhalten der Ritter in der Vorbereitungsphase für ein grosses militärisches Unternehmen zu beobachten. Das Verhalten bei einer Belagerung und in der offenen Feldschlacht kann vor Mahdia bzw. bei Nikopolis untersucht werden, während die Preussenreisen Aussagen über das Verhalten der Ritter gegen einen inferioren und nichtritterlichen Gegner zulassen.

Zudem ist die Quellenlage für alle diese Krieg insofern nicht schlecht, als dass stets mindestens zwei ausführlichere Quellen mit unterschiedlicher Wertung der Ereignisse vorliegen. Im Idealfall berichten der Religieux de Saint-Denis als „Moralapostel“ und Froissart als vorbehaltloser Bewunderer des Rittertums über dasselbe Ereignis, was nicht nur gesicherte Aussagen über den Kriegsverlauf, sondern auch – und das ist entscheidend – über das Verhalten der Ritter ermöglicht.

1.7. Die Kreuzzugstradition des 14. Jahrhunderts

1.7.1. Kreuzzugsstimmung

Man hat sich – gerade in der deutschsprachigen Geschichtsschreibung – daran gewöhnt, das Zeitalter der Kreuzzüge mit dem Fall von Akkon 1291 als beendet zu betrachten.⁵³² Die Europäer waren bis auf wenige Ausnahmen (Händler und Pilger) aus dem Heiligen Land vertrieben, und der religiöse Eifer, der breite Schichten Europas erfasst hatte und immer wieder ganze Menschenmassen in den Orient trieb, hatte sich am Ende des 13. Jahrhunderts erschöpft. Das Papsttum, einst so mächtig unter Gregor VII. und dann unter Innozenz III., hatte einen Grossteil seiner Autorität verloren und befand sich ab 1309 im Exil in Avignon. Die nun folgenden grossen Kriege innerhalb der Christenheit machten ein gemeinsames Vorgehen gegen die Ungläubigen unmöglich. Die allgemeine Begeisterung für die Kreuzzüge war verlorengegangen, und die Interessen der Mächtigen Europas hatten sich auf andere Gebiete verschoben.⁵³³

⁵³¹ So zum Beispiel die Belagerung und die offene Feldschlacht, die aber bisher nur in ihrer theoretischen, d.h. idealtypischen Form vorgestellt wurden.

⁵³² Zu dieser Frage und zum Problem der Terminologie der Kreuzzüge nach 1291 siehe Müller, Kreuzzugspläne und -politik, S. 9.

⁵³³ Nach Jorga, Philippe de Mézières, S. 1-8.

Trotzdem hörten die Bemühungen um die Rückeroberung des Heiligen Landes und der Kampf gegen die Ungläubigen mit dem Fall von Akkon nicht einfach auf. Noch ein weiteres Jahrhundert lang kam es zur Planung und auch immer wieder zu konkreten Versuchen von offensiv geführten Kreuzzügen, die ihren eigentlichen Abschluss und traurigen Höhepunkt in der Schlacht von Nikopolis finden sollten.⁵³⁴

Aber was machte denn einen Kriegszug zu einem Kreuzzug? Es ist einerseits der Anspruch, christlichen Besitz zurückzuerobern. Dazu gehörte zunächst Jerusalem und das Heilige Grab, aber weiter gefasst alles, was einst zum römischen Reich gehört hatte.⁵³⁵ Andererseits war der Kreuzzug stets die Verteidigung oder der Kampf gegen die Glaubensfeinde innerhalb wie ausserhalb der christlichen Welt. Der Kreuzzug wurde der Christenheit nach Auffassung der Zeitgenossen unmittelbar von Gott, durch den Mund des Papstes, befohlen.⁵³⁶ So nahmen nicht selten Fürsten, die das Kreuzzugsgelübde abgelegt hatten, das Kreuz direkt aus der Hand des Papstes, und ihnen wie den übrigen Teilnehmern winkten Kreuzzugsablass, der seligmachende Märtyrertod beim Tod in der Schlacht und für alle, die den Kampf überlebten, der vollständige Sündenablass.⁵³⁷

Ich möchte die Definition bewusst nicht enger fassen, da es bereits zur Zeit der ‚großen Kreuzzüge‘ (1099-1291) verschiedene Schattierungen gegeben hat, die sich im Laufe der Zeit noch weiter verdeutlichten.⁵³⁸ Diese oben angeführten Elemente sind aber allesamt in den hier näher betrachteten Kreuzzügen des 14. Jahrhunderts enthalten.

Es kann nicht Sinn dieser Arbeit sein, all die Kreuzzugspläne und konkreten Versuche, das Heilige Land zurückzuerobern, ausführlich darzustellen. Es soll hier aber doch kurz auf die wichtigsten Unternehmen eingegangen werden. Dies ist nötig, um zu zeigen, dass Philipp der Kühne, als er das Kreuz nahm, aus einer Tradition heraus handelte, die fortzuführen er gewillt war: Die Überlegungen, die im Jahr 1396 zur Aufstellung ‚seines‘ Kreuzfahrerheeres führen sollten, existierten schon lange, die Vordenker dieser Expedition hatten schon andere Kreuzzüge geplant, und einzelne Teilnehmer des Unternehmens gegen die osmanischen Türken konnten auf eigene Kreuzzugserfahrung zurückblicken. Zudem besteht hier die Möglichkeit, die im ersten Teil vorgestellten Konzepte und Strategien zur Rückeroberung des

⁵³⁴ Selbst nach der Niederlage bei Nikopolis gab es noch weitere Kreuzzüge, wie sie unter anderem von Boucicaut in Angriff genommen wurden. Housley, Documents on the Later Crusades, setzt das Ende dieser Kreuzzugsbewegung in das späte 16. Jahrhundert.

⁵³⁵ Riley-Smith, Kreuzzüge, S. 1508.

⁵³⁶ Ausführlicher zur Legitimation des Krieges durch die Kirche und auch zum Heiligen Krieg aus der Sicht der Muslime Ohler, Krieg und Frieden im Mittelalter, S. 68-81.

⁵³⁷ Mayer, Geschichte der Kreuzzüge, S. 42.

⁵³⁸ So trugen die Kreuzzüge in Spanien bereits quasi-nationalistische Züge, während die Kreuzzüge im Baltikum vor allem missionarische Elemente aufweisen. Siehe dazu und für eine ausführlichere Definition Riley-Smith, Kreuzzüge, S. 1508-1512.

Heiligen Landes mit den realen Versuchen in Bezug zu setzen und somit weitere Aussagen zur Strategie im Spätmittelalter zu machen.

1.7.2. Die Kreuzzüge des 14. Jahrhunderts

1.7.2.1. „Armchair crusaders“

Nach dem Fall der letzten Kreuzfahrerbastionen in Palästina und Syrien 1291 entflamte erneut der Kreuzzuggeist, der sich in einer Reihe von Kreuzzugstraktaten niederschlug. Noch im selben Jahr rief Papst Nikolaus IV. zu einem erneuten Kreuzzug gegen die Ungläubigen und zur Befreiung der Heiligen Stätten auf.⁵³⁹ Aber es gelang ihm nicht, Europa für eine Wiedereroberung Palästinas zu bewaffnen. Diese Bemühungen von Nikolaus IV. sind geradezu symptomatisch für die Projekte zur Eroberung des Heiligen Landes, die sich in den kommenden fünfzig Jahren praktisch ununterbrochen aneinander reihen sollten. Neben blossen Plänen und lautstarken Forderungen nach einem weiteren Kreuzzug – die meist genannten Namen in diesem Zusammenhang sind Ramon Lull, Marino Sanudo und alle anderen weiter oben vorgestellten Strategen⁵⁴⁰ – kommt es speziell unter Charles de Valois in den 10er und unter Philipp de Valois in den 30er Jahren des 14. Jahrhunderts zur konkreten Vorbereitung eines Kreuzzuges:⁵⁴¹ Es wurden Geldgeber gesucht und neue Steuern erhoben. Neben der Unterstützung des Papstes wurden in Rhodos, Zypern und in den oberitalienischen Städten Verbündete gefunden, die sich an diesem Unternehmen finanziell und vor allem mit Kriegsmaterial beteiligten. Es sind im Übrigen immer wieder die gleichen Städte- und Ländernamen, die im Zusammenhang mit diesen Kreuzzügen auftauchen. Nach Zypern flohen die aus dem nahen Osten vertriebenen Christen. Zypern wurde somit die vorderste Bastion im Kampf gegen die Ungläubigen, und hier sollten auch zahlreiche der kommenden Kreuzfahrerunternehmen ihren Ausgangspunkt finden. Rhodos war in den Jahren 1306 bis 1309 vom Johanniter-Orden in Besitz genommen worden.⁵⁴² Dadurch wurde der Orden mit einem Schlag eine selbständige Macht. Der Grossmeister war der Souverän und nur gegenüber dem Ordenskonvent und letztendlich dem Papst verantwortlich. Nachdem sich der Orden auf Rhodos etabliert hatte, übte er bald mehr und mehr die Funktion einer Seepolizei aus. Aufgrund der Werte, denen sich die Ordensritter verpflichtet fühlten, ist es nicht erstaunlich, dass sie alle weiteren Kreuzzüge mit Panzerreitern und Kriegsschiffen

⁵³⁹ Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 13-26.

⁵⁴⁰ Vaughan, Philip the Bold, S. 59, nennt sie „armchair crusaders“, verkennt aber so ihre Leistung als Strategen.

⁵⁴¹ Ausführlich bei Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 22-102, und bei Atiya, *Crusade*, S. 47-127.

⁵⁴² Wienand, *Der Johanniter-Orden, der Malteser-Orden*, S. 146-163.

unterstützten. Die oberitalienischen Städte schliesslich, allen voran Venedig, mussten wegen ihrer wirtschaftlichen Hegemonialstellung in die Kreuzzugsunternehmen eingebunden werden, da ohne ihre Zustimmung, ihre finanzielle Unterstützung und vor allem ihre Kriegs- und Transportschiffe solch grossangelegte kriegerische Expeditionen gar nicht möglich gewesen wären.

Trotz der Hilfe dieser Verbündeter, mit der bereits eine kriegstüchtige Flotte aufgestellt werden konnte, wurden die Kreuzzüge von Charles und Philipp de Valois, die in ihrer Vorbereitung so weit fortgeschritten waren, nie durchgeführt. So wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts keines dieser Projekte, ob bloss geplant oder schon kurz vor der Verwirklichung, realisiert, und es blieb bei den weitgespannten Planungen oder, wie es Tyerman nennt, bei den „missed oportunities“⁵⁴³. Aber die Idee eines weiteren Kreuzzuges ist nie begraben worden, blieb in der Vorstellung der abendländischen Welt nach wie vor präsent und wurde ständig wiederbelebt. 1343 sollte nun ein Wendepunkt in der Geschichte des Kreuzzuges im Spätmittelalter werden: Mit dem Hilferuf von König Hugo IV. von Zypern, der sich und sein Reich zusehends von den Ungläubigen bedroht sah.

1.7.2.2. Die päpstliche Liga erobert Smyrna

Der wachsenden Bedrohung und Aggression der Türken sollte mit einem Kriegszug Einhalt geboten werden. Dazu musste zunächst die türkische Piraterie im östlichen Mittelmeer unterbunden werden.⁵⁴⁴ Im Grunde genommen waren es neben politischen und militärischen vor allem wirtschaftliche Überlegungen, die als Ursache für einen Angriff gegen die kleinasiatische Küste angesehen werden müssen. Denn die türkische Piraterie bedeutete für die Handelsschiffe, die zwischen dem Schwarzen Meer und den oberitalienischen Städten verkehrten, eine grosse Gefahr. Als Zentrum dieser Piraterie und als primäres Ziel eines Angriffs wurde Smyrna (Izmir) ausgemacht. Nun wird es verständlich, weshalb sich Venedig stark für eine militärische Strafaktion gegen Smyrna und somit für eine Unterstützung Zyperns einsetzte. Papst Clemens VI. erkannte die Gunst der Stunde und die Möglichkeiten, welche in einer solchen Expedition lagen, und erklärte das ganze Unternehmen zu einem Kreuzzug.⁵⁴⁵ Da es dem Papst nicht gelang, eine der drei grossen westeuropäischen Mächte für dieses Unternehmen zu gewinnen, verlegte er sich darauf, verschiedene Teilnehmer zu einem Bündnis, zu einer Kreuzzugsliga zu vereinen. Neben Venedig beteiligte sich auch Genua – ebenfalls aus handfesten wirtschaftlichen Überlegungen heraus – an der

⁵⁴³ Tyerman, *England and the Crusades*, S. 229.

⁵⁴⁴ Im Folgenden nach Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 103-105, und Atiya, *Crusade*, S. 290-300.

⁵⁴⁵ Der Segen des Papstes, der Kampf gegen die Ungläubigen und die Rückeroberung des Heiligen Landes waren allesamt Kennzeichen, welche diese Strafaktion als Kreuzzug kennzeichneten.

Kreuzzugsliga. Darüber hinaus wurde dieser Kreuzzug von den Johannitern und dem Königreich Zypern, welches sich von diesem Krieg konkrete militärische Erleichterung erhoffen konnte, unterstützt. Der Papst, der *de lege* Leiter der ganzen Expedition war, übertrug das Kommando dem Genuesen Martino Zaccharia.

So stach im Spätsommer 1344 diese bunt zusammengewürfelte Kreuzzugsliga in See und nahm Kurs auf Smyrna. Nachdem in einem Seegefecht eine kleinere türkische Flotte versenkt worden war, gelang es den Kreuzrittern am 28. Oktober 1344 Smyrna, das allerdings zu jener Zeit nur schlecht gesichert war, zu erobern.⁵⁴⁶ Die Bevölkerung wurde niedergemetzelt und sämtliche türkischen Schiffe im Hafen zerstört. Jeder Versuch weitere territoriale Eroberungen zu machen und weiter ins Landesinnere vorzudringen scheiterte aber; dafür war das Heer der Kreuzritter den Türken zahlenmässig bei weitem unterlegen, und nachdem in mehreren Scharmützeln die wichtigsten Kommandanten ihr Leben liessen, begnügten sich die Christen mit der Besetzung Smyrnas. Das Kommando über die Besatzungsmacht wurde den Johannitern überlassen.

Der militärische Wert dieses Unternehmens war gelinde gesagt gering. Natürlich dürfte die Zerstörung der Schiffe die türkische Flotte auf eine gewisse Zeit hinaus geschwächt haben. Aber die Kreuzritter hatten gerade eine einzige – wenngleich geostrategisch bedeutende – Stadt erobert, die dann von den Johannitern doch bis 1402 gehalten werden konnte. Darüber hinaus gab es keine weiteren territorialen Gewinne für die Christen. Dennoch war die Freude im christlichen Europa riesig. Nun hatte sich scheinbar das Blatt gewendet, und zum ersten Mal seit einem halben Jahrhundert war ein Kreuzfahrerunternehmen von Erfolg gekrönt. So bildete diese Expedition die Initialzündung zu einer ganzen Reihe weiterer ähnlicher Unternehmen bzw. ähnlicher Kreuzzüge. Denn schon im Dezember 1345 erreichte Europa die Nachricht, dass das von den Christen gehaltene Smyrna von den Türken belagert wurde, was einer schnellen Reaktion bedurfte.

1.7.2.3. Kreuzzug von Humbert II.

Es war diesmal Humbert II., Dauphin de Viennois, der sich anerbote, einen Kreuzzug zu organisieren. Über seine Beweggründe sind die Meinungen der Historiker geteilt. Delaville le Roulx und Jorga nennen dazu Abenteuerlust und Eitelkeit, welche ihn veranlassten, den Kreuzzug anzuführen, um Ruhm zu erlangen.⁵⁴⁷ Atiya weist aber nach, dass es durchaus sein tiefer Glaube und das daraus resultierende Bedürfnis, Gott zu dienen, waren, die ihn dazu

⁵⁴⁶ Atiya, *Crusade*, S. 294f.

⁵⁴⁷ Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 105, und Jorga, *Philippe de Mézières*, S. 45.

bewegten, den Papst zu bitten, ihn zum Leiter eines Kreuzzugs gegen die Türken zu ernennen.⁵⁴⁸ So könnte denn Humbert II. ein Beispiel dafür bilden, dass man ein „christlicher Soldat“ sein kann, weil man Christ und gleichzeitig Ritter ist. Und sich seiner Rolle als Kämpfer für das Christentum bewusst zu sein, ist das, was als echte „Ritterfrömmigkeit“⁵⁴⁹ bezeichnet worden ist. Lange Zeit hat dies als die eigentliche Motivation für die Teilnahme an den Kreuzzügen gegolten.

Unter dem Kommando von Humbert erreichte bereits im Frühjahr 1346 eine neue Kreuzzugsliga feindliches Gewässer. Auch dieser Kreuzzug genoss die Unterstützung durch venetische und genuesische Schiffe, wie auch von Rhodos und Zypern. Darüber hinaus scheint das Heer durch eine anständig Zahl von europäischen Panzerreitern verstärkt worden zu sein.⁵⁵⁰

Der Kreuzzug begann mit einem eigentlichen Paukenschlag, denn es gelang den Kreuzrittern gleich zu Beginn, in einer Seeschlacht eine türkische Flotte von etwa 30 Schiffen zu versenken.⁵⁵¹ Daraufhin verkam die ganze Kampagne allerdings zu einem militärischen Trauerspiel. Der Dauphin scheint ein unentschlossener und schwacher Kommandant gewesen zu sein: Jede Entscheidung wollte er vom Papst gebilligt wissen, weshalb durch Botengänge wertvolle Zeit verloren ging. Darüber hinaus verzettelte sich Humbert II. in Gesprächen über Bündnisse und Waffenstillstandsabkommen von zweifelhaftem Wert. In dieser Zeit ohne jegliche militärische Aktivität begann die Disziplin zu verfallen. Die Genuesen verliessen die Kreuzzugsliga, um auf eigene Faust ihre Ziele zu erreichen. In dieser Situation beschloss der Dauphin schliesslich, Kurs auf Smyrna zu nehmen, um da die Besatzungstruppen, die vor allem vom Johanniter-Orden gestellt wurden, zu verstärken. Humbert dürfte die Zahl der Verteidiger auf einige Tausend erhöht haben, wobei der militärische Wert und die Leistung der Kreuzritter eher zweifelhaft blieb. Die Christen versuchten mehrere Ausfälle, wodurch es zu Scharmützeln mit den Türken kam.⁵⁵² Diese brachten keine Entscheidung, wohl auch deshalb, weil die Ritter mit grossen Problemen zu kämpfen hatten: In ihren schweren Rüstungen litten sie unter der prallen Sonne, Krankheiten grassierten im Heer und der

⁵⁴⁸ Atiya, *Crusade*, S. 304-306.

⁵⁴⁹ Waas, *Geschichte des Kreuzzuges*, S. 33f. und 41f.

⁵⁵⁰ Ihre Anzahl und Herkunft bleibt unklar. Aber die Betrachtung der Biographie einzelner Ritter im Zusammenhang mit der Untersuchung der Ritterspiegel hat gezeigt, dass u.a. der ältere Boucicaud, Geoffroy de Charny und Philippe de Mézières an diesem Kreuzzug beteiligt gewesen sind. Diese spätmittelalterlichen Kreuzzüge scheinen demnach bei den (französischen) Rittern breite Zustimmung gefunden zu haben. Da man davon ausgehen kann, dass diese Panzerreiter jeweils mit ihrem eigenen Gefolge anrückten, wird es sehr schwierig, die endgültige Stärke der Kreuzzugsligen zu bestimmen.

⁵⁵¹ Ausführlich zu diesem Kreuzzug Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 103-110, Jorga, Philippe de Mézières, S. 33-62, und Atiya, *Crusade*, S. 301-318. Angaben zur Stärke der türkischen Flotte bei Atiya, *Crusade*, S. 311.

⁵⁵² Philippe de Mézières erwähnt diese Scharmützel in der *Militia Passionis*. Nach Jorga, Mézières, S. 54f.

Nachschub an Nahrungsmitteln scheint auch nicht völlig gesichert gewesen zu sein.⁵⁵³ Auch Humbert II. litt unter einer Krankheit. Und als ihn schliesslich noch die Nachricht vom Tod seiner Frau erreichte, brach er den Kreuzzug ab und reiste nach Europa zurück. Den Johannitern, welchen seit der Eroberung Smyrnas die Last der Verteidigung der Stadt oblag, woran auch dieser Kreuzzug kaum etwas geändert haben dürfte, gelang es im Jahr 1348, einen Friedensvertrag mit den Türken auszuhandeln, welcher den *status quo* sicherte.

Militärisch betrachtet war der Kreuzzug von Humbert II. ein Misserfolg, da keines der formulierten militärischen Ziele erreicht wurde. Stattdessen wurden vielmehr die militärischen Grenzen solcher Kreuzzugsligen aufgedeckt, und die Schwächen der obersten Führung traten unverblümt hervor.

1.7.2.4. Kreuzzüge von Peter I.

Von 1359 an regierte in Zypern König Peter I., dem es wohl als erstem Monarchen seit Ludwig dem Heiligen aus religiöser Auffassung heraus Herzenssache war, die Heiligen Stätten für die Christenheit zurückzuerobern. Unter ihm sollte die Kreuzfahrerbewegung des 14. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichen.⁵⁵⁴ Bereits vor seinem Kreuzzug überfielen und verwüsteten seine Truppen immer wieder Städte an der levantischen Küste.⁵⁵⁵ In einem gelungenen Handstreich gelang es ihm an der Spitze einer Kreuzzugsliga 1361, Adalia und Alaya an der kleinasiatischen Südküste zu besetzen. Er zeigte aber keine Bemühungen, die Eroberungen zu sichern, zog sich im selben Jahr wieder zurück und liess nur eine kleine Besatzung zurück. Aus Alaya, das zuvor von den Türken kampflos übergeben worden war, zog Peter I. seine Truppen wieder vollständig ab. Deshalb fiel es noch im selben Jahr, also 1361, an den Feind zurück. Adalia ereilte ein Jahrzehnt später das gleiche Schicksal. Von seinem religiösen Eifer angetrieben gelang es Peter I. darauf, durch unermüdliches Werben an den europäischen und Fürstenhöfen, wobei er von seinem Kanzler Philippe de Mézières unterstützt wurde, ein Kreuzfahrerheer aufzustellen.⁵⁵⁶ Dabei gelang es Peter I. und seinem Kanzler zwar nicht, den viel erhofften Frieden zwischen den europäischen Grossmächten herzustellen und somit einen gesamteuropäischen Kreuzzug zu formen. Aber mit der Unterstützung der oberitalienischen Städte, von Rhodos und natürlich der eigenen

⁵⁵³ Von Rhodos und von Zypern her. Nach Atiya, *Crusades*, S. 313f.

⁵⁵⁴ Zu den Kreuzzügen von Peter I. nach Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 119-140, Atiya, *Crusade*, S. 319-378, und Jorga, Mézières, S. 92-202. Ausführlich zur Eroberung von Alexandria die Dissertation von Herzsohn, *Der Überfall Alexandriens*.

⁵⁵⁵ Siehe dazu Bennett, *Atlas of Warfare*, S. 124f. Diese Plünderungen muss man sich wohl in Piraten-Manier vorstellen, wahrscheinlich in der Form, wie sie seit den Überfällen der Normannen in Europa bekannt waren.

⁵⁵⁶ Siehe dazu ausführlicher das Kapitel „Philippe de Mézières: Leben und historischer Kontext“.

zypriotischen Schiffe und Truppen umfasste Peters Flotte schliesslich 165 Schiffe.⁵⁵⁷ Darüber hinaus erhielt der König starke Unterstützung von Rittern aus ganz Europa.⁵⁵⁸ Peter I. führte diesen Kreuzzug nach Alexandria. Die Gründe dafür, dass er gerade diese Stadt auswählte, decken sich in etwa mit jenen, welche die Strategen zuvor herausgearbeitet haben.⁵⁵⁹

Die Schiffe landeten vor Alexandria und die Truppen gingen an Land. Dies gelang ihnen mit einer Geschwindigkeit und in einer kompakten Formation, welche die Verteidiger völlig überraschten. Den leichtbewaffneten Muslimen gelang es nicht, die Christen ins Meer zurückzuwerfen, und nach einigen Scharmützeln war ihr Widerstand gebrochen. Die Christen legten nun einen Belagerungsring um die Stadt. Am nächsten Tag versuchten die Kreuzritter, die Stadt im Sturm zu nehmen, was zunächst am erbitterten Widerstand der Verteidiger, an den ausgezeichneten Verteidigungsanlagen und am Beschuss durch die feindliche Artillerie scheiterte. Aber schon bald entdeckte ein kleiner Trupp von Kreuzrittern eine Schwachstelle in der Verteidigungsanlage, durch welche die Christen schliesslich doch in die Stadt gelangten. So gelang es Peter I. und seinen Kreuzrittern im Jahr 1365, das berühmte Alexandria zu erobern. Nun hätte der König theoretisch einen grossen Schritt auf dem Weg zur vollständigen Rückeroberung des Heiligen Landes, wie es von den Strategen geplant gewesen wäre, gemacht. Er hätte mit Zypern und Rhodos über starke und günstig gelegene Nachschubbasen verfügt und hatte mit Alexandria den eigentlichen Schlüssel zu weiteren Eroberungen in der Hand. Aber es kam, wie bereits geschildert, ganz anders. Die Ritter konnten dem Reichtum der Stadt nicht widerstehen und plünderten sie. Nun widerspricht dieser Vorgang an und für sich nicht dem Ritterideal. Charny hat dieses Vorgehen ausdrücklich empfohlen, und selbst in den hochmittelalterlichen Ritterepen wird das Plündern, Beutemachen und Geiselnahmen als eigentliche Aufgabe der Ritter betrachtet.⁵⁶⁰ Zudem war es eine bei Kommandierenden beliebte Möglichkeit, die eigenen Truppen zu belohnen, die Moral zu heben und die Bindung der Truppen an den Feldherrn zu verstärken.⁵⁶¹ Allerdings bewirkte die Plünderung Alexandrias im vorliegenden Fall das Gegenteil, denn die Ritter machten sich mit den erbeuteten Schätzen so schnell wie möglich auf den Rückweg und liessen ihren Anführer im Stich. Dieses Verhalten darf allerdings nicht allein auf die Gier der Ritter zurückgeführt werden. Hier offenbart sich vielmehr ein Mangel

⁵⁵⁷ Atiya, *Crusade*, S. 343, nach übereinstimmenden Quellen.

⁵⁵⁸ Diese dürften auf eigene Kosten gereist sein und haben ihr eigenes Gefolge mitgebracht. Machaut erwähnt in seinem Bericht schottische, französische und deutsche Ritter. Machaut, *La prise d'Alexendrie*, Zeilen 2256ff., 2294ff. und 2828ff.

⁵⁵⁹ Vgl. dazu das Kapitel „Strategien zur Rückeroberung des Heiligen Landes“.

⁵⁶⁰ So zum Beispiel in Willehalm Kap. 57, 79, 81 oder 268.

⁵⁶¹ Den Aspekt, dass das Plündern als Möglichkeit zur Belohnung der Truppen angesehen wurde, erwähnt Gilliver, *Auf dem Weg zum Imperium*, S. 190. Hier allerdings nur in Bezug auf die römische Armee.

an Disziplin, klaren Befehlsstrukturen und militärischer Führungsstärke, wie sie viele antike und moderne Heere kannten bzw. kennen. So blieb Peter I. nichts anderes übrig, als Alexandria wieder aufzugeben.

So spektakulär die militärischen Erfolge Peters I. auch waren, gelang es auch ihm nicht, den Ungläubigen auf längere Zeit Gebiete zu entreissen und grösseren Schaden zuzufügen.

1.7.2.5. Kreuzzug von Amadeus IV.

Von der gestiegenen Erwartungshaltung nach der Eroberung von Smyrna und Adalia und von der Euphorie von Peter I., der auf seiner Europareise für sein Projekt geworben hatte, mitgerissen, nahm Graf Amadeus von Savoyen 1363 seinerseits das Kreuz aus den Händen des Papstes. Ursprünglich wollte er den Kreuzzug von Peter I. gegen Alexandria unterstützen.⁵⁶² Er nahm Kredite auf und rüstete ein Heer aus. Die Schiffe stellten neben Venedig und Genua diesmal auch Marseille. Der Kreuzzug umfasste zunächst das eigene Gefolge von Amadeus, welches nach feudalem Recht zur Gefolgschaft verpflichtet war, aber bereits nach dem semi-feudalen Prinzip finanziell entschädigt wurde.⁵⁶³ Darüber hinaus nahmen aber wieder Ritter aus ganz Europa teil, welche ihrerseits wieder mit Gefolge anreisten. Delaville le Roulx hat über die Kapazität der Transportschiffe eine effektive Heeresstärke von 1600 bis 1800 kampffähiger Männer ausgerechnet, was wohl eine allgemeine Vorstellung von der Grösse dieser spätmittelalterlichen Kreuzzugsligen gibt.⁵⁶⁴

Zum Auftakt gelang es den Kreuzrittern am 23. August 1366, Galipoli, den vermutlich wichtigsten türkischen Stützpunkt auf europäischem Boden, zu erobern. Amadeus kam aber von seinem Vorhaben, Peter I. zu unterstützen, ab, als ihn die Nachricht erreichte, dass Kaiser Johann V. von Byzanz in bulgarische Gefangenschaft geraten sei. Amadeus führte nun die Kreuzzugsliga nordwärts die bulgarische Küste hinauf und eroberte dabei Stadt um Stadt.⁵⁶⁵ Durch diesen militärischen Druck gelang es ihm, den Kaiser aus der bulgarischen Gefangenschaft herauszulösen.

Da Amadeus VI. viele Krieger für genau ein Jahr angeworben hatte und die Befreiung des Kaisers so reibungslos abgelaufen war, hatte er noch Zeit und konnte weitere Städte erobern. Als Amadeus nach einem Jahr zum Papst zurückkehrte, konnte er diesem von lauter Erfolgen berichten. Trotzdem verpasste auch er die Gelegenheit, die besetzten Gebiete auf Dauer zu halten und so Brückenköpfe im Feindesgebiet zu errichten. Er übergab die eroberten Städte

⁵⁶² Ausführlicher zu diesem Kreuzzug Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 141-158, und Atiya, *Crusade*, S. 378-397.

⁵⁶³ Nach Atiya, *Crusade*, S. 383.

⁵⁶⁴ Nach Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 147f. Ob dabei auf Pferde verzichtet wurde, bleibt allerdings unklar.

⁵⁶⁵ Unter anderem Sozopolis, Mesembria und Varna. Vgl. zu den Städtenamen die Karte im Anhang.

dem byzantinischen Kaiser, der sie bald wieder den übermächtigen Türken überlassen musste.⁵⁶⁶

1.7.2.6. Charakteristika der spätmittelalterlichen Kreuzzüge

Soweit die Zusammenfassung der spektakulärsten Kreuzzüge des 14. Jahrhunderts. Für die weiteren Untersuchungen in dieser Arbeit lässt sich festhalten, dass der heilige Krieg seine ursprüngliche Bedeutung, eine universelle Bewegung zu Eroberung des Heiligen Landes zu sein, verloren hatte. Er wurde nicht mehr von der gesamten Christenheit getragen, sondern von einzelnen Fürsten, welche Alliierte finden mussten, um eine Kreuzzugliga zu bilden. Diese Kreuzzüge des 14. Jahrhunderts unterscheiden sich demnach von den Kreuzzügen der vorangegangenen Epoche in zahlreichen Aspekten: Nach den europäischen, an denen die ganze okzidentale Christenheit teilnahm, formierten sich nun – nicht zuletzt aufgrund des ‚nationalen‘ Zwistes, der über die Notwendigkeit, das Heilige Land zu befreien, siegte – partielle Kreuzzüge, die sich auf einzelne Regionen beschränkten und aus den Bemühungen einzelner Fürsten heraus entstanden. Früher wurden die Kreuzzüge noch mit der Sache der gesamten Christenheit gleichgesetzt, und die Kreuzfahrerheere – selbst wenn sie nur regional zusammengesetzt waren – galten als supranational. Seit dem 14. Jahrhundert spricht man aber zusehends von Kreuzzugligen, welche von souveränen Fürsten angeführt wurden, die nicht mehr die gesamte Christenheit, sondern viel mehr sich selbst repräsentierten.

Zudem hat sich gezeigt, dass bei diesen späteren Kreuzzügen eine Durchquerung des Mittelmeeres als Aufmarschrouten üblich wurde. Dementsprechend wurden auch ausnahmslos in amphibischen Unternehmen Küstenstädte erobert. Dabei waren die Kreuzritter fast vollständig auf den Nachschub durch Schiffe angewiesen, der scheinbar nicht immer wunschgemäß gewährleistet werden konnte. Darüber hinaus scheint es fraglich, ob bei diesen amphibischen Unternehmen Pferde in genügender Zahl mitgeführt wurden oder ob die Ritter zu Fuss kämpfen mussten. Dieser Frage soll später in der Arbeit, bei der genaueren Untersuchung der Belagerung Mahdias, nachgegangen werden.

Ein weiterer Unterschied zu den Kreuzzügen des Hochmittelalters lag darin, dass keines der eroberten Gebiete für längere Zeit gehalten werden konnte. Und durch keinen dieser militärischen Schläge gelang es, die Ungläubigen gar entscheidend zu schwächen. Dafür waren die Kreuzzugligen schlichtweg zu schwach, und es scheint nicht im Interesse der Kommandierenden gewesen zu sein, sich auf längere Unternehmen einzulassen. Zur Teilnahme an diesen Kreuzzügen kam es, wahrscheinlich nicht anders als im Hochmittelalter

⁵⁶⁶ Ausführlich bei Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 141-158, und Atiya, *Crusade*, S. 378-397.

auch, aus den verschiedensten Beweggründen heraus. Politische, militärische und wirtschaftliche Überlegungen dürften neben Abenteuerlust und Ruhmsucht gestanden haben, aber auch tiefer Glaube und religiöser Eifer bildeten wohl nach wie vor einen entscheidenden Antrieb.⁵⁶⁷ Und nach dem Einfall der Türken auf dem Balkan in der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde dann die äussere Bedrohung für Europa so konkret, dass ab diesem Zeitpunkt auch realpolitische Überlegungen in die Planung eingeflossen sein dürften.

Ein bedeutender Unterschied scheint mir auch jener, dass es auf keinem der hier vorgestellten Kreuzzüge zu einer offenen Feldschlacht kam, sondern dass ausnahmslos Städte erobert wurden. Die Ritter kämpften hauptsächlich im Belagerungskrieg (und zwar als Angreifer wie als Verteidiger) und waren hier von entscheidender Bedeutung. Diese Tatsache, welche im Widerspruch zu mehreren jüngeren Arbeiten zum Belagerungskrieg steht, hat sich bereits im ersten Teil dieser Arbeit herauskristallisiert und scheint hiermit Bestätigung gefunden zu haben.

Die Bezeichnung Kreuzzug verdienen trotzdem alle diese Unternehmen: Alle dienten dazu, den Glaubensfeinden ehemals christlichen Besitz (wozu ja neben Palästina alles, was einst zum römischen Reich gehörte, gezählt wurde) wieder zu entreissen. Der Kampf wurde immer gegen Ungläubige geführt und diente der Verteidigung der Christenheit. Und nicht vergessen werden darf, dass alle diese Unternehmungen den Segen des Papstes hatten und die Teilnehmer, d. h. die Kreuzritter den Ablass erhielten.

1.7.2.7. Umsetzung von strategischen Konzepten?

Anhand der hier vorgestellten Kreuzzüge, kann nun festgestellt werden, ob versucht wurde, all die strategischen Konzepte zur Rückeroberung des Heiligen Landes, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ausgearbeitet worden waren, umzusetzen.⁵⁶⁸ Die grundlegenden Voraussetzungen, welche allen diesen Konzepten zugrunde lagen – die Einigung Europas, der Zusammenschluss der Ritterorden und ein Bündnis mit den Tataren – wurden nicht geschaffen. Deshalb verlagerten sich die Führer der Kreuzzüge schnell einmal darauf, kleinere Kreuzzugsligen mit verschiedensten Teilnehmern zu formieren. Die Rekrutierung und Finanzierung scheint hierbei noch nach dem feudalen bzw. semi-feudalen Prinzip funktioniert zu haben, was zu buntgemischten Heeren führte, denen all die bekannten Problemen wie mangelnde Disziplin, unklare Befehlsverteilung und die Gefahr der Massendesertion anhafteten. Als Nachschubbasis bewährten sich Rhodos und Zypern, wobei diese Inseln nicht

⁵⁶⁷ Die Motivation für die Teilnahme an den Kreuzzügen wird später in der Arbeit noch genauer beleuchtet.

⁵⁶⁸ Vergleiche das Kapitel „Strategie im Spätmittelalter am Beispiel der Pläne zur Rückeroberung des Heiligen Landes“.

aufgrund strategischer Überlegungen als Stützpunkte ausgewählt wurden. Man richtete vielmehr die militärischen Expeditionen nach diesen bereits vorhandenen Basen. So stellte sich auch die Frage nach der Anmarschrouten nie, da man der Not gehorchend, auf diese Basen und die Unterstützung der oberitalienischen Städte zurückgriff, wodurch sich zwangsläufig die Meerroute als Anmarschweg ergab. Der deutlichste Hinweis dafür, dass diesen spätmittelalterlichen Kreuzzügen keine Langzeitstrategie zugrunde lag ist aber jener, dass niemals der Versuch unternommen wurde, ein erobertes Gebiet nachhaltig zu sichern und als Brückenkopf für weitere Eroberungen zu nutzen. Stattdessen haben wir es mit Kreuzzügen zu tun, die kaum aufeinander abgestimmt waren und welche den Ungläubigen kaum Verluste bescherten.

Am ehesten noch könnte sich Peter I. an den vorgestellten Langzeitstrategien orientiert zu haben. Aber bei allen anderen Kreuzzügen ist keinerlei strategische Vorgabe zur nachhaltigen Rückeroberung des Heiligen Landes zu erkennen. Man muss hier vielmehr von Abenteuerreisen und Plünderungszügen sprechen, die unkoordiniert, d.h. unabhängig voneinander von einzelnen Fürsten angeführt wurden, und welche den Ungläubigen nicht ernsthaft schaden, geschweige denn für sie eine ernstzunehmende Bedrohung darstellten.

Es bleibt somit festzuhalten, dass es im Spätmittelalter klare Vorstellungen von Langzeitstrategien gab, die unter anderem von militärisch erfahrenen Männern entwickelt worden waren. Allerdings klafft nicht nur eine riesige Lücke zwischen theoretischen Ansprüchen und deren militärischen Durchführung, sondern man muss vielmehr erkennen, dass, zumindest im hier vorliegenden Fall, keinerlei Anstalten gemacht wurden, diese Strategien überhaupt umzusetzen.

2. Vorbereitung für eine Invasion Englands

2.1. Quellen

Die beiden Hauptquellen für die Vorbereitung einer Invasion Englands – wie dann auch für die Belagerung von Mahdia und die Schlacht von Nikopolis – sind die Chroniken von Froissart und des Religieux de St-Denis. Ich möchte deshalb gleich an dieser Stelle einige allgemeine Überlegungen zu diesen Quellen anstellen und dann in den entsprechenden Kapiteln auf Detailfragen und die Zuverlässigkeit der Schilderung eingehen.

Ganz allgemein kann man die Chronik als ein Werk auf, welches die vorhandenen Nachrichten über die Abfolge der Zeit zusammenfügte und dann mehr oder weniger geordnet darbot.⁵⁶⁹ Im 14. Jahrhundert bzw. seit dem Ausbruch des Hundertjährigen Krieges versuchten nun die Chronisten, so auch Froissart und der Religieux de St-Denis, vermehrt dem Publikumsgeschmack Rechnung zu tragen und schilderten deshalb häufig aktuelle Begebenheiten. Dabei gingen sie auch auf lokal begrenzte und persönliche Ereignisse ein, wie etwa ein Duell, ein Festgelage oder Schlachten, wobei sie nicht selten für eine Seite Partei nahmen. Erst hiermit wird es überhaupt möglich, das Verhalten Einzelner (Ritter) oder einer Gruppe (Rittertum) zu bewerten. Um diese Aktualität zu erreichen, wurden nun auch weniger schriftliche Quellen, als vielmehr mündliche Informationen verarbeitet, worunter bisweilen der Aufbau der Chroniken leidet, da Erzählstränge abrupt unterbrochen, durch andere abgelöst und später wieder aufgenommen werden.

Da St-Denis das ‚Königskloster‘ war, orientierten sich die Mönche lange Zeit stark an Königsgenealogien und ordneten den Stoff nach Regierungszeiten. Die *Chronique du Religieux de Saint Denis* ist quasi die offizielle National-Chronik Frankreichs, welche die Geschichte Frankreichs von den Trojanern bis 1420 behandelt. Erst im 19. Jahrhundert wurden einzelne Fragmente wiederentdeckt, darunter der Teil von 1380-1420, der eine der Hauptquellen dieser Arbeit ist. Er bildet als zeitgenössisches Geschichtswerk eine wertvolle Quelle für die Regierungszeit von Karl VI. Die Identität des anonymen Verfassers, eines Mönchs in St-Denis und offiziellen Historiographen, blieb lange ungeklärt. Heute nimmt man an, den Verfasser als Michel Pintoin (1350-1421) identifiziert zu haben. Dieser Chronist verdient in dieser Arbeit besondere Beachtung, weil er als Mönch die ethisch-moralischen Vergehen der Ritter unbarmherzig ins Zentrum rückt. Er war vermutlich Augenzeuge des

⁵⁶⁹ Nach With, Chronik, Sp. 1956. Es werden hier noch weitere Definitionen angeboten, da das Mittelalter bei der Anwendung des Begriffs „Chronik“ eine gewisse Flexibilität zeigte. Aber diese Definition trifft den Charakter der Chroniken von Froissart und des Religieux sehr genau.

Aufmarsches des französisch-burgundischen Heeres in Sluis.⁵⁷⁰ Bei der Auswertung seiner Chronik ist sicher immer dann Vorsicht geboten, wenn das Verhalten des Königs beschrieben wird, welches der Religieux als ‚Hofchronist‘ stets beschönigt.

Der französische Chronist und Dichter Jean Froissart (1338-1404) ist beispielhaft für das Durchbrechen des rein kirchlichen Charakters der Chronistik, da er sich weitgehend mit dem ritterlichen Adel identifiziert, zu dessen klassischen Geschichtsschreiber er gezählt wird. Froissart verkörpert den glanzvollen Höhepunkt der französischen Chronistik des 14. und 15. Jahrhunderts. Er war der grosse Memoirenverfasser, welcher unter weitgehendem Verzicht auf schriftliche Quellen seine Werke aufgrund mündlicher Informationen schuf. Man muss aber seine Aussagen mit Vorsicht geniessen, weil er, allein aufgrund seiner finanziellen Abhängigkeit, ein vorbehaltloser Bewunderer des Rittertums war und keine Gelegenheit ausliess, um ‚tapfere‘ Ritter in ein gutes Licht zu rücken. Aber mit der *Chronique du Religieux de St-Denis*, die häufig die gleichen Ereignisse schildert wie Froissart, lassen sich seine Aussagen meist gut überprüfen und nötigenfalls relativieren. Auch Froissart war aller Wahrscheinlichkeit nach Augenzeuge des Aufmarsches des Invasionsheeres in Sluis gewesen und steht in dieser Passage dem Verhalten der Ritter verhältnismässig skeptisch gegenüber.⁵⁷¹

Auf weitere Quellenkritik dieser allgemeinen Art möchte ich verzichten, da diese jeweils ausführlich im Einleitungsteil der entsprechenden Quelleneditionen geboten wird. Zu Froissart sei noch auf die Untersuchung von Jäger hingewiesen, die letztendlich eine Quellenkritik darstellt, die auf diese Arbeit wie zugeschnitten ist.⁵⁷²

Hilfreich ist für diesen Teil der Arbeit auch die Quellensammlung von Bernard und Henri Prost.⁵⁷³ Hier sind Inventarlisten, Rechnungsbelege und weitere Akten abgedruckt, welche den Hof der Herzöge von Burgund betreffen – eine einmalige Quellenlage, die es erlaubt, selbst kleinste Details, welche in der Vorbereitungsphase für einen Krieg berücksichtigt wurden, wieder zu finden.

Speziell für die Invasion Englands müssen noch die Arbeiten von Mirot und Terrier de Loray erwähnt werden, die in ihren Studien zu diesem Thema zahlreiches Quellenmaterial ausgewertet und verarbeitet haben.⁵⁷⁴

⁵⁷⁰ Belaguet, *Chronique du Religieux de Saint Denis*, S. II.

⁵⁷¹ Mirot, *Tentative*, S. 462, oder Contamine, *Guerre*, S. 72f.

⁵⁷² Jäger, *Aspekte der Kriege und der Chevalerie*, S. 26-55.

⁵⁷³ Prost, *Inventaires mobiliers et extraits des comptes*.

⁵⁷⁴ Mirot, *Tentative*, und Terrier de Loray, Jean de Vienne.

2.2. Vorgeschichte

Für England war 1386 die Zeit der grossen Siege wie die bei Crécy und Poitiers vorbei.⁵⁷⁵ Das Land hatte zahlreiche Rückschläge erlitten, von denen der Verlust der Kontrolle über die Bretagne, Flandern und die Niederlande am schwersten wog. Die hohen Steuern, die immer wieder erhoben werden mussten, um die kriegerischen Unternehmen zu bezahlen, führten zur finanziellen Erschöpfung und zu sozialen Spannungen. Die Untertanen wollten und konnten die Last immer neuer Steuern nicht mehr tragen, und der Adel spaltete sich in zwei Parteien, in eine Friedenspartei und in Befürworter des Krieges. England war im Jahre 1386 so schwach wie noch nie im Hundertjährigen Krieg.

Auf der anderen Seite des Kanals sah die Lage wesentlich besser aus. Philipp der Kühne vergrösserte seinen Besitz 1384 um die Grafschaften Burgund, Nevers, Flandern, Artois und Rethel beträchtlich, während sich Frankreich wirtschaftlich erholte und neue Verbündete fand. Aber auch hier auf dem Kontinent war der Kriegszustand eine schwere Belastung. Flandern, das auf den (Woll-)handel mit England angewiesen war, erlitt einen wirtschaftlichen Einbruch und wurde von durchziehenden Söldnerheeren schwer verwüstet. Zudem wäre Flandern bei einem Wiederaufflammen der Feindseligkeiten mit England wohl das erste Ziel englischer Truppen gewesen. Und in Frankreich waren die Folgen der Pest und der Niederlagen bei Crécy und Poitiers noch immer zu spüren, während allmählich Klagen über zu hohe Steuern laut wurden. Philipp der Kühne erkannte in seiner Doppelrolle als Herzog von Burgund und eigentlicher Herrscher von Frankreich, dass nur eine schnelle Entscheidung im Interesse seines Herzogtums wie des Königreichs sein konnte.

Nachdem Friedensgespräche mit England, die unter der Vermittlung von König Léon VI. von Armenien stattgefunden hatten, im März 1386 gescheitert waren, sah man in Frankreich den schnellen Sieg als letzte Möglichkeit, diesen unseligen Krieg zu beenden.⁵⁷⁶ Im wieder erstarkten Frankreich wurde daraufhin die Invasion des angeschlagenen England beschlossen. Die dabei formulierten militärischen Ziele waren klar: Erstmals in diesem Krieg die Initiative an sich reißen, England auf eigenem Boden angreifen und durch einen schnellen Sieg den Krieg beenden.⁵⁷⁷

Die Planung der Invasion Englands war genau betrachtet nichts völlig Neues für Frankreich. Es gab schon mehrere, allerdings bloss halbherzige Versuche, wobei der letzte

⁵⁷⁵ Zur Vorgeschichte nach Palmer, *France, England and Christendom*, S. 67-87, Tuchmann, *Der ferne Spiegel*, S. 374-382, und Mirot, *Tentative*, S. 249-287.

⁵⁷⁶ Die Gründe dafür sind nicht ganz klar. Palmer beleuchtet kritisch die wichtigsten Aspekte. Siehe Palmer, *England, France and Christendom*, S. 68-71.

⁵⁷⁷ Vgl. zum einstimmig gefällten Beschluss und der Zielsetzung Froissart, XI, S. 356-358, und Rel., S. 428.

gerade mal ein Jahr zurücklag. 1385 war die „Erste Armee von England“, ein Kontingent von etwa 80 Rittern und 1500 Gefolgsleuten unter Admiral Jean de Vienne, nach Schottland aufgebrochen, um gemeinsam mit den Schotten England von Norden her anzugreifen.⁵⁷⁸ Aber Streitigkeiten unter den schottischen Clans und die überrissenen Ansprüche der französischen Ritter im rauhen und kargen Schottland liessen dieses Unternehmen scheitern.

Frankreich hatte also schon militärische Erfahrungen gesammelt und besass durch Flandern auch moderne Häfen. Zudem war das schon arg angeschlagene England noch zusätzlich Truppen und fähiger Führer beraubt, nachdem der Herzog von Lancaster aufgebrochen war, um die Krone von Kastilien zu erobern.⁵⁷⁹

2.3. Vorbereitungsphase

2.3.1. Armee

Zunächst wurden neue Steuern erhoben und Anleihen aufgenommen, um genug Geld zu haben, das im semi-feudalen System der Aushebung zusätzlich für die Bezahlung der einzelnen Männer unter Waffen aufgebracht werden musste.⁵⁸⁰ Danach sollte für dieses ehrgeizige Unternehmen eine grosse Armee aufgestellt werden. Die Ritter in ganz Frankreich und Burgund mussten zunächst aufgebeten werden und dann ausgerüstet mit ihrem Gefolge an der Küste aufmarschieren.⁵⁸¹ Als zum Beispiel der Graf Amadeus VII. von Savoyen dem Aufruf des Königs nachkam, umfasste sein Gefolge *4 chevaliers bannerets*, *90 bascheliers* und rund *400 écuyers* sowie zahlreiche berittene genuesische Bogenschützen.⁵⁸² Im Sommer des Jahres 1386 hatte sich so schliesslich ein grosses Heer um den Hafen von Gent versammelt. Leider bildet der Graf von Savoyen mit seinen Kriegern eine Ausnahme, wenn es darum geht, die genaue Stärke eines Gefolges zu bestimmen, so dass es ungemein schwierig ist, eine genaue Vorstellung von der Gesamtstärke dieses Invasionsheeres zu bekommen. Im Kapitel zur Stärke und Bewaffnung des burgundischen Heeres haben wir gesehen, dass dem Herzog nach 1384 auf dem Papier ein Gefolge von über 300 Panzerreitern zur Verfügung gestanden hat. Es ist aber nicht anzunehmen, dass Philipp der Kühne sein Herzogtum von all diesen Panzerreitern entblösste. Er wird vielmehr zum Schutz eine gewisse Anzahl Ritter zurückgelassen haben. Allerdings ist jeder Panzerreiter Kern einer Lanze, die wiederum

⁵⁷⁸ Tuchmann, *Der ferne Spiegel*, S. 383.

⁵⁷⁹ Vgl. dazu die entsprechenden Kapitel in Froissart, XI, S. 262ff.

⁵⁸⁰ Ausführlich zur Geldbeschaffung siehe Mirot, *Tentative*, S. 255-261. Die Soldlisten für das Unternehmen nach Schottland im Jahr zuvor sind noch erhalten und erlauben es den Umfang des Soldes abzuschätzen.

⁵⁸¹ Vgl. Froissart, XI, S. 356.

⁵⁸² Cordey, *Les comtes de Savoie et les rois de France pendant la guerre de cent ans*, S. 260-264.

leichte Truppen umfasst, deren Zahl stark schwanken kann. Zudem ist es wahrscheinlich, dass ein Herzog oder auch ein Graf sein Kontingent jeweils mit Söldnern verstärkte. Es ist aufgrund der Quellenlage kaum möglich, die Stärke des Gefolges des Herzogs von Burgund abzuschätzen. Und wie gross war das Gefolge der Herzöge von Bourbon, von Berry und von Bar oder dasjenige der Grafen und Herren, die ebenfalls teilnahmen?⁵⁸³ Die Quellen sprechen von 8000 bis 20000 Rittern, die sich schliesslich in Sluis und Umgebung eingefunden haben sollen.⁵⁸⁴ In der Sekundärliteratur geht man von einer Zahl von gut 3500 Rittern aus.⁵⁸⁵ Diese wurden ergänzt durch Armbrust- und Bogenschützen, durch Fusssoldaten und weitere leichte Truppen.⁵⁸⁶ Man verliess sich demnach nicht nur auf die Ritter, sondern auf sämtliche ‚Waffengattungen‘ die zur Verfügung standen.

2.3.2. Flotte

Für eine Invasion Englands bedurfte es einer Flotte, die gross genug war, dieses Heer über den Ärmelkanal zu führen.⁵⁸⁷ Leider war die einst stattliche Flotte, die unter Karl V. aufgebaut worden war, infolge Geldmangels in einem kläglichen Zustand. Viele Kriegs- und Transportschiffe waren nicht mehr seetüchtig, und der Rest war veraltet.⁵⁸⁸ Fieberhaft arbeitete man nun auf französischer Seite daran, die Flotte aufzurüsten und zu modernisieren. Neue Schiffe wurden gekauft, weit mehr wurden gemietet oder kurzerhand requiriert. Den Grossteil der Flotte stellte aber der eigentliche Herrscher Frankreichs und der Organisator dieses Unternehmens selbst: Philipp der Kühne fand in seinen neuen Ländereien eine beträchtliche Zahl von Schiffen vor, die er nun in Dienst dieses Unternehmens stellte. So lagen im Sommer 1386 im Hafen von Sluis schätzungsweise 1000 Schiffe aller Art versammelt. Dies war eine solche Menge *de naves, de gallées, de vaisseaux, de balleniers et de coques [...] que le plus ancien homme qui lors vivoit, n' avoit point veu ne ony parler de pareille besoigne.*⁵⁸⁹

Koggen, Galeeren, Barken usw. waren Schiffe verschiedenen Typs. Die Unterscheidung, zweifellos selbstverständlich für die mittelalterlichen Seefahrer und selbst für die Chronisten, ist heute nicht mehr klar.⁵⁹⁰ Man unterschied deshalb in der Militärgeschichte zwei Klassen

⁵⁸³ Froissart, XII, S. 4f., mit Auflistung der wichtigsten Teilnehmer.

⁵⁸⁴ Rel., S. 450, und Froissart, XII, S. 5.

⁵⁸⁵ Mirot, Tentative, S. 268, und Lettenhove, Histoire de Flandre, IV, S. 54.

⁵⁸⁶ Rel., S. 450. Zu den verschiedenen ‚Truppengattungen‘ siehe auch weiter unten, wenn die Ausrüstung behandelt wird.

⁵⁸⁷ Zur Flotte und ihrem Admiral Jean de Vienne liegen zwei umfassende Studien vor, die reichhaltiges Quellenmaterial auswerten: Roncière, Marine française, und Terrier de Loray, Amiral Jean de Vienne. Im Folgenden nach diesen beiden Werken.

⁵⁸⁸ Roncière, Histoire de la marine française, S. 20-72.

⁵⁸⁹ Froissart, XII, S. 1.

⁵⁹⁰ Prestwich, Armies and Warfare, S. 265.

von Schiffen: Die Galeeren und die eigentlichen, bauchigen Segelschiffe.⁵⁹¹ Die Galeere – und die Barken als das kleinere Pendant dazu – war ein niedriges Fahrzeug mit zwei Antriebsmöglichkeiten: einem Lateinersegel oder Ruderern. Die Galeere hatte eine lange Reihe von Vorfahren: 700 v. Chr. befuhrten bereits phönizische Galeeren das Mittelmeer, denen die Triremen der Griechen und Römer folgten.⁵⁹² Die Galeere war ein schlankes und wendiges Schiff. Durch ihren geringen Tiefgang und das offene Deck war sie auf hoher oder stürmischer See gefährdet, weshalb man sie vorwiegend im Mittelmeer antraf.⁵⁹³ Aber auch England, das stets im Besitz einer stattlichen Kriegsflotte war, besass viele Galeeren, wobei heute nicht mehr ganz klar ist, inwiefern diese mit den Galeeren des Mittelmeerraumes verwandt waren.⁵⁹⁴

Die meisten Seeschlachten jener Zeit wurden im Nahkampf ausgefochten und letztendlich im Kampf Mann gegen Mann entschieden. Aufgabe der Galeere war es, den auf ihrem Deck zusammengedrängten Bewaffneten das Überspringen auf ein feindliches Schiff zu ermöglichen, im Idealfall durch Rammen der Flankenmitte des gegnerischen Schiffes.⁵⁹⁵

Die bauchigen Segelschiffe wurden zunächst für Transportzwecke benutzt. Sie führten Proviant mit sich, wurden aber bei amphibischen Operationen auch für den Transport von Pferden und bewaffneten Männern verwendet.⁵⁹⁶ Die Umwandlung dieser Schiffe in eigentliche Kriegsschiffe erfolgte im Mittelalter vor allem dadurch, dass sie mit einem befestigten Turm versehen wurden, der Bogen- und Armbrustschützen Deckung und eine erhöhte Plattform bot, um den Gegner erfolgreich zu bekämpfen.⁵⁹⁷ Da mit der Invasion Englands keine Seeschlacht sondern ein amphibisches Unternehmen geplant war, dürften im Hafen von Sluis die klassischen Segelschiffe, wie sie die Nord- und Ostsee befuhrten, überwogen haben. So berichtet der Religieux auch davon, dass eigens Schiffe für den Transport von Pferden gebaut worden sind. Diese „Pferdetransporter“ hatten am Rumpf eine spezielle Öffnung – wahrscheinlich eine Art Rampe –, um sie möglichst schnell entladen zu können.⁵⁹⁸ Die allergrössten Schiffe, sogenannte *dromones*, seien für den Transport von Kriegsmaschinen gedacht gewesen.⁵⁹⁹

⁵⁹¹ Prestwich, *Armies and Warfare*, S. 265.

⁵⁹² Thurbon, *Venedig*, S. 81.

⁵⁹³ Ebd. S. 92.

⁵⁹⁴ Anderson, *Oared Fighting Ships*, S. 42-51.

⁵⁹⁵ Dieser Funktion entsprach der Bug des Schiffes: Er lief in einen langen eisenbeschlagenen Rammsporn aus, der bei einem Stoss die Beplankung des Gegners durchbohren konnte.

⁵⁹⁶ Die älteste Darstellung solcher Pferdetransporte findet sich auf dem Teppich von Bayeux.

⁵⁹⁷ Siehe dazu Ohler, *Krieg und Frieden im Mittelalter*, S. 113f.

⁵⁹⁸ Rel., S. 450.

⁵⁹⁹ Rel., S. 450. Wobei nicht klar wird, ob es sich bei diesen „Maschinen“ um Belagerungsgerät wie Bliden oder Mangeln, Waffen für den Nahkampf oder um das Holzfort handelt.

2.3.3. Ausrüstung

Eine so grosse Invasionsarmee musste versorgt werden: während der Zeit des Wartens, während der Überfahrt und in den ersten Tagen im feindlichen Gebiet. Deshalb wurden aus ganz Frankreich und Burgund ungeheure Mengen an Zwieback, geräuchertem Fleisch und Fisch, Gemüse, Reis, Öl und natürlich Wein und Trinkwasser herbeigeschafft.⁶⁰⁰ Ebensoviele Aufmerksamkeit wie der Verproviantierung widmeten die Organisatoren selbstverständlich der Ausrüstung. Sie liessen Pfeile, Bolzen, Lanzen, Helme, Stangenwaffen aller Art, Harnische, Beinschienen usw. für Ritter wie auch für das Fussvolk anfertigen.⁶⁰¹ Handwerker konstruierten bewegliche Brücken, um die Pferde möglichst schnell an und von Bord bringen zu können, und es wurden 3500 Banner und 2500 Pennons gestickt.⁶⁰² Das Giessen von Büchsen in verschiedenen Grössen und das Herbeischaffen von Schiesspulver beweist, dass man in der Bewaffnung auf dem neuesten kriegstechnischen Stand war. Das Prunkstück dieses Unternehmens, das die Zeitgenossen ebenso faszinierte wie die heutigen Militärgeschichtler, war ein zerlegbares Holzfort.⁶⁰³ Da bei einer Invasion stets die Gefahr besteht, vom Feind wieder ins Meer zurückgeworfen zu werden, bevor man Zeit gehabt hat, einen Brückenkopf zu bilden, wollten die Franzosen die Landungsstelle möglichst schnell mit einem Holzwall umgeben. Deshalb wurde eine 6,5 Meter hohe Holzpalisade gebaut, die ein Gebiet von etwa 400 Hektaren umgeben konnte. Das Holzfort samt Türmen bestand aus zerlegbaren Teilen, die über 70 Schiffe füllten und die von Spezialisten vor Ort in schnellster möglicher Zeit hätten zusammengebaut werden sollen.

Die Vorbereitungsphase zeigt den hohen Standard an Organisation und an Logistik, der den kriegerischen Unternehmen im Spätmittelalter zugrunde lag. Darüber hinaus wird auch bewiesen, dass im spätmittelalterlichen Heer eine gewisse Aufteilung in Waffengattungen – Ritter, daneben aber auch Fussvolk, Bogen- und Armbrustschützen, spezialisierte Hilfstruppen und sogar erste Kanoniere – bestand. Man befand sich demnach bei diesen Unternehmen auf dem neuesten Stand der Technik.

Im Hafen von Sluis war im Spätsommer des Jahres 1386 also der Aufmarsch des französischen Heeres abgeschlossen, und am 6. September verliess Karl VI. Paris. Er hörte die Messe in St-Denis und nahm darauf die *Oriflamme*.⁶⁰⁴ Anfang September stand das

⁶⁰⁰ Ausführlich Froissart, XI, S. 360, und Mirot, Tentative, S. 275-281.

⁶⁰¹ Terrier de Loray, Amiral, S. 98 und 137. Dies belegt die Aussage des Religieux, der ja auch Infanterie und Bogenschützen erwähnt.

⁶⁰² Mirot, Tentative, S. 449.

⁶⁰³ Folgende Quellen berichten von diesem Fort: Walsingham, II, S. 147, Froissart, XII, S. 19, Rel. de St-Denis, I, S. 428, und Chronique de Pierre Cochon, S. 1. Von den in der Bibliographie aufgeführten Werken der Sekundärliteratur, die dieses Unternehmen erwähnen, gehen alle auf dieses Holzfort ein.

⁶⁰⁴ Mirot, Tentative, S. 450. Vgl. auch die Ausführungen zur Oriflamme weiter oben.

grösste Heer in Westeuropa mit modernster Ausrüstung und zusammen mit einer riesigen Flotte bereit für die Invasion Englands. Es war ein Unternehmen, das offensichtlich minutiös geplant und sorgfältig vorbereitet worden war, und die Ritter warteten nur noch auf ihren Einsatz. Das Verhalten der Ritter soll nun zwar nicht in einer Kriegssituation, aber in eben dieser Phase des Wartens untersucht werden.

2.4. Verhalten der Ritter

Wenn man diese Vorbereitungsphase, das Beschaffen des Proviant, der Waffen und der Ausrüstung, betrachtet, entsteht der Eindruck von hoher Professionalität. Und auch vor der Matrize des Ritterideals beurteilt, scheint das Verhalten der Ritter zunächst vorbildlich und mit dem spätmittelalterlichen Ritterideal in nahezu perfekter Übereinstimmung. Auch für den grossen Zulauf an Panzerreitern, den das Unternehmen hatte, bietet letztendlich das spätmittelalterliche Ritterideal eine Erklärung. Denn die grosse Begeisterung innerhalb der Ritterschaft für die geplante Invasion und die daraus resultierende grosse Zahl an Rittern, welche sich am Unternehmen beteiligen wollten, lässt sich nur unzulänglich mit patriotischen Gefühlen und Rachedgedanken erklären, wie dies Froissart die Leser glauben lassen möchte.⁶⁰⁵ Ganz offen begeistern sich die Ritter für diese Invasion und lassen König Karl VI. als tapfersten König seit 300 Jahren hochleben, weil sich ihnen endlich wieder die Gelegenheit bietet, sich im Abenteuer und im Krieg als wahre Ritter zu beweisen.⁶⁰⁶ Die letzte grosse Feldschlacht gegen einen grossen Verband feindlicher Panzerreiter – 1356 bei Poitiers – lag nun schon 30 Jahre zurück und endete damals in einer demütigenden Niederlage. Nun erwarteten gerade auch die *povres chevalliers et escuiers [...] l'aventure*.⁶⁰⁷ Leider dürften aber nicht alle Ritter nach England, so Froissart, und einige müssten zu Hause bleiben, um das Königreich zu schützen; aber der Rest möchte, möglichst noch vor den anderen oder gar als erster, seinen Fuss auf Feindesland setzen.⁶⁰⁸ Die Invasion bot den Rittern demnach die vorzügliche Gelegenheit, sich nicht nur durch Tugenden, sondern endlich auch durch Taten als wahre Ritter zu beweisen und im Krieg Ehre zu erwerben. Dabei handelt es sich aber kaum um die wahre Ehre, welche der im Herzen tapfere und stets bescheidene Ritter in Demut zu erwerben weiss. Vielmehr ist es die dem Eigennutz entspringende *Vaine Gloire*, die dem ruhmstüchtigen Ritter allein dazu dient, sich prahlerisch vor den Standesgenossen und der

⁶⁰⁵ Froissart, XI, S. 403 und XII, S. 2.

⁶⁰⁶ Froissart, XII, S. 6.

⁶⁰⁷ Froissart, XII, S. 6.

⁶⁰⁸ Froissart, XI, S. 360 und XII, S. 5.

ganzen Welt zu profilieren. Der Religieux von St-Denis beschreibt wohl das Verhalten der Ritter nicht nur kritischer, sondern wohl auch treffender, wenn er sagt, dass jeder Ritter noch gieriger als der andere danach lechzte, die Auszeichnung der Tapferkeit zu erwerben.⁶⁰⁹

Doch die Ritter, die nun allesamt in Sluis versammelt waren, versuchten sich nicht nur in grossen Reden zu übertreffen, sondern auch darin, ihre Schiffe mit möglichst vielen Waffen und Proviant auszurüsten, um auch hierbei die anderen zu überragen. Darüber hinaus begannen sie, in der Zeit des Wartens, die dem Befehl zum Abmarsch vorausging, ihre Schiffe zu schmücken und zu verschönern.⁶¹⁰ So beauftragte Admiral Jean de Vienne den flämischen Künstler Pierre de Lis, sein Schiff rot anzumalen und es mit seinem Wappen zu verzieren.⁶¹¹ Philipp der Kühne seinerseits stellte den Maler Michel Broederlam in seine Dienste.⁶¹² Dieser bemalte das Flaggschiff des Herzogs schwarz und schmückte es mit den Wappen all seiner Besitzungen. Zu Ehren der Herzogin Margarete von Flandern wurden die Segel mit ihren Initialen und Margariten verziert. Das Heck des Schiffes war mit weissen und blauen Stoffen (152 Ellen) bedeckt und das Hauptsegel trug das Motto des Herzogs: *Il me tarde*.⁶¹³ Dieses Motto wiederholte sich auf den zahllosen Bannern aus Satin und Seide, die das Schiff schmückten. Aber auch Clisson und de la Trémouille gaben hohe Summen aus, um ihre Schiffe zu verschönern. De la Trémouille widerfuhr dabei das Unglück, sein Schiff bei einem Sturm zu verlieren.⁶¹⁴ So wimmelte es im Hafen von Sluis bald von Schiffen, deren Masten *dés le fons jusques au comble* mit feinem Gold überzogen waren, von Schiffsbäuchen, die mit Silber verziert waren und von Segeln aus Goldstoff und Seide. Maler waren kaum noch aufzutreiben und konnten verlangen, was sie wollten, die Ritter bezahlten es ihnen.⁶¹⁵

Und je länger die Ritter in Sluis vor Anker lagen, je prunkvoller ihre Schiffe wurden, umso mehr schien der wirkliche Anlass, die Invasion Englands, in den Hintergrund zu rücken. Die Vorbereitungsphase war längst abgeschlossen, und man hätte eigentlich in den Krieg ziehen können. Immer wieder wird nun aber der Aufbruch herausgeschoben, und der militärische Anlass verkommt zusehends zu einem höfischen Spektakel. Denn alle, die im französischen Sprachraum Rang und Namen haben, alle die *hauls barons et chevaliers*, sind hier versammelt:⁶¹⁶ Die Herzöge von Burgund, Bourbon, Bar und Lorraine, die Grafen von

⁶⁰⁹ Rel. S. 450: *quisque [...] prout avidius ad strenitatis titulum acquirendam anhelabat.*, wobei *avidus* und *anhelare* eindeutig negativ konnotierte Wörter sind.

⁶¹⁰ Froissart, XI, S. 367.

⁶¹¹ Froissart, XI, S. 358.

⁶¹² Zur Ausrüstung und Verzierung von Philipps Schiff siehe Prost, Inventaires, Paragraphen 1404, 1410f., 1426, 1439-1446, 1464f., 1473 und 1475.

⁶¹³ Terrier de Loray, S. 214.

⁶¹⁴ Froissart, XI, S. 367f.

⁶¹⁵ Froissart, XI, S. 367. Zitat ebd.

⁶¹⁶ Froissart, XII, S. 4.

Armagnac, von Savoyen, von Saint-Pol und der Graf von Eu, der Admiral de Vienne, der Sire von Coucy, Jean de la Trémouille und Clisson, die engsten Berater von Philipp dem Kühnen und schliesslich König Karl VI. selbst. Die Tage des Wartens verbringen diese Herren damit, sich prunkvoll in Szene zu setzen, sich gegenseitig die Aufwartung zu machen, Geschenke auszutauschen, Ausflüge zu unternehmen, wobei die Ehefrauen eine stets willkommene Begleitung sind, und selbstverständlich damit, rauschende Feste und Gelage zu veranstalten.⁶¹⁷ Was an diesen Festen an Kulinarischem und an Unterhaltung geboten wird, lässt sich an den noch erhaltenen Rechnungsbelegen des Herzogs von Burgund ablesen, welche die Verproviantierung für dieses Unternehmen detailliert dokumentieren.⁶¹⁸ Denn wie schon der Mönch von St-Denis feststellte, ist man im Lager des französisch-burgundischen Heeres längst dazu übergegangen, den Proviant, der eigentlich für die Verpflegung während der Überfahrt und für die ersten Tage im Feindesland bestimmt gewesen wäre, aufzubrauchen.⁶¹⁹

Auf dieser Proviantliste finden sich zunächst Grundnahrungsmittel wie Getreide, Reis, Zucker, Öl, jede Menge haltbar gemachtes Fleisch (Schinken, Speck, geräucherte Fische) und Frischfleisch, das heisst lebende Tiere, darunter 100 Rinder, 450 Schafe, Schweine, 150 Hähnchen, 300 gemästete Hühner und 50 Fasane. Daneben finden sich aber auch ausgewählte Spezialitäten: Wertvolle Gewürze aus dem Fernen Osten wie Ingwer, Muskat, Zimt, Nelken und Pfeffer, auserlesener Käse (Brie), Bier aus Hamburg und schliesslich noch feinste Weine aus Bordeaux, Porto und selbst aus Griechenland und Rumänien.⁶²⁰

Wenn man diese Liste durchliest, kann man eine ungefähre Vorstellung davon bekommen, was den Gästen bei den Festessen alles aufgetragen wurde. Darüber hinaus muss man sich aber auch fragen, ob dies die Proviantliste für ein ernstgemeintes kriegerisches Unternehmen ist. Deutlich kommt zum Ausdruck, dass auf die Bescheidenheit, einer der zentralen Tugenden des Ritterideals, nicht viel gegeben wurde. Und auch mit Grosszügigkeit lassen sich das Ausschmücken der Schiffe, die Essgelage und die Feste nicht erklären. Selbst Froissart, der grosse Bewunderer des Rittertums, erkannte, dass hier Geld verschleudert wurde, welches zuvor der armen Bevölkerung abgepresst worden ist, um den Krieg eigentlich möglichst schnell zu beenden.⁶²¹ Und während nun die reichen bzw. die hochadligen Ritter

⁶¹⁷ Mirot, Tentative, S. 545, Froissart, XI, S. 358, und Rel., S. 458.

⁶¹⁸ Die Rechnungsbelege sind abgedruckt in Mirot, Tentative, S. 280f.

⁶¹⁹ Rel., S. 454.

⁶²⁰ Natürlich waren Wein und Bier die einzigen Getränke neben Wasser, die lange haltbar waren und deshalb mitgeführt worden sind. Es handelt sich aber hier nicht um gewöhnlichen Wein und Bier, sondern um bekannte und ausgezeichnete Sorten, um Spezialitäten eben. Vgl. Mirot, Tentative, S. 281. Zu den Gewürzen und ihrem Wert siehe Thubron, Die Venezianer, S. 46.

⁶²¹ Froissart, XI, S. 368.

feiern und sich im prunkvollen Auftreten zu übertrumpfen versuchen, leiden die ärmeren Ritter an Hunger: Ihr Sold ist seit sechs Wochen überfällig und die Preise bei den flämischen Händlern sind um ein Vielfaches gestiegen, so dass viele von ihnen ihr gesamtes Gut verloren haben, lange bevor das Signal zu Aufbruch kam.⁶²² Diese *bas chevaliers* und *écuyers* zogen nun entweder unverrichteter Dinge wieder ab oder begannen, sich durch Plünderungen und Raubzüge schadlos zu halten. Sie fielen über die wehrlose ländliche Bevölkerung in Flandern und der Picardie her, plünderten ganze Dörfer, verwüsteten Äcker und verschonten selbst die Kirchen nicht.⁶²³

2.5. Bewertung des Verhaltens der Ritter

Die Invasion Englands scheint insofern nicht im Interesse des ‚Staates‘ oder der Bevölkerung Frankreichs bzw. Burgunds verstanden worden zu sein, als dass die Ritter keineswegs aus der Pflicht heraus, ihre Untertanen zu schützen, handelten. In erster Linie wurde dieser Anlass als Möglichkeit wahrgenommen, sich durch Prunk und weniger durch kriegerische Taten zu profilieren, wobei dies wenig mit dem Ehrverständnis des spätmittelalterlichen Ritterideals zu tun hat, sondern der oft angeklagten *Vaine Gloire* nahe kommt.

Es gibt auch keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass die Zeit des Wartens dazu benutzt worden wäre, Trainingseinheiten abzuhalten oder taktische Formationen zu üben. Es gibt in den Quellen keine Hinweise auf Turniere, militärische Übungen im Verband oder das Simulieren einer Landung in feindlichem Gebiet. Vielmehr verbringen die Ritter die Zeit damit, sich gegenseitig an Prunk und Luxus zu übertreffen. Das spottet dem kriegerischen Ritterideal des disziplinierten Ritters, der den Umgang mit Waffen ständig übt und seinen Körper in Form hält ebenso, wie den religiösen und höfischen Rittertugenden wie Bescheidenheit, Grosszügigkeit und Demut oder der Pflicht, Witwen, Waisen und die Kirche zu schützen. Denn auf der anderen Seite führte der völlige Verfall der Disziplin und der Geldmangel bei den ärmeren Rittern dazu, dass sie beginnen, Raub- und Plünderungszüge im eigenen Land zu unternehmen. Dabei verwüsteten sie neben Höfen und Dörfern auch Kirchen. Das Ritterideal ist hier also schon vor dem eigentlichen Kriegseinsatz in keiner Weise aufrechterhalten worden.

⁶²² Froissart, XII, S. 10f.

⁶²³ Rel., S. 452f.

2.6. Ausgang

Nun stand ein riesiges, gut ausgerüstetes Heer unter Waffen und wartete nur noch auf das Signal zum Einsatz. Es kam bloss nie. Der Aufbruch wurde immer und immer wieder aufgeschoben, und fragte man, wann der Abmarsch stattfinden würde, erhielt man zur Antwort: „*Dedans trois ou quatre jours*“ ou „*Quant monseigneur de Berry sera venu*“ ou „*Quant nous aurons vent pour nous*“. ⁶²⁴ Tage und Wochen vergingen, bis das Jahr so weit fortgeschritten war, dass die meteorologischen Bedingungen ein Auslaufen der Flotte nicht mehr zuließen. Daraufhin wurde das ganze Unternehmen einfach abgebrochen!

Über die Gründe gibt es schon in den Quellen widersprüchliche Angaben, und dementsprechend uneinig zeigt sich die Forschung. Die Quellen schieben die Schuld entweder dem schlechten Wetter und den widrigen Winden zu, die das Auslaufen der Flotte über all die Monate hin verhindert hätten, oder aber auf den Herzog von Berry. ⁶²⁵ Dieser habe, ebenso kunstverliebt wie kriegerischen Unternehmen abgeneigt, seine Ankunft und damit die seines Kontingentes bewusst so herausgezögert, dass eine Invasion in dieser Saison nicht mehr möglich gewesen sei.

In der Sekundärliteratur wird aber darauf hingewiesen, dass einige Quellen von gutem Wetter sprechen, und dass nicht nur der Herzog von Berry, sondern auch König Karl VI. erst im Oktober eingetroffen seien. ⁶²⁶ Zudem werden hier weitere Gründe, die zum völligen Scheitern der Expedition führten, angegeben. Für Tuchmann ist es die schwere Krankheit von Philipp dem Kühnen, die den eigentlichen Leiter dieses Unternehmens ans Bett fesselte und ihn zu lange an der Ausführung der Invasion hinderte. ⁶²⁷ Mirot sieht die Schuld neben der Verzögerungstaktik des Herzogs von Berry, der ja diese Invasion niemals wollte, bei König Karl VI. selbst. Dieser habe nach einem plötzlichen Meinungsumschwung wieder die Friedensgespräche mit König Richard II. gesucht. ⁶²⁸ Diese Behauptungen werden aber nur ungenügend belegt und scheinen wenig überzeugend, wenn man bedenkt, mit welchem Aufwand die Vorbereitungen für die Invasion vorangetrieben worden sind, und dass der König bereits für das Jahr 1387 einen neuen Versuch anordnen liess. ⁶²⁹ Palmer stimmt Mirot weitgehend zu und weist zusätzlich auf die explosive Stimmung in Flandern hin. Nach der Schlacht bei Rosebeke und den Strafexpeditionen gegen aufständische Städte in den Jahren

⁶²⁴ Froissart, XII., S. 12.

⁶²⁵ Froissart, XII., S. 23, oder Rel., S. 445.

⁶²⁶ Mirot, Tentative, S. 460. Hier auch der Hinweis auf Petit, *Séjours de Charles VI*, S. 31, wonach Karl VI. am 16. Oktober noch in Lille, am 19. in Ypres und am 28. in Brügge gewesen sei soll.

⁶²⁷ Tuchmann, *Der ferne Spiegel*, S. 379.

⁶²⁸ Mirot, Tentative, S. 459-462.

⁶²⁹ Nach Froissart, XII., S. 27.

1382, 1383 und 1385 schlug den Franzosen und den Burgundern ein Hass entgegen, der nach dem Auslaufen der Armada in offene Rebellion hätte umschlagen können, was die Nachschublinien empfindlich gestört hätte.⁶³⁰ Auch dieser Argumentation wird man kaum zustimmen können. Das Freiheitsstreben der flandrischen Städte war schon lange bekannt, und folgt man Palmers Argumentation, hätte jedes Mal, wenn ein grosses französisch-burgundisches Heer in fremden Gebieten operiert hätte, zu Hause die Gefahr von Rebellionen bestanden. Zudem waren sich die Leiter dieser Expedition dieser Gefahr bewusst und liessen mit Absicht Truppenteile zurück *pour aydier à bien garder le royaume*.⁶³¹ Ausserdem entspringen Überlegungen zur Logistik, die den Wert von Nachschublinien derart stark betonen, einem modernen Denken, das sich nicht einfach auf die spätmittelalterlichen Verhältnisse übertragen lässt. Dass sich ein Heer, das von seinen Heimbasen abgeschnitten ist, durch Plünderung lange Zeit selbst versorgen kann, hatte König Eduard III. 1346 bewiesen: Damals erwies sich die Normandie für ihn und seine Truppen als so fruchtbar, dass die Engländer keine Nachschubsorgen hatten, nur noch kleine Tagesmärsche zurücklegten und bereits zwischen Mittag und drei Uhr ihre Quartier bezogen.⁶³² Zudem zeigt Mirot, dass neben Flandern noch andere Nachschublager, zum Beispiel in der Normandie und der Bretagne bestanden haben.⁶³³ So vermag die Forschung keine schlüssigen Gründe zu nennen, warum die geplante Invasion Englands schliesslich einfach abgebrochen wurde.

Hier kann nun aber der Vergleich des Verhaltens der Ritter mit dem spätmittelalterlichen Ritterideal weiterhelfen. Die Argumentation, dass die Krankheit Philipp des Kühnen oder das Zögern des Herzogs von Berry das ganze Unternehmen gefährdet hätte, greift zwar zu kurz, kommt aber dem Kern der Sache am nächsten. Denn hätte eine klare Befehlshierarchie mit einer deutlichen Verteilung der Kompetenzen bestanden, wie sie das spätmittelalterliche Ritterideal propagierte, so wäre beim Ausfall eines Befehlshabers (Karl VI. oder Philipp der Kühne) sogleich der rangnächste Ritter nachgerückt und hätte dessen Position übernehmen können. Dadurch hätte auch verhindert werden können, dass die abweichenden Interessen Einzelner, wie zum Beispiel des Herzogs von Berry, das ganze Unternehmen gefährdet hätten. So führten wohl Kompetenzstreitigkeiten und unübersichtliche Hierarchiestrukturen zu einer letztendlich verheerenden Verzögerung. Die Untersuchung über das Verhalten der Ritter in dieser Vorbereitungsphase zeigt zudem, dass nicht nur beim Herzog von Berry, sondern bei

⁶³⁰ Palmer, *England, France and Christendom*, S. 78 und 84.

⁶³¹ Froissart, XI, S. 360 und noch präziser *Rel.*, S. 430. Die zurückgelassenen Truppen wurden in drei Gruppen unterteilt, die jeweils in ihrem Gebiet für Ordnung sorgen und einen allfälligen Gegenangriff der Engländer abwehren sollten.

⁶³² Tuchmann, *Der ferne Spiegel*, S. 87f.

⁶³³ Mirot, *Tentative*, S. 275-281.

einem grossen Teil der Ritterschaft kaum der absolute Wille bestand, diese Invasion durchzuführen und die anfangs formulierten militärischen Ziele auch wirklich zu erreichen. Das Ausschmücken der Schiffe und der Zelte, die Festgelage und das gemeinsame Ausreiten liessen den Krieg schnell einmal in den Hintergrund rücken, und man nutzte die Gelegenheit, dass alle Grössen des Königreiches versammelt waren, als riesiges höfisches Spektakel. Nicht zuletzt der sorglose Umgang mit dem Proviant, der eigentlich für den Kriegszug bestimmt gewesen wäre, beweist, dass der soziale Aspekt vor dem Krieg Vorrang bekommen hatte. Hätte man im Krieg gegen England wirklich eine vitale Notwendigkeit erblickt, wären kaum auf solch sorglose Weise die Verpflegungsmittel verprasst worden. Es scheint vielmehr, dass zahlreiche Ritter in Sluis blieben, um sich gegenseitig die Aufwartung zu machen und sich selbst möglichst vorteilhaft in Szene zu setzen, und weniger, um doch noch in den Krieg zu ziehen. Denn nur die latente Bereitschaft eines Grossteils der Ritter, diese Invasion gar nicht erst stattfinden zu lassen, erklärt, warum die Verzögerungstaktik eines einzelnen schliesslich dem ganzen Unternehmen den Todesstoss versetzen konnte.

Die Herangehensweise an dieses militärhistorische Problem aus der Sicht des Ritterideals (und somit auch aus einer sozial- und kulturgeschichtlichen Perspektive) scheint zudem Vermutungen zu bestätigen, die in jüngerer Zeit in der mittelalterlichen Militärgeschichte vermehrt geäussert wurden.⁶³⁴ Es wären demnach weniger militärische oder politische Notwendigkeiten, die einen Ritter zur Teilnahme an einem militärischen Unternehmen bewegt hätten, sondern vor allem soziale Aspekte, d. h. der Wunsch, sich in Szene zu setzen und Ruhm zu erwerben. Diese Vermutungen sollten im weiteren Verlauf der Arbeit im Auge behalten werden.

⁶³⁴ So Paravicini, Die Preussenreisen des europäischen Adels, S. 37f., oder Keen, Chivalry, S. 355.

3. Die Belagerung von Mahdia

3.1. Quellen

Neben den Chroniken von Froissart und des Religieux de St-Denis, die bereits vorgestellt worden sind, berichten noch weitere Quellen von der Belagerung Mahdias durch ein alliiertes christliches Heer. Die erste ist die *Chronique du bon duc Louis de Bourbon*, die Jean d'Orville Anfang 1429 geschrieben hat. Über den Autor selbst ist nur wenig bekannt. Jean d'Orville, genannt Cabaret, verfasste sein Werk aufgrund der Erinnerungen eines gewissen Jean de Chateaumorand, welcher ein Waffengefährte der Herzogs Ludwig II. von Bourbon gewesen war.⁶³⁵ Dieser war auch am Kreuzzug gegen die Sarazenen in der Berberei und somit an der Belagerung Mahdias beteiligt. Jean d'Orville hat die *Chronique du bon duc Louis de Bourbon* im Auftrag eines Enkels des Herzogs von Bourbon geschrieben, und dementsprechend wird der Herzog in seinen Taten und Tugenden als idealer Fürst und Ritter verherrlicht. Aus diesem Grund und wegen des grossen zeitlichen Abstandes zum Geschehen (etwa 30 Jahre) muss man, wenn es um die Person des Herzogs und um zeitliche Details geht, die Quelle mit Vorsicht auswerten. Sonst aber liegt hier eine offizielle und über weite Strecken seriöse Chronik vor, welche die Belagerung von Mahdia ausführlich und umfassend behandelt.

Die zweite Quelle, die neu hinzukommt, ist eine französische Chronik der Regierung Karls VI., die Jouvenel des Ursins (1388-1473) verfasste. Der Autor war von bürgerlicher Abstammung und bekleidete als Jurist wichtige Ämter am Pariser Hof.⁶³⁶ 1432 verliess Jouvenel des Ursins die staatlichen Ämter, wurde Bischof von Beauvais und 1449 schliesslich Erzbischof von Reims. Neben der Chronik verfasste er auch „politische“ Traktate, die weitgehend im Dienste der Kriegspropaganda standen. Die Chronik ist noch in einem traditionellen Stil verfasst, indem Ereignisse aus einer grösseren zeitlichen Distanz einfach linear aneinander gereiht werden.⁶³⁷ Eines dieser Ereignisse, auf das Jouvenel des Ursins kurz und nüchtern eingeht, ist die Belagerung von Mahdia.

Es ist ein Glücksfall, dass mit den Chroniken von Froissart, des Religieux de St-Denis, von Jouvenel des Ursins und von Jean d'Orville gleich vier Quellen vorliegen, welche die Belagerung von Mahdia beschreiben. Dadurch können die Schilderungen in den einzelnen,

⁶³⁵ Nach Chazaud, im einleitenden Teil zur gedruckten Ausgabe der *Chronique du bon duc Loys de Bourbon*, S. I-XXV. Hier auch ausführliche Quellenkritik, insbesondere das Kapitel zum historischen Wert dieser Quellen, S. XIX-XXV.

⁶³⁶ Nach Michaud und Poujoulat im einleitenden Teil zur gedruckten Ausgabe der *Histoire de Charles VI*, S. 335-338. Hier auch ausführlichere Quellenkritik.

⁶³⁷ Ebd., S. 337.

von einander unabhängigen Quellen durch Vergleich überprüft und die einzelnen Aussagen gut abgestützt werden.

3.2. Morgenländische Heeresstruktur und Kriegstaktik

Da in den folgenden Kapiteln Kriegssituationen beschrieben werden, in welchen die europäischen Panzerreiter auf orientalische Krieger treffen, wird hier noch kurz auf deren Heeresstruktur und Taktik eingegangen. Die morgenländische Taktik wurde im rein theoretischen Kontext im Zusammenhang mit den unterschieden östlicher und westlicher Kriegskunst bereits erwähnt. Hier soll aber aufgrund von Quellenberichten noch in ihrer konkreten Form vorgestellt werden. Die beiden Säulen des osmanischen Heerwesens, das stellvertretend für Heeresstruktur und Taktik aller morgenländischer Völker betrachtet werden soll, bildeten die Timarioten und die Janitscharen.⁶³⁸ Die Timarioten waren berittene Krieger, die durch sogenannte *timare*, Zuweisungen von meist dörflichen Steuergerechtsamen, finanziert wurden. Der Inhaber eines *timars*, der für Pferd und Waffen selbst aufkommen musste, war verpflichtet, beritten zu Feldzügen zu erscheinen, und wenn sein *timar* gross genug war, eine entsprechende Zahl von Bewaffneten mitzubringen.⁶³⁹ Die Timarioten unterschieden sich von den europäischen Panzerreitern schon durch ihre Ausrüstung. Die traditionelle Bewaffnung der morgenländischen Reiterarmee bestand aus Kompositbogen, Pfeil und Köcher, Rundschild und dem Krummsäbel. Ausserdem war der Körperschutz – bestehend aus Leder- oder Lamellenharnisch und der Sturmhaube – viel leichter und dem heissen Klima besser angepasst.⁶⁴⁰ Man spricht im Zusammenhang mit den Timarioten deshalb auch häufig von der halbschweren Kavallerie.

Die Fusssoldaten im osmanischen Heer waren die Janitscharen. Sie wurden in den ersten osmanischen Jahrhunderten ausschliesslich über das Institut der Knabenlese rekrutiert. Die Knabenlese ist die Zwangsaushebung junger Männer, meist Christen aus dem Balkan, weshalb die Janitscharen auch als Sklavenkrieger bezeichnet werden.⁶⁴¹ Nach ihrer

⁶³⁸ Nach Faroqhi, Geschichte des Osmanischen Reiches, und nach Kreiser, Der Osmanische Staat. Ich beschränke mich bei meinen Ausführungen zum Heerwesen und Taktik auf die Darstellung der Zustände im Osmanischen Reich, da diese durch zahlreiche Quellen gut dokumentiert sind, da sie in vielem für allgemein morgenländische Verhältnisse Beispielcharakter besitzen und schliesslich, weil es meistens die Osmanen waren, die auf den spätmittelalterlichen Kreuzzügen den europäischen Rittern als Feinde gegenüber standen. Eine leicht verständliche, kurze, aber sehr informative Übersicht bietet zudem Matuz, Aufstieg und Niedergang der osmanischen Militärmacht.

⁶³⁹ Das System der *timare* ähnelt in einigen Punkten dem europäischen Feudalsystem. Dazu und zu den Unterschieden bei Faroqhi, Geschichte des Osmanischen Reiches, S. 21f.

⁶⁴⁰ Kreiser, Der Osmanische Staat, S. 58f.

⁶⁴¹ Dazu Pipes, Slave Soldiers and Islam, oder Keegan, Kultur des Krieges, S. 294.

Turkisierung und Islamisierung stand dann diesen Männern die Möglichkeit offen, in den Palast- oder den Militärdienst einzutreten.

Neben den Janitscharen und den Timarioten unterhielt der osmanische Staat auch irreguläre Truppen: Die *akinci*, die im Vorfeld des eigentlichen Heeres Schrecken und Verwirrung verbreiten sollten, und die *ocak* genannte Einheit, welche für die Logistik zuständig war.

Dass die europäischen Panzerreiter bzw. die Feudalheere in Feldschlachten immer wieder an den morgenländischen Heeren gescheitert sind, hat vor allem zwei Gründe. Zunächst gab es hier nur einen Oberbefehlshaber, und die untergeordneten Kommandanten waren berühmt für die Disziplin, mit der sie sich an den vorgegebenen Schlachtplan hielten.⁶⁴² Von einer solch klaren Befehlshierarchie und einer solchen Disziplin waren die europäischen Feudalheere weit entfernt – ein Nachteil, der in seiner ganzen Tragweite bei der Niederlage bei Nikopolis drastisch zum Ausdruck kommen sollte.

Zudem sind die europäischen Heerführer seit den Kreuzzügen immer wieder derselben morgenländischen Taktik, welche ja allein aufgrund der eben beschriebenen Ausrüstung auf Distanz zum Gegner bedacht sein musste, zum Opfer gefallen. Die Europäer liessen sich durch die vermeintliche Flucht eines kleineren feindlichen Armeekorps zur Verfolgung verleiten. Dabei stiessen sie dann überraschenderweise und an einer für die Ankömmlinge denkbar ungünstigen Stelle auf das disziplinierte Hauptheer um den Sultan selbst, welches die Europäer dann mit der beschriebenen Taktik bekämpfte. Diese beiden Hauptmerkmale, die „Abhängigkeit von natürlicher Deckung und Bereitschaft zur Flucht“, waren allgemeine Kennzeichen der arabischen Kriegführung.⁶⁴³ Dies war mit ein Grund, warum dem osmanischen Heer im späten 14. und erst recht im 15. Jahrhundert der Ruf der Unbesiegbarkeit vorauseilte.

3.3. Vorgeschichte

Die Idee eines militärischen Unternehmens bzw. eines Kreuzzuges gegen Nordafrika war im Denken der westlichen Strategen nichts Neues. Schon Ramon Lull und Philippe de Mézières hatten diesen Plan in ihren Propagandaschriften formuliert, und Ludwig der Heilige hatte bereits 1270 einen Kreuzzug gegen das Königreich Tunesien unternommen.⁶⁴⁴ Denn das Königreich war nicht nur ein von Ungläubigen besetztes Gebiet, sondern auch das Zentrum des Afrikahandels. Dadurch wurde es allein aus wirtschaftlichen Gründen für Europa

⁶⁴² Faroqhi, Geschichte des Osmanischen Reiches, S. 24.

⁶⁴³ Keegan, Kultur des Krieges, S. 291. Und offensichtlich standen diese beiden Kennzeichen der morgenländischen Kriegführung im krassen Gegensatz zum „Ehrgefühl“ der europäischen Ritter.

⁶⁴⁴ Vgl. dazu Atiya, Crusade, S. 398.

interessant. Hinzu kommt, dass es den tunesischen Königen nie gelungen war, die Freibeuterei vor ihrer Küste zu unterdrücken, wonach sie kurzerhand dazu übergegangen waren, diese zu unterstützen.⁶⁴⁵ So blühte die Freibeuterei vor der nordafrikanischen Küste auf, und das Operationsgebiet der Piraten wuchs ständig, bis schliesslich auch die sizilianische, sardinische und italienische Küste immer wieder Plünderungen anheim fiel, wodurch die Seehandelswege der oberitalienischen Stadtstaaten empfindlich gestört wurden.⁶⁴⁶ Vor allem aufgrund solcher wirtschaftlicher Überlegungen hatten alliierte Verbände von Genuesen, Pisanern und Sizilianern 1388 einen Angriff gegen das Königreich Tunesien unternommen und Jerba erobert. Die Insel erhielt der Leiter dieser Expedition, Manfredo de Chiaramonte, vom Papst als Lehen.

Im Jahre 1389/90 schlugen die Genuesen, die sich durch diese Piraterie in ihren vitalen Interessen bedroht sahen, aber kaum über Bodentruppen verfügten, Frankreich ein Militärbündnis gegen das Königreich Tunesien vor. Am 29. November 1389 weilte Karl VI., der König eines wiedererstarkten Frankreichs, zusammen mit zahlreichen Vertretern des hohen Adels in Toulouse.⁶⁴⁷ Im Folgenden kann nun ein guter Einblick in den Prozess der Entscheidungsfindung der obersten militärischen Führung Frankreichs gewonnen werden. Hier in Toulouse empfingen der König und seine wichtigsten Berater die Abgesandten Genuas, die Frankreich das Bündnis vorschlugen. Als die Franzosen daraufhin Rat hielten, standen sich zwei Parteien gegenüber. Die einen warnten Karl VI. davor, seine besten Leute in fremde Gebiete zu schicken, solange mit England noch kein dauerhafter Friede geschlossen worden sei. Vor allem die Ritter drängten aber darauf, sich an dieser heiligen Sache beteiligen zu dürfen, und verlangten, dass dieses Unternehmen stattfinden solle. Immerhin war eine militärische Expedition gegen die Sarazenen kein „gewöhnlicher“ Krieg, sondern ein Krieg gegen Ungläubige und somit ein Kreuzzug, ein *moult hault et noble entreprise*.⁶⁴⁸ Die Ritter konnten Ungläubige bekämpfen, den christlichen Glauben verteidigen und verbreiten und somit Gott dienen.⁶⁴⁹ Vor allem bot sich den Rittern in Form eines Kreuzzuges, und das fasst Froissart in schlichte Worte, eine erstklassige Gelegenheit *pour conquerre honneur*.⁶⁵⁰ So

⁶⁴⁵ Siehe zur Geschichte der Freibeuterei in diesem Gebiet Lane-Pool, *The Barbary Corsairs*.

⁶⁴⁶ Vgl. Rel., S. 644, und Froissart, XIV, S. 151.

⁶⁴⁷ Froissart, XIV, S. 30, und Orville, S. 219f. Zur Situation in Frankreich vgl. die Ausführungen im Kapitel „Das Herzogtum Burgund unter Philipp dem Kühnen“.

⁶⁴⁸ Froissart, XIV, S. 151.

⁶⁴⁹ Froissart, XIV, S. 154, Orville, S. 221, und Rel., S. 650.

⁶⁵⁰ Froissart, XIV, S. 153. Hier befindet sich Froissart im Einklang mit den untersuchten Ritterspiegeln, allen voran mit dem *Livre* von Geoffroy de Charny, wo die Kreuzzüge ganz oben auf seiner Ehrenskala angesiedelt werden.

willigten der König und sein Rat schliesslich unter Vorbehalten in das Bündnis ein.⁶⁵¹ Frankreich stellte die Panzerreiter und ihr Gefolge, während Genua die Schiffe für die Überfahrt zur Verfügung stellte, 12000 Bogenschützen und 8000 Fusssoldaten aufbot und für den Proviant aufkam.⁶⁵² Das Ziel dieses Kreuzzuges sollte die Stadt Mahdia sein, wo der Stützpunkt der Piratenflotte und Ausgangspunkt der Plünderungen vermutet wurde.

Nun musste noch ein Leiter für dieses komplexe amphibische Unternehmen gesucht werden. Die Genuesen verlangten, dass nur jemand königlichen Geblüts Führer dieser Streitmacht werden dürfe, wie der jüngere Bruder von Karl VI., Ludwig von Valois. Die Franzosen entschieden sich aber dagegen, da er mit 18 Jahren noch zu jung sei und keinerlei militärische Erfahrung besässe.⁶⁵³ Die Wahl fiel nun auf den mächtigen und wohlhabenden Onkel des Königs, Philipp den Kühnen, Herzog von Burgund. Da er aber seine ganze Aufmerksamkeit Flandern und der Einflussnahme auf den französischen Thron zuwenden musste, lehnte er ab. Trotzdem war sein Einfluss auf dieses Unternehmen allgegenwärtig: Er unterstützte den Kreuzzug mit beträchtlichen Summen, gab dem Leiter der Expedition Ratschläge und sandte seine fähigsten Männer auf diesen Kreuzzug, unter ihnen Guy und Guillaume de la Trémouille, die Vorzugsbehandlung geniessen sollten und grossen Einfluss auf alle Entscheidungen ausgeübt zu haben scheinen.⁶⁵⁴ Die Führung wurde schliesslich Herzog Ludwig II. von Bourbon übergeben, einem Onkel mütterlicherseits von Karl VI. Er war 53jährig und ein erfahrener Staatsmann und Krieger, der unter anderem an der Schlacht von Poitiers und Rosebeeke teilgenommen hat. Er hatte einen eigenen Ritterorden (*Escu d'or*) gestiftet mit dem Motto *Allen*, womit er ausdrücken wollte: *Allons tous ensemble au service de Dieu*.⁶⁵⁵ Für Ludwig II. gab es nichts Schöneres, als in die Fussstapfen von Ludwig dem Heiligen zu treten und Gott mit einem Kreuzzug zu dienen.⁶⁵⁶ Aufgrund seiner kriegerischen Taten und seiner Frömmigkeit war er ein angesehener und allseits respektierter Ritter.

Bevor Ludwig II. mit den Vorbereitungen begann, reiste er nach Avignon, wo er für sich und alle Mitglieder des Kreuzzuges den Kreuzzugsablass vom Papst erhielt.⁶⁵⁷ Wie gross die Begeisterung für diesen Kreuzzug innerhalb der Ritterschaft war, zeigt sich am grossen Zulauf, den das Unternehmen hatte. Unzählige Ritter liessen Ludwig II. ihre

⁶⁵¹ So mussten die Ritter diesmal für sich und ihr Gefolge allein aufkommen und durften nur Männer aus ihren eigenen Lehen mitnehmen. Ausserdem wurde ihre Zahl auf 1500 beschränkt. Siehe Froissart, XIV, S. 155, und vergleiche auch Mirot, *Expédition*, S. 12.

⁶⁵² Orville, S. 218-220, Froissart, XIV, S. 152f., Rel., S. 648-650, und Ursins, S. 383.

⁶⁵³ Froissart, XIV, S. 154.

⁶⁵⁴ Mirot, *Expédition*, S. 12f., Froissart, XIV, S. 223-226, und Atiya, *Crusade*, S. 407.

⁶⁵⁵ Orville, S. 12-15, Zitat S. 13.

⁶⁵⁶ Orville, S. 221, und Rel., S. 652.

⁶⁵⁷ Orville, S. 223f. Somit erfüllte diese Expedition alle weiter oben herausgearbeiteten Kriterien eines spätmittelalterlichen Kreuzzuges, wodurch aus einer kriegerischen Auseinandersetzung offiziell ein Kreuzzug wurde.

Teilnahmezusicherung zukommen, darunter viele Ritter von Rang und Namen, wie Philipp von Bar, Philipp von Artois, Enguerrand de Coucy, Guy und Guillaume de la Trémouille, Jean de Vienne, aber auch Ritter aus England und Aragon.⁶⁵⁸ Die Parallelen zu den übrigen spätmittelalterlichen Kreuzzügen sind bereits jetzt offensichtlich. Ein Fürst organisiert quasi privat eine Kreuzzugsliga, der sich dann Ritter aus ganz Westeuropa anschliessen. Mit Hilfe der genuesischen Schiffe soll dann in einem amphibischen Unternehmen den Heiden eine strategisch wichtige Stadt entrissen werden.

3.4. Vorbereitungsphase

Treffpunkt für die französischen Ritter war der Hafen von Marseille. Ludwig II. traf hier am 20. Juni ein und verbrachte den Rest des Monats damit, die Vorbereitungen zu überwachen.⁶⁵⁹ Die Truppen, die aus allen Teilen Frankreichs nach Marseille strömten, benahmen sich gut, was bedeutet, dass sie keine Last oder Bedrohung für die Bevölkerung der Gebiete darstellten, durch die sie zogen. Dementsprechend wurden sie überall, wo sie hinkamen, freundlich empfangen.⁶⁶⁰ Anfang Juli führten genuesische Galeeren die französischen Ritter und ihr Gefolge nach Genua, wo sie auf die Truppen aus England und Burgund trafen. Nachdem die Männer den Segen erhalten hatten – in zweifacher Ausführung, da Anhänger beider Päpste am Kreuzzug teilnahmen –, stachen sie in See.⁶⁶¹ Etwa 100 Galeeren sollen das stattliche Heer nach Nordafrika gebracht haben. Mahdia, wo das Zentrum der Piraterie vermutet wurde, war eine der bestbefestigten Städte an der tunesischen Küste.⁶⁶² Die militärischen Ziele der Christen waren bereits im Beisein des französischen Königs formuliert worden: Die Eroberung der Stadt sollte nicht nur die Piraterie beenden, sondern auch die Macht der Könige in der Barberei brechen und die Sarazenen bis nach Syrien und Nubien in Schrecken versetzen. Zudem hätten die christlichen Ritter dadurch den Schlüssel zu den Königreichen Nordafrikas in ihren Händen und eine starke Ausgangsbasis für weitere militärische Operationen gegen die Ungläubigen.⁶⁶³

⁶⁵⁸ Vgl. Froissart, XIV, S. 155f., Orville, S. 221-223, Rel., S. 652, und die Liste der Teilnehmer in Atiya, Crusade, S. 519-522.

⁶⁵⁹ Orville, S. 223f., und Mirot, Expédition, S. 17

⁶⁶⁰ Rel., S. 652, und Ursins, S. 383. Dies scheint so aussergewöhnlich zu sein, dass es diese Bemerkung Wert war.

⁶⁶¹ Rel., S. 654, und Ursins, S. 383.

⁶⁶² Froissart, XIV, S. 215-17, Rel., S. 656, und Atiya, Crusade, S. 411f. unter Auswertung vom arabischen Quellen.

⁶⁶³ Froissart, XIV, S. 213 und S. 218, und Rel., S. 658.

3.5. Verhalten der Ritter während der Belagerung

Nach einer Überfahrt, die ohne nennenswerte Zwischenfälle verlaufen war, landete das christliche Heer Ende Juli an der tunesischen Küste vor den Mauern Mahdias. Dabei stiess es auf keinen Widerstand, wahrscheinlich darum, weil die Sarazenen die Schlagkraft der Panzerreiter, die im Schutz der genuesischen Armbrustschützen landeten, fürchteten und daher erst später eingreifen wollten.⁶⁶⁴ Die Reihenfolge, in der die Ritter landen sollten, war schon zuvor abgemacht worden: Zuerst betraten Enguerrand de Coucy und Philippe d'Artois mit einem Vorabdetachment das Feindesland. Dann folgte wohlgeordnet das französische Kontingent unter Ludwig II. und zuletzt die englischen Panzerreiter und die Genuesen.⁶⁶⁵ Weiterhin ohne auf Gegenwehr zu treffen, errichtete das alliierte Heer sein Lager rund um Mahdia und schnitt so die Stadt vom Hinterland ab, während die genuesischen Schiffe die Blockade zur See vervollständigten.⁶⁶⁶

Am zweiten oder dritten Tag nach dem Errichten der Blockade wagten die Besatzungstruppen Mahdias in der Ruhe der Mittagszeit ihren ersten Ausfall. Bei den Christen war aber *chascun tousjours armé*, und die Wachen, die postiert worden waren, konnten die Sarazenen ohne Mühe in die Stadt zurückdrängen.⁶⁶⁷ Danach scheint man sich in Mahdia auf Verteidigungsmassnahmen und das Warten auf das Entsatzheer beschränkt zu haben.

Kurze Zeit später näherte sich auch wirklich ein alliiertes muslimisches Entsatzheer, welches von den Königen von Tunis, Bugia und Tlemesan gesandt wurde.⁶⁶⁸ Deren leichte Kavallerie vermied allerdings eine Entscheidungsschlacht und verlegte sich auf die Taktik schneller, kleiner Scharmützel, um die Christen zu ermüden. Diese Taktik, welche die morgenländische Kavallerie schon seit Jahrhunderten anwandte, hatte die Europäer schon während den hochmittelalterlichen Kreuzzügen irritiert.

Nach der Ankunft des Entsatzheeres hielten die Christen Rat. Daran nahmen auch Vertreter der Genuesen unter ihrem erfahrenen Kommandanten Jean d'Outremarins teil, der aber klar den Befehlen des Herzogs unterstellt worden war.⁶⁶⁹ Die Franzosen folgten den Ratschlägen der Genuesen, welche die Taktik der Sarazenen besser kannten, und schützten ihr Lager durch

⁶⁶⁴ Froissart, XIV, S. 218-222. Dies ist zugleich ein schönes Beispiel für das Zusammenspiel zweier Waffengattungen (Schützen und Panzerreiter) in einem spätmittelalterlichen Heer.

⁶⁶⁵ Orville, S. 229f.

⁶⁶⁶ Eine genauere Beschreibung des Camps und welcher Ritter (ob *bannière* oder *pennon*) sein Zelt neben welchem hatte bei Froissart, XIV, S. 223-226.

⁶⁶⁷ Orville, S. 231.

⁶⁶⁸ Froissart, S. 227, und Orville, S. 235.

⁶⁶⁹ Rel., S. 652-654.

einen Wall.⁶⁷⁰ Diesen bestückten die Genuesen mit gekreuzten Rudern und Lanzen, um so den feindlichen Bogenschützen das Zielen zu verunmöglichen und Angriffe der leichten Kavallerie abzuwehren. Wachposten in regelmässigen Abständen, die dem Befehl eines *capitaine* unterstanden, sollten Überraschungsangriffe des Entsatzheeres und aus der Stadt abwehren, da ja nun die Gefahr bestand, zwischen zwei feindlichen Linien aufgerieben zu werden. So konnte das alliierte christliche Heer seine Stellung halten. Es gelang aber nicht, die Sarazenen aus ihrem Lager zu locken und in eine offene Feldschlacht zu zwingen, so dass es in den kommenden 42 Tagen täglich und nicht selten auch nachts zu zahlreichen kleinen Treffen kam.⁶⁷¹ Diese boten den Rittern zwar die Möglichkeit, sich durch Tapferkeit auszuzeichnen und *s'adventurer*, waren aber nervenaufreibend, gefährlich und höchst anstrengend unter der heissen Sonne Afrikas – und sie brachten keine Entscheidung.⁶⁷² Zwar konnte die totale Blockade Mahdias aufrechterhalten werden, aber nach wie vor war die Stadt intakt, während im christlichen Lager die Moral zu sinken begann: Die Zahl der Kranken und Verletzten nahm ständig zu, man hatte immer neue Tote zu beklagen und die Nahrungsmittel und das Süsswasser drohten auszugehen.⁶⁷³ Deshalb wurde erneut der Kriegsrat einberufen und in Übereinstimmung mit den Genuesen beschloss man, die Stadt im Sturm zu nehmen. Die Genuesen hatten Holz mitgeführt, um Belagerungsgerät zu bauen.⁶⁷⁴ Der Rat beschloss einen Turm zu errichten, um an einer vermeintlichen Schwachstelle über die Befestigungsanlagen zu gelangen, während die Ritter die Stadttore nehmen wollten und die Genuesen von See her angreifen sollten.

Die nächsten Tage verbrachten die Christen mit Vorbereitungen für den Angriff und dem Konstruieren des Belagerungsgerätes, was die genuesischen Spezialisten (wohl Schreiner und Architekten) übernahmen. Die allgemeine Moral im christlichen Heer stieg wieder, da man nun wieder fest an den Sieg glaubte.⁶⁷⁵ Aber am Tag des Angriffs sollten diese Hoffnungen mit einem Schlag zerstört werden: Der Belagerungsturm wurde in Brand geschossen, noch bevor er an die Mauer gerollt werden konnte, und die Genuesen, die von See her angriffen, wurden ebenso zurückgeschlagen wie die Matrosen, die im Schutz eines Daches einen Rammbock vor dem Stadttor in Stellung bringen wollten. Den Franzosen gelang es zwar ein Stadttor aufzubrechen, wie es ihnen befohlen worden war, aber der Widerstand war so gross,

⁶⁷⁰ Im Folgenden nach Orville, S. 233f.

⁶⁷¹ Orville, S. 238, und ausführlich bei Froissart, S. 231-236.

⁶⁷² Froissart, S. 231.

⁶⁷³ Froissart, S. 218-220 und S. 270f., Orville, S. 246, und Rel., S. 660.

⁶⁷⁴ Orville, S. 239, und Rel., S. 664.

⁶⁷⁵ Orville, S. 240.

dass mit Hörnern das Signal zum Rückzug gegeben wurde. Immerhin konnte ein Angriff des sarazenischen Entsatzheeres abgewehrt werden.⁶⁷⁶

Die Folgen für das christliche Heer waren fatal. Die Moral war auf dem Tiefpunkt angelangt: Die Stadt konnte nicht im Sturm genommen werden, die Entsatzarmee nicht in einer offenen Schlacht gestellt werden und eine Aufgabe der Bevölkerung der seit Wochen besetzten Stadt schien nicht in Sicht, während im christlichen Lager die Krankheits- und Todesfälle weiter zunahmen und der Proviant, insbesondere das Wasser, endgültig auszugehen drohte. Zudem neigte sich die Saison ihrem Ende zu. Der Winter mit seinen eisigen Nächten näherte sich, und bald würde die See zu stürmisch sein, um den Nachschub gewährleisten zu können oder um an eine Rückfahrt zu denken.⁶⁷⁷

Äusserst widerwillig, da er nicht gekommen sei *pour faire paatis, mais pour les conquerer*, liess sich Ludwig II. auf Friedensgespräche ein.⁶⁷⁸ Nach mehrtägigen Verhandlungen einigten sich die Kriegsparteien auf einen Vertrag mit drei Bedingungen: Es wurde ein Waffenstillstand für zehn Jahre beschlossen. Zweitens sollten die Steuern der Stadt Mahdia für fünfzehn Jahre statt dem tunesischen König den Genuesen zufließen, und drittens sollte Ludwig II. für seine Ausgaben entschädigt werden.⁶⁷⁹

Der Kriegsrat der Christen, der diese Bedingungen diskutierte, entschied, dass der Vertrag ebenso ein Erfolg sei wie es die Eroberung der Stadt gewesen wäre – gerade wenn man bedenkt, dass man drei Monate lang ehrenvoll drei ungläubige Könige gleichzeitig bekämpft habe. Der Vertrag wurde daraufhin angenommen und das Kreuzfahrerheer begann sich unter strengen Sicherheitsmassnahmen einzuschiffen.⁶⁸⁰ War Enguerrand de Coucy der erste, der die Berberei betrat, so soll Ludwig II. ihm nun gesagt haben: *Beau cousin, vous faistes le premier à la descendre en terre, quant nous venismes devant Auffrique, et je vueil estre le dernier à monter en gallé, au despartir.*⁶⁸¹

Auf der Rückfahrt zerstörten die alliierten Truppen – auch um diejenigen Ritter zu beruhigen, die mit dem Waffenstillstand nicht zufrieden waren – einige Häfen an der sardinischen Küste (Cagliari, Terra Lina, Ogliaastro), die den Piraten als Nachschubbasis dienten.⁶⁸² Im Oktober kehrten die Kreuzfahrer endlich nach Genua zurück, wo sie in allen

⁶⁷⁶ Froissart, S. 250f., Orville, S. 238-242, und Rel., S. 664-666.

⁶⁷⁷ Froissart, XIV, S. 218-220, 231 und 270f., Orville, S. 238, 240, 245 und 250, und Rel., S. 666.

⁶⁷⁸ Orville, S. 247.

⁶⁷⁹ Orville, S. 246, Rel., S. 670, und Ursins, S. 384.

⁶⁸⁰ Orville, S. 251f. Diese Massnahmen scheinen gerechtfertigt gewesen zu sein, da ein stärkerer Verband von sarazenischen Reitern dem christlichen Heer wirklich in den Rücken fallen wollte. Er konnte aber durch die Truppen, die den Abzug deckten, abgewehrt werden.

⁶⁸¹ Orville, S. 250.

⁶⁸² Froissart, XIV, 274, und Orville, S. 251f.

Ehren und mit grosser Freude empfangen wurden.⁶⁸³ Von da aus reisten die französischen Ritter über den Landweg nach Paris, wo sie von ihren Frauen, Freunden und der Bevölkerung sehnsüchtig erwartet wurden. Im Freudentaumel, der nach der Ankunft der Kreuzritter den ganzen Adel erfasste, nahmen Karl VI. und sein Bruder das Kreuz und forderten einen baldigen neuen Kreuzzug gegen die Sarazenen.⁶⁸⁴ Auch viele Ritter, die an diesem Kreuzzug teilgenommen hatten, und noch mehr diejenigen, welche hatten zu Hause bleiben müssen, sehnten sich nach der Gelegenheit, so bald als möglich wieder gegen die Ungläubigen zu ziehen – dies ist dann auch einer der Gründe, warum sich so viele Ritter am Kreuzzug von Nikopolis beteiligen sollten.

3.6. Bewertung des Verhaltens der Ritter

Auch hier soll wieder das Verhalten der Ritter nach Massstäben, die das spätmittelalterliche Ritterideal vorgibt, beurteilt werden. Beim Aufmarsch am Hafen scheinen sich die Kreuzfahrer vorbildlich benommen zu haben und wurden von der ländlichen wie städtischen Bevölkerung dementsprechend freundlich begrüsst. Bei der Verproviantierung beschränkten sich die Führer des Unternehmens – ganz im Gegensatz zum Aufmarsch in Sluis – offensichtlich auf das wirklich Nötige. Endlich ist in diesem alliierten Kreuzfahrerheer auch eine klare Hierarchie zu erkennen: Ludwig II. ist der militärische Führer, und alle andern sind ihm untergeordnet. Dies wird bei der Beschreibung eines der zahlreichen Scharmützel in Cabaret d'Orvilles Bericht besonders deutlich: Den Christen gelingt es, das verlassene Lager der Sarazenen niederzubrennen, als sie bemerken, dass ihr eigenes Lager, welches nur knapp geschützt ist, bedroht wird. Sofort lässt Ludwig II. *sonner ses trompets*, worauf die Ritter ohne Zeit zu verlieren das Plündern abbrechen und in sauberer Schlachtordnung (*bateille ordonnée*), *chascun en so place*, zurückeilen.⁶⁸⁵ Wie es das spätmittelalterliche Ritterideal vorschreibt, fügen sich die Ritter demnach in eine klare Hierarchie und halten sich an Ordnungen und Befehle. Zudem nehmen sie gerne Ratschläge von Leuten entgegen, die mehr Erfahrung haben, wie einige Male von den Genuesen, welche die Sarazenen besser kennen.

Bei der Belagerung von Mahdia haben die Ritter angeblich alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel ausgenutzt. Sie errichten zunächst eine vollständige Blockade (*par terre, d'une mer à autre*) und als das nicht ausreicht, versuchen sie den Sturmangriff mit eigens mitgebrachtem Belagerungsgerät.⁶⁸⁶ Gleichzeitig gelingt es, das Lager gegen das Entsatzheer

⁶⁸³ Mirot, *Expédition*, S. 36.

⁶⁸⁴ Froissart, XIV, S. 279-281.

⁶⁸⁵ Orville, S. 245. Weitere Beispiele für klare Ordnung und Befehlshierarchien S. 241 und 250, sowie bei Rel., S. 652-654.

⁶⁸⁶ Zitat Orville, S. 230.

zu schützen, indem ständig wachsame Posten, die jeweils einem *capitaine* unterstellt sind, aufgestellt werden. Erst als all diese Bemühungen nichts fruchten, lassen sich die Ritter auf Verhandlungen ein und erreichen einen ehrenvollen Vertrag.

Zunächst entsteht also der Eindruck, dass unter Ludwig II. eine Schar Ritter gedient hat, die darum bemüht war, sich ganz an das spätmittelalterliche Ritterideal zu halten, um so wahre Ehre zu verdienen, aber auch, um so die militärischen Ziele erreichen zu können: Es sind tugendhafte Ritter, tapfer und kühn, bereit für ihren Glauben zu sterben, die sich in eine militärische Hierarchie einordnen, Befehle entgegennehmen, stets wachsam sind und auf den Rat von Spezialisten hören. Sie beherrschen nicht nur die Feldschlacht, sondern auch eine ganze Palette von Massnahmen bei Belagerungen und entsprechen in vielem dem idealen Ritter bzw. dem spätmittelalterlichen Elitekrieger.

Dieser Eindruck muss allerdings bei einer eingehenderen Betrachtung der Quellen revidiert werden. So findet sich zum Beispiel das Bild des durchstrukturierten und disziplinierten Heeres allein in der Chronik von Cabaret d'Orville. Wie im ersten Teil dieser Arbeit gezeigt worden ist, war das spätmittelalterliche Ritterideal in seiner konventionalisierten Form allgemein bekannt und respektiert. Deshalb griffen Autoren wie zum Beispiel der Verfasser des *Livre de fais* bei der Charakterisierung der von ihnen beschriebenen Ritter auf dieses spätmittelalterliche Ritterideal zurück und passten die Ritter dem Ideal an. Dies scheint eine übliche Vorgehensweise gewesen zu sein, die allerdings nicht nur beim Schreiben einer Biographie angewandt wurde, sondern gerade auch bei Chronisten als eigentliches Stilmittel Verwendung gefunden haben muss. Und wie der anonyme Verfasser des *Livre de fais* aus Boucicaut einen idealen Ritter formte, so gestaltete auch Cabaret d'Orville im vorliegenden Fall aus dem Herzog von Bourbon einen idealen Ritter, der wiederum eine Schar perfekter Ritter anführt. Und wenn beim *Livre de fais* nach Abzug des Ritterideals relativ leicht die wirklichen Verhältnisse sichtbar werden, dann ist das auch hier möglich, wobei noch erleichternd dazukommt, dass gleich drei weitere Quellen denselben historischen Gegenstand behandeln und somit gute Korrekturmöglichkeiten vorliegen. Die wiederholte Beschreibung des Kreuzfahrerheeres, das in Cabarets Schilderungen nahezu perfekt dem spätmittelalterlichen Ritterideal entspricht, dient somit vor allem als Stilmittel zur Verherrlichung des Herzogs. Hierdurch werden obige Aussagen zur Disziplin, dem absoluten Gehorsam der Ritter, ihrer Tugendhaftigkeit und der militärischen Hierarchie im Allgemeinen natürlich relativiert. Zudem berichtet Froissart von Misstrauen und Streitereien, die zwischen

den Franzosen und Genuesen herrschten, und er zeichnet ein Bild von Rittern, die in endlosen Zänkereien das weitere Vorgehen jeweils lange diskutierten.⁶⁸⁷

Darüber hinaus haben die Ritter bei der Belagerung kaum alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel ausgeschöpft. So wurde von Beginn weg als primäres militärisches Ziel dieses Kreuzzuges die Eroberung Mahdias angegeben. Von Anfang an stand demnach im Zentrum des Unternehmens keine offene Feldschlacht, sondern ein Sturmangriff auf eine Stadt bzw. eine Belagerung, weshalb die Ritter auch kaum Pferde mitgenommen zu haben scheinen.⁶⁸⁸ Wenn man nun bedenkt, dass das Kreuzfahrerheer mit dem Ziel nach Afrika zog, die Piratenhochburg Mahdia zu belagern, ist sogar fahrlässig wenig geeignetes Gerät mitgenommen worden. Um genau zu sein, findet sich in den Quellen kein einziger Hinweis darauf, dass irgendwelche Belagerungsmaschinen, ob nun Torsionsgeschütze, Wurfmaschinen oder gar Büchsen, mitgeführt worden sind. In der Gegend um Mahdia fand sich kein Holz.⁶⁸⁹ So mussten die Christen bereits ihr Lager mit einer Pallisade aus Rudern schützen, und das Holz, das die Genuesen mitgeführt hatten, reichte für einen einzigen Belagerungsturm und zwei Rammböcke mit Schutzdach. Von mehr berichtet keine der Quellen. Und nachdem dieses Kriegsgerät zerstört worden war, war alles Holz aufgebraucht, und die Ritter konnten kein neues Belagerungsgerät mehr zimmern.⁶⁹⁰ Ein Belagerungsturm und zwei Rammböcke sind viel zu wenig, um eine gut befestigte Stadt wie Mahdia einzunehmen. Zudem scheint kein Versuch unternommen worden zu sein, Breschen in die Mauern zu schlagen: Es finden sich keine Belege für Minen- oder Sappenbau, und während die Belagerten mit ihrer Artillerie dem christlichen Heer immer wieder Verluste zufügten, hatten die Kreuzfahrer dem nichts entgegensetzen.⁶⁹¹ Darum beschränkte man sich im christlichen Lager auf die totale Blockade und versuchte einen Sturmangriff, der dann abgewehrt wurde. Dies ist eindeutig zu wenig, als dass die Ritter hätten behaupten können, wirklich alles in ihrer Macht stehende getan zu haben, um diese Stadt zu erobern.

⁶⁸⁷ Froissart, XIV, S. 243-249, S. 252 und S. 277. Allerdings hätte Froissart anstelle von Ludwig II. lieber Enguerrand de Coucy als Leiter dieses Unternehmens gesehen, weshalb er keine Gelegenheit auslässt, die Führungsschwächen Ludwigs II. anzuprangern. So fällt Froissarts Bild des Herzogs von Bourbon wiederum zu negativ aus.

⁶⁸⁸ Froissart, XIV, S. 157 und S. 220. In Genua fiel der Preis für ein Pferd von 60 auf 10 *frans*, weil die Ritter alle ihre Pferde zurücklassen mussten. Auch Orville, S. 223, berichtet, dass kaum Pferde mitgenommen wurden. Vgl. zudem Atiya, *Crusades*, S. 414, Fussnote 4, der die Miniaturen zur Belagerung von Mahdia in verschiedenen Manuskripten nach der Darstellung von Pferden untersucht hat. Auch bei anderen spätmittelalterlichen Kreuzzügen scheinen kaum Pferde mitgeführt worden zu sein, und die Ritter dürften meist zu Fuss gekämpft haben.

⁶⁸⁹ Froissart, XIV, S. 226.

⁶⁹⁰ Orville, S. 246: *ne trueie ne bricolle, ne autre engin pour amener au mur*.

⁶⁹¹ Die sarazenische Artillerie und ihr schweres Bombardement erwähnt bei Froissart, XIV, S. 216, Orville, S. 240, und Rel., S. 664. Darunter dürften sich auch Präzisionswaffen wie Balliste oder Wallarmbrüste befunden haben, mit denen auch bewegliche Ziele wie der Belagerungsturm in Brand geschossen werden konnten.

Ein weiterer grosser Nachteil, den die Christen gegenüber den Sarazenen hatten, war, dass sie das Land nicht kannten und überhaupt nicht an das Klima gewohnt waren.⁶⁹² Die Sarazenen konnten das Terrain optimal ausnutzen, was gerade bei ihren fluchtartigen Rückzugsmanövern ungemein wichtig war. Darüber hinaus waren sie mit ihrer leichten ledernen Rüstung dem Klima viel besser angepasst.⁶⁹³ Ausserdem verliessen sie sich wohl auch auf leichte Fernwaffen.⁶⁹⁴ Und gerade hierin lag eines der grössten Handicaps der christlichen Ritter: Sie kämpften wohl meist zu Fuss – wovon man ausgehen muss, da sie kaum Pferde dabei hatten – in Rüstungen, die für den Kampf zu Pferd konzipiert worden waren; und in der brennenden Sonne und dem glühenden Wüstensand muss der Kampf in der schweren Eisenrüstung, die sich unerbittlich erhitzte, die reinste Qual gewesen sein. Erschwerend hinzu kam, dass die meisten Helme dieser Zeit geschlossen waren und dass man im Gegensatz zum Feind gewohnt war, mit Handwaffen, die ein erhebliches Gewicht besaßen, zu kämpfen. Die Ritter haben dies in ihrer Planung mit Sicherheit nicht berücksichtigt, denn sonst hätten sie sich kaum den Hochsommer für die Belagerung Mahdias ausgesucht. Die Sarazenen ihrerseits haben diese Schwäche der Panzerreiter scheinbar schnell erkannt und griffen deshalb meist zur Mittagsstunde, wenn die Sonne am höchsten stand, mit ihren kurzen Attacken an.⁶⁹⁵ Der Religieux von St-Denis beschreibt eindrücklich die Erschöpfung der Ritter, die ein Scharmützel in der glühenden Mittagssonne überlebt haben: *Reliqui autem qui angustiati calore et sudore, ore patulo et naribus aera captantes, contra sitim petebant humoris remedium.*⁶⁹⁶

Zudem ist die Taktik der kurzen Scharmützel und des anschliessenden schnellen Rückzugs in sicheres Gelände, die schon seit Jahrhunderten so typisch für arabische Reiterkrieger war, zum Nachteil der Christen erfolgreich gewesen. Vergeblich versuchen die Ritter, den Feind in eine offene Feldschlacht zu locken.⁶⁹⁷ So überlebten viele Ritter die täglichen Scharmützel in der Mittagshitze nicht und starben an Erschöpfung. Wie nachteilig sich dies auf die Moral auswirkte, ist schon weiter oben dargestellt worden.⁶⁹⁸ Es ist auch fraglich, inwieweit die Ritter diese typisch orientalische Taktik überhaupt durchschaut haben. So berichten die

⁶⁹² Froissart, XIV, S. 220 und S. 271.

⁶⁹³ Froissart, XIV, S. 230 und Rel., S. 660.

⁶⁹⁴ Diese Vermutung liegt nahe, da die Quellen zwar von verletzten Rittern sprechen, gleichzeitig aber betonen, dass es zu keinem grösseren Treffen kam.

⁶⁹⁵ Froissart, XIV, S. 238.

⁶⁹⁶ Rel., S. 668f. Zur grossen Hitze und dem Nachteil der Eisenrüstung auch Rel., S. 660, und Froissart, XIV, S. 220, 236, 238 und 249. Man kann den Rittern, insbesondere den Organisatoren dieses Unternehmens, auch nicht zu gute halten, dass sie nichts über die klimatischen Bedingungen gewusst hätten, da in den vorangegangenen spätmittelalterlichen Kreuzzügen immer in südlichen Gefilden mit ganz ähnlichen Bedingungen gekämpft wurde, und dieselben Probleme auch schon da auftraten.

⁶⁹⁷ Orville, S. 237 und S. 246.

⁶⁹⁸ Orville, S. 244 und Rel., S. 668.

meisten Quellen von den Sarazenen, die lieber feige fliehen als kämpfen.⁶⁹⁹ Und als sich Ludwig II. vor dem Abzug an die Ritter wandte, lautete sein abschätziges Urteil über den Feind: *Cars ils ne vous ont osé combatre, [...] ils ont tous jours perdu.*⁷⁰⁰ Die Ritter scheinen demnach die Taktik des Feindes bis zum Schluss verkannt zu haben.⁷⁰¹

Wie gross sind da die Unterschiede zu den von Philippe de Mézières und den Ritterspiegeln im allgemeinen geforderten gut ausgebildeten Elitekämpfern, welche Kultur, Sprache und Klima im Feindesland ebenso kennen wie die Taktik des Gegners und daher vor bösen Überraschungen gefeit sind und einen Feldzug erfolgreich durchführen können. Es lässt sich auch nur schwer abschätzen, ob es das eigene Unvermögen der Ritter, die Stadt zu erobern, oder die erfolgreiche Strategie der Sarazenen war, die das alliierte christliche Heer schliesslich zur Aufgabe gezwungen hat. Sicher ist, dass die Ritter weder auf die Taktik noch auf das Klima in irgendeiner Weise vorbereitet waren. Dies zeigt sich letztlich auch an der Verproviantierung und dem Nachschub. Während die Sarazenen ständig aus dem ganzen Land auf Kamelen genügend Proviant heranschaffen konnten, waren die Christen auf Nachschub aus Europa angewiesen. Dieser kam vor allem aus Sizilien, aber auch aus Neapel und Aragon, allerdings nur in sehr unregelmässigen Abständen, so dass die Ritter einmal in Überfluss lebten und dann wieder Mangel litten.⁷⁰² Und was sie an Proviant erhielten, war nicht geeignet für das heisse Klima. Der Wein war zu schwer für diese Hitze und machte schläfrig, während es an Süsswasser und Medikamenten ständig mangelte.⁷⁰³ Die schwierige Nachschublage war dann auch mit ein Grund, weshalb das Unternehmen abgebrochen werden musste.

Bei einem genauen Studium der Quellen kann also das Bild der idealen Ritter unter Ludwig II. nicht aufrechterhalten werden. Dem Ritterideal wurde demnach auch in dieser Kriegssituation nicht nachgeeifert, und es konnte nie seine militärisch optimierende Wirkung entfalten. Es erstaunt daher auch nicht, dass kein einziges der zuvor formulierten militärischen Ziele erreicht wurde. So war dieser ganze Kreuzzug kurzsichtig und mangelhaft vorbereitet. Zudem hatten die Ritter in Bezug auf Logistik, Kenntnisse des Terrains, Klima und sogar Bewaffnung alle Nachteile auf ihrer Seite. Die Ritter hatten hier weniger in ihrer Rolle als Kämpfer bzw. ‚einfache Soldaten‘ versagt, da an ihrem Willen und an ihrem Einsatz kein

⁶⁹⁹ Orville, S. 249, Rel., S. 660, und Ursins, S. 384. Allein Froissart scheint die Taktik der Sarazenen durchschaut zu haben. Von ihm stammt auch der Hinweis, dass sie genau zur Mittagszeit angriffen und dass neben der Erschöpfung die zermürbende Wirkung dieser täglich wiederkehrenden Scharmützel, die ja keine Entscheidung brachten, auf die Moral am schlimmsten gewesen sei. Froissart, XIV, S. 220 und 238.

⁷⁰⁰ Orville, S. 249.

⁷⁰¹ Und gerade in einem Verteidigungskrieg sind Störmanöver äusserst wirksame Mittel. Vgl. dazu Keen, Kultur des Krieges, S. 291.

⁷⁰² Froissart, S. 226 und 240.

⁷⁰³ Froissart, S. 226, 236 und 270f.

Zweifel besteht, sondern vor allem in ihrer Funktion als militärische Führer. Denn der sachliche Ablauf eines militärischen Entscheidungsprozesses in der obersten Führung gestaltet sich seit der Antike – quasi zeitlos – immer gleich:⁷⁰⁴ Zuerst wird die übergeordnete Absicht, die militärische Zielsetzung, formuliert. Danach bilden die Kenntnis der Möglichkeiten und Absichten des Gegners, die Beurteilung der eigenen Kräfte und Möglichkeiten, die Berücksichtigung von Raum, Zeit, des Geländes und der Witterungsverhältnisse die grundlegenden Faktoren, welche zum Entschluss führen, wie das formulierte Ziel zu erreichen sei. Der Grad der Exaktheit und der Realitätsbezogenheit derartiger Überlegungen zeigt den Stand des wirklichen fachlichen Könnens der obersten Führung auf. Aufgrund dieser Indikatoren für die Beurteilung der Qualität der obersten militärischen Führung geben die militärischen Berater des Königs und in zweiter Linie die Organisatoren des Kreuzzuges ein trauriges Bild ab. Denn statt zu begreifen, dass mit den zur Verfügung stehenden Mitteln das beabsichtigte Ziel nicht zu erreichen war, wurde das Unternehmen weiter vorangetrieben und der Zustrom an Panzerreitern, die sich als Freiwillige meldeten, war gross. Aber statt den Rittern im Spätmittelalter nun schlichtweg jegliche Kompetenz als militärische Führer abzusprechen – Kompetenzen, die als eigentlich zeitlos angesehen werden müssen –, könnte ein anderer Interpretationsansatz weiterhelfen.

Denn über die Beantwortung der eigentlichen Fragestellung dieser Arbeit hinaus interessiert nun doch die Frage, weshalb so viele Ritter – nicht nur aus Frankreich und Burgund, sondern auch aus Aragon und England – an diesem militärischen Unternehmen teilnehmen wollten.⁷⁰⁵ Ein Unternehmen, das bei genauer Betrachtung von Anfang an aussichtslos sein musste und das keineswegs als Reaktion auf eine Bedrohung vitaler Interessen der teilnehmenden Ritter betrachtet werden kann. Die riesige Begeisterung der Ritter für diesem Kreuzzug, die übertrieben hohen Erwartungen (wollten die Ritter doch ganz Tunesien erobern und die Sarazenen bis nach Nubien erzittern lassen) und der ungeheure Andrang von Rittern lässt sich gut mit dem Ritterideal erklären: Auf einem Kreuzzug, in fremden Ländern und im Kampf gegen die Feinde des christlichen Glaubens, liessen sich die Taten vollbringen, welche dem Ritter gemäss dem Ritterideal die höchste Ehre einbrachten. So zeichneten sich auch auf diesem Kreuzzug viele Ritter durch aufrichtiges, tugendhaftes Verhalten aus. Sie kämpften tapfer unter widrigen Umständen gegen ihre Feinde und manche gar aus einer echten Frömmigkeit heraus. Trotzdem steht über allem die immer wieder

⁷⁰⁴ So bereits in der Antike, dann aber auch im frühen und hohen Mittelalter und natürlich in der Neuzeit bis heute. Für die Antike siehe das Beispiel der Perserkriege, Green, *The Persian War*. Für das frühe Mittelalter am Beispiel der frühen Karolinger siehe Bachrach, *Early Carolingian Warfare*, und für das hohe Mittelalter am Beispiel der Ottonen siehe Scherff, *Studien zum Heer der Ottonen*, S. 13-31.

⁷⁰⁵ Ein Phänomen, das bereits bei den anderen spätmittelalterlichen Kreuzzügen beobachtet werden konnte.

explizit geäußerte Absicht der Ritter, sich mit Ehre auszuzeichnen. So verdichten sich die Anzeichen dafür, dass den Rittern auch eigentlich nichtige und aussichtslose Gelegenheiten willkommen waren, um sich als tugendhaft und tatkräftig in Szene setzen zu können. Wobei hier von den Rittern übersehen wurde, dass das Streben nach Ehre allein um ihrer selbst Willen nichts weiter als plumpe Ruhmsucht war – die im Ritterideal verpönte *Vaine Gloire* eben.

Man muss diesen Gedanken, dass der Erwerb der Ehre den wohl stärksten Antrieb für eine Teilnahme an kriegerischen Auseinandersetzung bildet, noch weiterführen: Dieses Unternehmen wäre demnach nicht zustande gekommen, um effektiv territoriale Gewinne zu machen oder die Sarazenen nachhaltig zu schwächen. Dafür war es zu dilettantisch und kurzsichtig vorbereitet, und die Zielsetzung war, wenn nicht zu unklar, so doch völlig vermessen. Dass dieses Unternehmen trotzdem mit so viel Eifer vorangetrieben wurde, liesse sich nun damit erklären, dass darin vorrangig (bewusst oder unbewusst) eine Gelegenheit für Ritter erkannt worden war, bei der man Ehre verdienen konnte. Dadurch wären sämtliche rationalen Planungsabläufe, die normalerweise der militärischen Entschlussfassung zugrunde lagen und immer noch liegen, im Spätmittelalter zweitrangig geworden. Dies würde aber bedeuten, dass Konflikte geradezu künstlich angeheizt worden wären, um den Rittern die Möglichkeit zu bieten, sich militärisch zu bewähren und Ehre zu erwerben.

Die Forschung zur spätmittelalterlichen Kriegführung bietet viele Erklärungen für den Ausbruch von offenen Kriegshandlungen im Mittelalter:⁷⁰⁶ Das Gefühl von Bedrohung und das Bedürfnis nach Schutz, Durchsetzung von angestammten Rechten, das Verlangen nach Macht, territorialen Gewinnen oder Beute, das Streben nach Unabhängigkeit, der Kampf um Herrschaft, die Rache oder auch das Sendungsbewusstsein (v.a. bei den Kreuzzügen). Viele der spätmittelalterlichen Konflikte liessen sich nun aber nur dann verstehen, wenn man sich von diesen – durchaus modernen – Vorstellungen löste und dazu überginge, zu begreifen, dass einer kriegerischen Handlung keineswegs eine äusserlich erkennbare, d.h. nachvollziehbare Ursache zugrunde liegen musste. Der Krieg im Spätmittelalter scheint von vielen Rittern primär als Möglichkeit zum Erwerb von Ehre und als standesgerechte Abwechslung zum Alltag verstanden worden zu sein. Die hier geäußerten Vermutungen sollen im nächsten Kapitel eingehender geprüft werden.

⁷⁰⁶ Im Folgenden nach Ohler, *Krieg und Frieden im Mittelalter*, S. 162-172.

3.7. Resultate des Kreuzzuges

Die grosse Begeisterung in Frankreich vermochte wohl über die wahren Ergebnisse dieses Kreuzzuges hinwegtäuschen, denn die waren mehr als unbedeutend. Das ganze Unternehmen blieb ohne Auswirkungen auf das Geschehen in der Levante oder gar in Jerusalem. Weder wurden territoriale Gewinne gemacht, noch wurden die Könige der Barberei merklich geschwächt. Auch in seinem Ausgang unterschied sich der Kreuzzug von Herzog Ludwig II. von Bourbon nicht von den anderen spätmittelalterlichen Kreuzzügen.

4. Preussenreisen

4.1. Der Deutsche Orden

An dieser Stelle werde ich auf eine besondere Ausformung der spätmittelalterlichen Kriegsgeschehens eingehen, welche mentalitätsgeschichtlich eng mit den eben geschilderten Kriegssituationen zusammenhängt: Die Preussenreisen.

Im Jahre 1198 wurde als dritter unter den drei grossen Kreuzzugsorden im Heiligen Land, nach den Templern und nach den Johannitern, der Deutsche Orden gegründet.⁷⁰⁷ Neben der Betreuung und dem Schutz der Pilger unterstützte der Orden den Kampf gegen die Heiden im Heiligen Land, später dann aber auch gegen die Heiden Nordosteuropas in Preussen und in Litauen. Denn seit dem frühen 12. Jahrhundert fand ein von Mitteleuropa nach Norden und Osten zielender Expansionsprozess statt: Auf der einen Seite der sich in der Ostsiedlung fortsetzende Landesausbau, auf der anderen Seite die Wiederaufnahme der Ausbreitung des Christentums. Seit der Karolingerzeit waren nämlich von Deutschland aus kaum noch Versuche unternommen worden, das Christentum in heidnische Länder zu tragen. Das Christentum konsolidierte sich zwar in Polen wie auch in den Ostseeländern Dänemark und Schweden. Auch Estland, Livland und Kurland waren seit dem frühen 13. Jahrhundert christianisiert; aber die Litauer und *Prussen* waren heidnisch geblieben und bildeten so „heidnische Inseln“ auf der Landkarte Europas.

1225/26 wurde der Deutsche Orden vom polnischen Herzog Konrad von Masowien gebeten, die masowsche Grenze gegen die heidnischen *Prussen* zu verteidigen. Der Orden liess sich hierauf von Friedrich II. eine Urkunde ausstellen. In dieser garantierte der deutsche Kaiser dem Orden, dass das Land, welches der polnische Herzog angeboten hatte und alle

⁷⁰⁷ Zur Geschichte des Deutschen Ordens im Folgenden nach Boockmann, *Der Deutsche Orden*, und nach Christiansen, *The Northern Crusades*.

heidnischen Gebiete, die der Orden dazu erobern würde, eine selbständige Stellung erhalten sollten. Im Jahre 1231 ging eine kleine Gruppe Deutschordensritter über die Weichsel und errichtete den Stützpunkt Thorn, von wo aus bis 1283 ganz Preussen erobert wurde. Damit waren aber noch nicht alle Heiden in Nordosteuropa unterworfen. Vielmehr grenzte nun das Herrschaftsgebiet des Ordens direkt an das heidnische Litauen.

Als 1291 mit Akkon der letzte Besitz der Europäer im Heiligen Land verloren ging, war dort auch die Zeit des Deutschen Ordens beendet, und er konnte sich nun dauerhaft auf die Besitzungen in Preussen konzentrieren. In den folgenden Jahrzehnten erweiterte der Orden sein preussisches Territorium durch Kauf und Pfandnahme nach Westen. Der Schwerpunkt lag aber auf den Kämpfen gegen die heidnischen Litauer. Anders als im 13. Jahrhundert, wo der Orden den Widerstand der *Prussen* auffallend schnell niedergedrückt hatte, blieb er nun jedoch erfolglos, obwohl er das ganze 14. Jahrhundert hindurch seine militärischen und politischen Kräfte hier einsetzte. Hinzu kommt noch, dass der Orden nicht alleine kämpfte, denn Jahr für Jahr zogen Adlige aus den westlichen und südlichen Ländern Europas nach Preussen („Ordensstaat“), um an den Kämpfen gegen die Litauer teilzunehmen. Diese Kämpfe, die Preussenreisen, wie der zeitgenössische Ausdruck lautet, entwickelten sich im 14. Jahrhundert zu einem festen Bestandteil der ritterlich-adligen Lebensweise.

4.2. Die Preussenreisen

Im Idealfall sah die Preussenreise wie folgt aus: Zuerst reiste der Ritter nach Marienburg, dem Zentrum des Ordens, um dem Hochmeister seine Aufwartung zu machen.⁷⁰⁸ Der Begriff Ritter umfasst bei den Preussenreisen den gesamten Adel vom König über Herzog, Graf und Baron bis hin zum wenig begüterten niedrigen Adel.⁷⁰⁹ Einige Tage später zog der Ritter nach Königsberg, dem Sitz des Ordensmarschalls und dem Ausgangspunkt aller Kriegszüge gegen die Litauer. Hier wartete er zusammen mit hunderten von Edelleuten aus ganz Europa, bis die Reise beginnen konnte. Diese Wartezeit, die sich einige Wochen hinziehen konnte, verbrachten die Herren mit Beizjagd und Wallfahrten zu Kapellen der Ordensheiligen.⁷¹⁰ Sie hielten aber vor allem Hof und luden sich reihum zu Festen und Gelagen ein. So entwickelte sich die Wartezeit zu einem gesellschaftlichen Anlass von grosser Bedeutung, an dem

⁷⁰⁸ Nach Paravicini, Die Preussenreisen des europäischen Adels, I, S. 191-264. Die römischen Ziffern verweisen auf den jeweiligen Band der 3-teiligen Abhandlung. Fehlt die römische Ziffer wird auf den gleichnamigen Aufsatz verwiesen.

⁷⁰⁹ Ausführlicher Paravicini, Die Preussenreisen des europäischen Adels, I, S. 143-190.

⁷¹⁰ Die Wartezeit betrug bisweilen bis zu einem halben Jahr, wenn z. B. im Winter die Eisdecke zu dünn war, um einen vollbewaffneten Ritter zu tragen und man deshalb den Sommerfeldzug abwarten musste. Dies zeigt aber auch, mit welcher Regelmässigkeit die Preussenreisen stattfanden, was wiederum von einem hohen Grad an Organisation und Institutionalisierung zeugt.

teilzunehmen ein Ritter beinahe gezwungen war, bot sich doch die Gelegenheit, alte Freunde wiederzusehen und Verbindungen zu erhalten oder neue zu knüpfen. Interessant ist nun aber, dass dieser höfische Lebensstil nahtlos auf der eigentlichen Reise, also auf dem Kriegszug gegen die Litauer, weitergeführt wurde. Denn für die Ritter schien es üblich, wie sich dies bereits am Beispiel des Lagerlebens in Sluis angedeutet hat, auch im Krieg ihre gewohnte Umgebung mitzuführen. So umfasste ihr Gefolge auf den Kreuzzügen gegen die Litauen jeweils auch Ärzte, Herolde, Kapläne und Spielleute.⁷¹¹ Im Tross fanden sich unter anderem Jagdhunde, Falken, Wandteppiche und Gold- und Silberbesteck – Ausrüstung, die einen gehobenen Lebensstil und genügend adlige Zerstreungsmöglichkeiten garantierte. Dies wird einmal mehr an erhaltenen Proviantlisten ersichtlich, welche weniger auf Kreuzritter schliessen lassen, die in Demut und unter Entbehrungen gegen den Feind ziehen wollten, sondern viel mehr auf die Vorbereitung eines reichhaltigen und standesgemässen Gelages hindeuten.⁷¹² Neben getrocknetem und frischem Fleisch (Ochsen, Schafe, Schweine, Hühner und Fische) und den haltbaren Getränken (Bier, Wein und Met) finden sich ausgesuchte Spezialitäten (Backwaren, Südfrüchte oder erlesene Weine) und feinste Gewürze. Dass dies Zutaten für Festessen während des Kriegszuges waren, wird in verschiedenen Quellen erwähnt:

Zu Tische man da sitzen sah,
die Ritter waren worden
durch hohen Ruhmes *horden*,
zweiundachtzig an der Zahl.
Da trug man zu demselben Mahl
neun Herrenessen offenbar:
Die Kost hat mit ihm (ge)bracht alldar
der tugendhafte Herre:
Der Markt, der war zu fer(n)e.
Ich muss von Abenteuer reden:
Ein Hirsch erjagt war unterwegs
Von da wohl zweihundert Meil’;
der ward nun derselben Weil
mit der Ritterschaft verzehrt:
Dem Wildpret, dem war das beschert!
Nichts anders trank man zu dem Mahl,

⁷¹¹ Im Folgenden nach Paravicini, Preussenreisen, I, S. 223f.

⁷¹² Paravicini, Die Preussenreisen, II, S. 69-71.

nur Wippacher und *Rainfal*
und Lutenberger guten Wein.

Der Sach' will ich ein Zeuge sein.

Suchenwirt beschreibt hier nicht eine Festrunde auf einer Burg, sondern die Mahlzeit, welche die Ritter am Abend des dritten Tages ihrer Preussenreise, mitten im Feindesland, einnahmen.⁷¹³ Und selbst im Kampf legen die Ritter grossen Wert auf die Entfaltung ihrer Pracht: Bunte Flaggen, die Helmzier und frisch herausgeputzte Rüstungen, welche häufig extra für die Preussenreisen angefertigt worden waren, wurden auch im Kampf getragen.⁷¹⁴

Wie sahen aber diese Kriegszüge gegen die Litauer aus, und welche taktischen und strategischen Konzepte lagen ihnen zu Grunde? Es lassen sich mehrere Konzepte zur Eroberung Litauens ausmachen. Einerseits versuchte der Orden durch Errichten von befestigten Plätzen, von denen aus grössere Gebiete kontrolliert werden konnten, sukzessiv territoriale Gewinne zu erzielen – ein Vorhaben, dem letztendlich kein Erfolg beschieden war.⁷¹⁵ Der überwiegende Teil der Kriegszüge bestand allerdings aus Verheerungsfeldzügen, bei welchen die Ritter plündernd, mordend und alles niederbrennend durch das Feindesland zogen, um den Feind durch Zerstörung seiner Lebensgrundlage zur Aufgabe zu zwingen.⁷¹⁶ Auf diesen Verheerungszügen kam es häufig zu Belagerungen und kleineren Scharmützeln. Grössere Feldschlachten scheint es bis zur Schlacht von Tannenberg keine gegeben zu haben. Im Gegensatz zu früheren Untersuchungen, welche diese Verheerungsfeldzüge als ‚militärische Spaziergänge‘ betrachteten, welche mit keinerlei Gefahr für Leib und Leben der Ritter verbunden gewesen seien,⁷¹⁷ ist Paravicini in seiner umfassenden Darstellung der Preussenreisen bemüht, dieses Bild zu relativieren. So sei der Gegner stärker gewesen, als bislang häufig angenommen wurde, da er sowohl in seiner Bewaffnung als auch in seiner politischen und militärischen Organisation unterschätzt worden sei.⁷¹⁸ Dazu kämen das widrige Klima und die Geländebeschaffenheit (Wildnis und Sumpf), welche für die Angreifer

⁷¹³ Suchenwirt zitiert nach Paravicini, *Die Preussenreisen*, II, S. 128.

⁷¹⁴ Nach Paravicini, *Die Preussenreisen*, II., S. 123f. und Tabelle 53, die indirekt belegt, dass zum Beispiel Flaggen auch auf Vorrat mitgenommen wurden.

⁷¹⁵ Ein schönes Beispiel, wie der Burgenbau auch in der offensiven Planung berücksichtigt wurde. Zu diesen sogenannten ‚Baureisen‘ siehe Paravicini, *Die Preussenreisen*, II., S. 59-64.

⁷¹⁶ Beschreibungen solcher Kreuzzüge mit Quellenangaben bei Boockman, *Der Deutsche Orden*, S. 164-169. Zu Strategie und Taktik siehe Christiansen, *The Northern Crusades*, S. 160-170. Eine ausführliche und systematische Zusammenstellung der einzelnen Kriegszüge bei Paravicini, *Die Preussenreisen*, II, Tabelle 49. Dass solchen Verheerungszüge nicht blosser Zerstörungswut und Rauflust entsprungen sind, sondern als Teil einer Langzeitstrategie zur Schwächung des Gegners angesehen werden können, hat bereits Verbruggen in Bezug auf den Hundertjährigen Krieg herausgearbeitet. Vgl. dazu die Darstellungen im Kapitel ‚Die offene Feldschlacht‘.

⁷¹⁷ Chronologische Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten, welche diese Meinung vertreten, bei Paravicini, *Preussenreisen*, II, S. 110f.

⁷¹⁸ Zur Bewaffnung siehe vor allem Nadolski, *Die Forschungen über die Bewaffnung des Deutschen Ordens und seiner Gegner*, mit zahlreichen weiterführenden bibliographischen Angaben.

denkbar ungeeignet seien.⁷¹⁹ Zudem versucht Paravicini, die Gefährlichkeit der eigentlichen Reise mit Opferzahlen zu belegen.⁷²⁰ Allerdings gelangt er zu keinem konkreten Ergebnis und muss doch zugestehen, dass die Ansicht der älteren Geschichtsschreibung zumindest im Kern eine gewisse Gültigkeit besitzen muss.⁷²¹ So kann man davon ausgehen, dass die Preussenreisen natürlich gewisse Risiken für den Ritter mit sich brachten, da es trotz allem Kriegszüge mit Feindkontakt waren. Aber im Vergleich zu anderen Kriegsschauplätzen dürfte der Panzerreiter zumindest aus der Position einer relativen Sicherheit dem Gegner begegnet sein.

Die Preussenreisen dauerten in Ausläufern bis 1422; im Kern von 1328 bis 1396.⁷²² Die Schlacht bei Tannenberg 1410 gegen ein polnisch-litauisches Heer, während der der Grossmeister des Ordens mit einer nach Hunderten zu zählenden Menge an Rittern starb, brach der militärischen Expansion das Rückgrat.⁷²³

4.3. Bewertung des Verhaltens und der Motivation der Ritter

Betrachtet man das Verhalten der Ritter vor der Matrize des spätmittelalterlichen Ritterideals, wird einmal mehr sichtbar, dass dieses im Ernstfall ohne Auswirkungen auf das Kriegsgeschehen bleibt. Höfische Tugenden wie Grosszügigkeit und Freigebigkeit arten in Gelage aus, und die Bescheidenheit weicht der Prahlerei. Aber vor allem von kriegerisch-feudalen Tugenden wie Härte, Entbehrung, Disziplin und Gehorsam ist nichts mehr zu sehen. Dass dem Ritterideal demnach in keiner Weise nachgeehert worden ist, braucht hier nicht noch einmal systematisch dargestellt zu werden. Interessanter als diese Feststellung ist nun bei den Preussenreisen die Frage, aus welchen Beweggründen heraus sich ein Ritter für die Teilnahme an den Preussenreisen entschloss. Denn offensichtlich beruht die Teilnahme an den Preussenreisen keineswegs auf der Pflicht zur militärischen Gefolgschaft, wie sie im Mittelalter oftmals vorausgesetzt werden kann.⁷²⁴ Es lohnt sich deshalb, die Motive eingehender zu betrachten, weil sie sich in mancher Hinsicht mit denen decken dürften, die auch der Teilnahme an der Invasion Englands oder der Belagerung Mahdias zugrunde lagen.

⁷¹⁹ Vgl. dazu auch die Ausführungen im Kapitel „Auswirkung der Ausrüstung auf die Wahl des Terrains“.

⁷²⁰ Paravicini, Die Preussenreisen, II, S. 116-122.

⁷²¹ Ebd., S. 111.

⁷²² Zahlen nach Paravicini, Preussenreisen (LMA), Sp. 1995. 1396 soll demnach das Ende der Preussenreisen markieren. Dies ist das Jahr der Niederlage bei Nikopolis. Ob bzw. wie diese Ereignisse zusammenhängen, wurde noch nirgends untersucht.

⁷²³ Zur Schlacht bei Tannenberg siehe Markov, The Battle of Tannenberg. Hier wird unter Berücksichtigung von Arbeiten aus West- und Osteuropa der neueste Forschungsstand wiedergegeben, was gerade bei diesem Thema, das erst nach dem Zusammenbruch des Ostblocks unvoreingenommen behandelt wird, sehr wichtig ist.

⁷²⁴ So wie auch bei den untersuchten spätmittelalterlichen Kreuzzügen eine grosse Zahl von Teilnehmern freiwillig, d.h. nicht aufgrund der Pflicht zur persönlichen militärischen Gefolgschaft teilnahm.

Geoffroy de Charny schreibt in seinem Ritterspiegel, dass es sich gerade für einen wenig begüterten Ritter ziemt, als Söldner in fremden Ländern nicht nur militärische Erfahrung zu sammeln, sondern aus diesen Unternehmen auch finanzielle Gewinne zu ziehen. War es demnach die Aussicht auf Beute, welche so viele Ritter aus ganz Europa in den Ordensstaat trieb? Die Auswertung von Reiserechnungen und weiteren Quellenbelegen zeigt, dass aus keiner Preussenreise irgendwelche materiellen Gewinne gezogen worden wären. Die Aussicht auf Beute scheidet somit als Motiv für die Teilnahme aus.⁷²⁵ Und dass ein Ritter auf diesen Preussenreisen kaum militärische Erfahrungen sammeln konnte, ist offensichtlich.

Da es sich bei den Preussenreisen um eigentliche Kreuzzüge handelte, liegen auch die Frömmigkeit und der Wille, den christlichen Glauben zu verteidigen und seiner Ausbreitung zu dienen, als Triebfeder für eine Teilnahme nahe. Zudem lockten der seligmachende Märtyrertod für den, der auf dem Kreuzzug fiel, und ein vollständiger Sündenablass für den, der den Kampf überlebte. Aber mit der Frömmigkeit allein lässt sich das Phänomen der Preussenreisen nicht hinlänglich erklären, zumal das Ziel der Ritterangriffe nicht ausschliesslich Heiden, sondern durchaus auch griechisch-orthodoxe Christen waren, denn die Preussenreisenden wurden in späterer Zeit immer öfters gegen christliche Konkurrenten des Ordens eingesetzt.⁷²⁶ Zudem belegt allein das Verhalten der Ritter, dass sie sich kaum durch Frömmigkeit und Demut gegenüber Gott auszeichneten.

So bleibt als Motivation noch die eigentliche Aufgabe der Panzerreiter, also die Aussicht auf militärischen Nutzen und Erfolg. Nun ist aber die Landschaft Litauens mit ihren dichten Wäldern und Sümpfen denkbar ungeeignet, um auf die Hilfe der schweren Panzerreiter zurückzugreifen.⁷²⁷ Und auch das Argument, der Deutsche Orden hätte aus dem mit den Preussenreisen verbundenen militärtechnischen Transfer Nutzen ziehen können, lässt sich nicht belegen.⁷²⁸ So gelang es dem Deutschen Orden trotz der Unterstützung zahlreicher illustrierter Männer bis zum Zeitpunkt, an dem die Litauer das Christentum freiwillig annahmen, nie, dauerhafte Eroberungen zu machen oder gar das ganze litauische Gebiet unter seine Kontrolle zu bringen.⁷²⁹

⁷²⁵ Paravicini, Die Preussenreisen, II, S. 99-110. Im Gegenteil scheint die Preussenreise in vielerlei Hinsicht ein teures Unterfangen gewesen zu sein, bei welchem zahlreiche Ritter auf finanzielle Unterstützung angewiesen waren. Vgl. dazu die Ausführungen zu Boucicaut oder zu Herzog Philipp dem Kühnen. Zu den Kosten siehe auch Paravicini, Die Preussenreisen, II, Kapitel VIII.

⁷²⁶ Markov, The Battle of Tannenberg, S. 299.

⁷²⁷ Vgl. dazu die Ausführungen zur Auswirkung der Ausrüstung auf die Wahl des Geländes und auf die Taktik weiter oben..

⁷²⁸ Paravicini, Die Preussenreisen, II, S. 152-155.

⁷²⁹ Zum Versagen der Strategie eines Abnutzungskrieges siehe auch Christiansen, The Northern Crusades, S. 167.

Weder finanzielle noch militärische Gründe und auch nicht die Frömmigkeit kommen als Beweggrund für eine Teilnahme in Frage. Die Ritter kamen aber auch nicht nach Preussen, um sich hier dauerhaft niederzulassen oder dem Orden beizutreten, und obwohl man sich im Wirtschaftsraum der Hanse befand, auch nicht um des Handels Willen. So bleibt die Frage weiterhin offen, warum denn die Preussenreisen bei den Rittern so ungemein beliebt waren, dass sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus dem Leben der europäischen Adligen kaum noch wegzudenken sind.⁷³⁰ Denn in „Nordeuropa und England [spricht] die Wahrscheinlichkeit eher dafür als dagegen, dass ein Adliger wenigstens einmal in seinem Leben in Preussen gewesen ist. Aber auch aus Schottland und Südfrankreich, aus Nord- und Süditalien, selbst aus Aragon und Portugal lassen sich Beispiele anführen, vom gesamten Reich, Böhmen, Schlesien und [...] Polen abgesehen“.⁷³¹ Eine umfassende Antwort liefert aber nun das Ritterideal.

Zunächst springt dem Historiker, der sich mit den Preussenreisen befasst, die gute Organisation dieser Kreuzzüge ins Auge: Logiermöglichkeiten, Kreditinstitute, Einkaufsmöglichkeiten und ein breites Angebot an eigentlichen Unterhaltungsprogrammen garantierten eine standesgemäße Lebensführung während der Zeit des Wartens. Darüber hinaus sorgte ein straff organisiertes System von Kundschaftern und Verbindungsoffizieren für einen möglichst reibungslosen Ablauf der „Reisen“, die zweimal jährlich organisiert wurden. Die Preussenreisen erinnern somit entfernt an Pauschalreisen, auf welchen selbst Kleinigkeiten vorgeplant sind und die nach einem immer wiederkehrenden Schema ablaufen. Auf den Preussenreisen konnte der Ritter an gut durchorganisierten Kriegszügen teilnehmen, ohne seine adlige Lebensweise aufzugeben. Denn obwohl diese Streifzüge gegen die Litauer oft unbedeutend waren, waren es doch Kriege gegen Heiden und somit *per definitionem* Kreuzzüge. Und es sind gerade die Kreuzzüge, welche dem Ritter die Möglichkeit bieten, die höchste Ehre zu erlangen.⁷³² Die Preussenreisen waren demnach zweimal jährlich stattfindende, gut durchorganisierte Kreuzzüge, an denen die Ritter unter Beibehaltung ihrer standesgemässen Lebensweise aus einer relativ sicheren Position heraus einen inferioren Gegner (Ungläubige) bekämpfen konnten; und somit waren die Preussenreisen „die schlechthin ideale Einrichtung zum Erwerb ritterlichen Ruhmes“.⁷³³ Wo sonst konnte ein Edelmann innerhalb eines so gut organisierten Rahmens seinen *honor* verdienen, ohne sich selbst allzu stark zu gefährden? Allerdings wird, wenn man sieht, wie viele Ritter gar

⁷³⁰ So nahmen von den im ersten Teil vorgestellten Ritter allesamt, d.h. Geoffroy de Charny, Philippe de Mézières und Boucicaut mindestens einmal an einer Reise teil.

⁷³¹ Paravicini, Die Preussenreisen des europäischen Adels, S. 26.

⁷³² Am deutlichsten wird dies in Charnys Ehrenskala sichtbar.

⁷³³ Paravicini, Die Preussenreisen des europäischen Adels, S. 32.

mehrmals eine „Reise“ unternahmen – der Rekord liegt bei 35 Preußenreisen –, auch ein latenter gesellschaftlicher Leistungsdruck spürbar.⁷³⁴ Um dem von der adligen Gesellschaft getragenen Ritterideal in irgendeiner Form nachzukommen, scheinen die Ritter förmlich gezwungen, sich immer wieder ihren *honor* zu verdienen. Und noch viel deutlicher als bei den zuvor geschilderten Kriegssituationen kommt hier zum Ausdruck, dass die Preußenreisen nicht aus militärischen, politischen und kaum aus religiösen Überlegungen heraus unternommen wurden. Die Preußenreisen bieten die Gelegenheit, Ehre zu erlangen. Einen anderen Sinn kann ihnen kaum zugestanden werden. Hier geht es allein noch um den Faktor *honor*, wobei auch hier wieder von der Ehre um der Ehre Willen gesprochen werden muss, der vielzitierten *Vaine Gloire*.

Umgekehrt wirft eine solch institutionalisierte Kriegführung ihrerseits ein schlechtes Licht auf die übrigen Kriegssituationen, die in dieser Arbeit geschildert worden sind. Denn die schon zuvor geäußerte Vermutung, dass kriegerische Handlungen von den Rittern vornehmlich dazu genutzt wurden, sich selbst in Szene zu setzen, scheint sich vor dem Hintergrund der Preußenreisen zu erhärten. Dass darob der eigentliche (militärische und letztendlich politische und religiöse) Sinn vergessen ging, zeigt sich eindrücklich am Beispiel des Kreuzzugs gegen Bajazed, der im letzten Kapitel dieser Arbeit geschildert werden soll, und der den tragischen Abschluss dieser Entwicklung darstellt.

⁷³⁴ Der in Köln geborene Rutger Raitz unternahm 32 Winter- und 3 Sommerreisen. Nach Paravicini, Die Preußenreisen des europäischen Adels, S. 34.

5. Nikopolis

5.1. Quellen

Es sind vier Quellen, welche uns ausführlich vom Kreuzzug gegen Bajazed berichten. Die Chroniken des Religieux de St-Denis und von Froissart sind bereits vorgestellt worden. Eine weitere Quelle, die von diesem Kreuzzug Zeugnis ablegt, ist die Biographie von Boucicaut, die weiter oben behandelt wurde. Dieser *Livre des fais* ist der persönlichste Bericht über diesen Kreuzzug. Er wurde von einem engen Vertrauten Boucicauts geschrieben und hat daher einen oft apologetischen Charakter oder tendiert dazu, den *Maréchal* zu verherrlichen. Wenn man davon absieht, ist es aber eine Quelle aus erster Hand, welche die persönlichen Erinnerungen von Boucicaut wiedergibt.⁷³⁵ Zudem liefert sie gerade in den Schlachtenbeschreibungen wertvolle Details zur Taktik und zum Verhalten der Ritter. Die vierte Quelle ist für die militärgeschichtliche Betrachtung des Kreuzzugs insofern ein Novum, als sie von einem gewöhnlichen Pagen bzw. einem Fusssoldaten verfasst wurde. Es handelt sich hierbei um die ‚autobiographische‘ Schrift des Johannes Schiltberger. Dieser geriet nach der Schlacht von Nikopolis in osmanische Gefangenschaft, und sein Bericht erzählt uns von den zwei Jahrzehnten, die er als Sklave des Sultans in fremden Ländern verbrachte. Aufschlussreich für diese Arbeit ist vor allem seine Schilderung des Geschehens während der Tage gleich nach der Schlacht.

5.2. Vorgeschichte

Im 14. Jahrhundert gelang es den Türken, auf dem Balkan Fuss zu fassen, wodurch sie zu einer direkten Bedrohung für die südosteuropäischen Länder wurden. 1393 eroberten Bajazeds Truppen Tirnowo, die Königsstadt des ostbulgarischen Reiches, kurz darauf Nikopolis. Diese Stadt kontrollierte durch ihre Lage am Zusammenfluss dreier Flüsse den Verkehr auf der Donau.

Nach der Einnahme dieser strategisch bedeutenden Stadt und dem Wegfall der bulgarischen Verbündeten wurde Ungarn zum neuen Grenzgebiet zum Osmanischen Reich. Ungarn, durch fortgesetzte Auseinandersetzungen mit Polen und Litauen militärisch in seinen Möglichkeiten stark eingeschränkt, rief angesichts dieser neuen und völlig unkalkulierbaren Bedrohung aus Südosten den Westen zu Hilfe. Philippe d’Artois, burgundischer Ritter, leistete daraufhin mit

⁷³⁵ Ausführliche Quellenkritik findet sich zu Beginn der jeweiligen Edition. Eine kurze und pointierte Übersicht über diese drei Quellen findet sich bei Kling, Die Schlacht von Nikopolis, S. 5-7.

etwa hundert Berittenen militärische Soforthilfe, die Sigismund jedoch im Norden gegen Litauer und Polen einsetzte.⁷³⁶ Der noch relativ junge König Sigismund (29 Jahre) erhielt im Januar 1395 vom Herzog von Burgund eine positive Antwort. Der Herzog hatte im Vorfeld der Ereignisse noch zwischen einem kleinen Kreuzzug nach Ungarn und der Teilnahme an einer vom Deutschen Orden organisierten Preussenreise geschwankt – der Hilferuf Sigismunds nahm ihm somit die Entscheidung ab.

5.3. Kriegsvorbereitungen des franko-burgundischen Kontingents

Weshalb aber lag es nun Philipp dem Kühnen so am Herzen, dass dieser Kreuzzug unter der Leitung Burgunds stand? Alle in den vorangegangenen Kapiteln vorgestellten Beweggründe spielten hier mit. Zunächst die ganze Kreuzzugstradition: Philipp der Kühne hatte bereits 1363 zusammen mit seinem Vater das Kreuz genommen, burgundische Ritter nahmen am Kreuzzug des Amadeus von Savoyen und am Kreuzzug gegen Mahdia teil, seit 1393 unterstützten sie König Sigismund gegen die Türken, immer wieder förderte er finanziell die Preussenreisen seiner Ritter und hielt selbst enge Kontakte zum Grossmeister des Deutschen Ordens.⁷³⁷ Nun leitete er selbst ein solches Projekt, das ungemein prestigeträchtig war. Dieser von Philipp dem Kühnen organisierte Kreuzzug förderte das Ansehen der Hauses Burgund in einer Weise, wie es heute kaum noch nachvollziehbar ist.⁷³⁸ Dies dürfte wohl der Hauptgrund sein, weshalb Philipp der Kühne dieses Projekt unermüdlich vorantrieb. Zudem spielte auch die politische und militärische Notwendigkeit, die sich aus dem Vordringen Bajazeds auf dem Balkan ergab, eine Rolle. Dazu kommt noch als jeweils nur schwer abzuschätzender Beweggrund die Frömmigkeit: Papst Benedikt XIII. versprach den Teilnehmern vollständige Absolution, falls sie im Krieg sterben würden.⁷³⁹ Die Verfasser der wichtigsten Quellen heben die Tatsache, dass der Krieg gegen Bajazed ein „Kreuzzug“ sei, der Absolution und den seligmachenden Märtyrertod verheisse, auch immer wieder hervor.⁷⁴⁰

Philipp der Kühne schlug als Leiter dieser Expedition seinen eigenen Sohn Graf Johann, von Nevers vor. Dieser war damals 24jährig und sollte sich im Kampf gegen die Ungläubigen seine Sporen als Ritter verdienen. Da sein Sohn verständlicherweise in diesem Alter in

⁷³⁶ Vaughan, Philip the Bold, S. 61.

⁷³⁷ Vaughan, Philipp the Bold, S. 61.

⁷³⁸ Siehe dazu Müller, Kreuzzugspläne und Politik von Philipp dem Guten. Am Beispiel dieses bloss geplanten Kreuzzuges zeigt er schön auf, wie stark der Prestigegegewinn, der mit einem solchen Unternehmen zusammenhing, als Motivation wirken konnte.

⁷³⁹ Vgl. Vaughan, Philipp the Bold, S. 64.

⁷⁴⁰ So Livre de fais, S. 115, Rel., S. 286, und Froissart, S. 310.

militärischen Fragen noch recht unerfahren war, bestimmte Philipp der Kühne am 29. März 1396 die Mitglieder eines Beraterstabes, die seinem Sohn zur Seite stehen sollten.⁷⁴¹ Die erhaltenen Ordonnanzen zeigen nicht nur die Zusammensetzung dieses Beraterstabes, sondern gewähren auch einen tieferen Einblick in die Vorbereitungsphase eines so grossen Unternehmens. So erfahren wir daraus zunächst einige interessante Details über den Aufbau des burgundischen Heeres bzw. des franko-burgundischen Kontingents, welches das alliierte Heer von König Sigismund im Kampf gegen die Ungläubigen unterstützen sollte. Es umfasste zunächst alle Ritter, denen der Herzog *a ordonne aller au voiage de hongerie*, also das feudale Gefolge des Herzogs. So wurde zum Beispiel Philipp de Bar ‚ausgehoben‘ und brachte wiederum *6 chevaliers* und *6 escuiers* mit sich.⁷⁴² Das gesamte Gefolge scheint aber für seinen Aufwand nach dem semi-feudalen Prinzip finanziell entschädigt worden zu sein.⁷⁴³ Neben dem eigentlichen Gefolge des Herzogs stiessen nun Ritter aus ganz Europa zum burgundischen Kontingent, die ihrerseits wieder eigenes Gefolge mit sich brachten.⁷⁴⁴ Dies ist ein Phänomen, das bei allen untersuchten spätmittelalterlichen Kreuzzügen beobachtet werden konnte. Es scheint, dass ein weiteres Mal jeder, der etwas auf sich und seinen Ruf gab, an diesem Kreuzzug teilnehmen wollte. Der Andrang war wiederum so gross, dass die Zahl der Teilnehmer beschränkt werden musste.⁷⁴⁵ Unter den tausend Rittern,⁷⁴⁶ die zugelassen wurden, finden sich dann auch ein weiteres Mal die Namen der gesamten *High-Society* des damaligen Europas, darunter wieder Philippe d’Artois, der Graf von Eu, Philippe de Bar, Boucicaud, Enguerrand de Coucy, Guillaume und Guy de la Trémouille und Jean de Vienne.⁷⁴⁷ Es ist fraglich, ob sich der rege Zulauf allein dadurch erklären lässt, dass die Ungläubigen dieses Mal eine Bedrohung für weite Teile Europas darstellten. Wahrscheinlicher ist, dass auch dieser Kreuzzug weniger als ernstzunehmende Kriegssituation, denn vielmehr als gesellschaftliches Ereignis wahrgenommen wurde und eine Gelegenheit bot, Ruhm und Ehre zu erwerben, wie es sonst nur die Preussenreisen in regelmässigen Abständen vermochten. So schreibt Froissart zu Beginn der Ausführungen über diesen Kreuzzug: *Ainsi avoient cause de euls resveillier plusieurs chevalliers et escuiers en*

⁷⁴¹ Zu diesen Ausführungen siehe Froissart (zu Nikopolis Bd. XV), S. 218-221, Rel., S. 428, Boucicaud, S. 92, und Schiltberger, S. 42.

⁷⁴² Ordonance, S. 145.

⁷⁴³ Ordonance, S. 144, aber auch Livre de fais, S. 91.

⁷⁴⁴ So brachte Boucicaud 70 Gefolgsmänner mit sich, von denen 15 Ritter waren. Nach dem Livre de fais, S. 91. Frankreich und Burgund waren nicht die einzigen, die dem Hilferuf des ungarischen Königs folgten. Auch aus Deutschland und England fanden sich Ritterkontingente ein. Siehe dazu Froissart, S. 230 und 310, Schiltberger, S. 45, und Livre de fais, S. 116.

⁷⁴⁵ Froissart, S. 222.

⁷⁴⁶ Froissart spricht von 2000, die übrigen Quellen von 1000.

⁷⁴⁷ Eine Liste mit all den klingenden Namen findet sich bei Atiya, *The Crusade in the Later Middle Ages*, S. 523-528.

*plusieurs parties pour les armes qui apparoient en celle saison, les ungs pour aler ou voiage de Honguerie, et les autres pour le voiage de Frise.*⁷⁴⁸ Die Beobachtung, dass viele weltliche Fürsten schwankten, ob nun Preussen oder Ungarn das Ziel des nächsten Kreuzzuges sein sollte, zeigt eindrücklich, wie ernst (oder eben nicht) die Türkengefahr genommen wurde und wie auch in diesem Fall die Motivation der Ritter vor allem in der Aussicht auf standesgemässe Betätigung und Ruhm bestand. Ein weiteres interessantes Detail der *Ordenance* ist jenes, dass *ceulx par qui monsieur le Conte se conseillera*, namentlich aufgelistet werden und somit von Anfang an eine Art Befehlsstab für das franko-burgundische Heer geplant war.⁷⁴⁹ Darüber hinaus werden in der *Ordenance* weitere Posten vom Bannerträger des Grafen von Nevers bis zum Metzger vergeben.⁷⁵⁰

Aber nicht nur Panzerreiter aus ganz Europa eilten den Ungarn zu Hilfe. In Italien stellten Venedig und Genua Galeeren zu Verfügung. Auf den Befehl des Grossmeisters Philibert de Naillac traten auch zahlreiche Ritter von Rhodos hinzu. Mit der Unterstützung der ungarischen Truppen durch all diese Ritter umfassten die alliierten Truppen am Vorabend der Schlacht dann ein stattliches Heer.⁷⁵¹

Die Hauptlast der Finanzierung des Kreuzzuges trug Philipp der Kühne, der bereits seit 1394 Extrasteuern erheben liess.⁷⁵² Im Budget von 1395 hatten seine Finanzberater dann grosse Beträge für dieses Unternehmen freizustellen.⁷⁵³ Mit diesem Geld wurde unter anderem Johann von Nevers für den Kriegszug ausgerüstet, wobei der hier auftretende Luxus mehr an eine Parade denn an einen Kreuzzug denken lässt: Neben 24 Zelten und Pavillons aus grünem Samt, wundervollen Bannern und Teppichen wurde auch extra feines Geschirr für Feste angefertigt.⁷⁵⁴ Zu Johanns Gefolge gehörten auch zwölf Trompeter, die schön gekleidet vor seinem Zelt zu stehen hatten.⁷⁵⁵ Zumindest der Graf achtete demnach frühzeitig darauf, dass eine standesgemässe Lebensführung auch während des Kriegszuges gewährleistet blieb.

Im Frühling 1396 waren dann sämtliche wichtigen Vorbereitungen abgeschlossen, und Johann von Nevers konnte mit seinen Rittern nach Ungarn aufbrechen.

⁷⁴⁸ Froissart, S. 229.

⁷⁴⁹ *Ordenance*, S. 147.

⁷⁵⁰ *Ordenance*, S. 147.

⁷⁵¹ Lalande, Jean II. le Meingre, Anmerkung 27, spricht von hunderttausend Mann. Aufgrund des komplizierten ‚Rekrutierungssystem‘, bei welchem vor allem die Stärke des individuellen Gefolges eines Ritters im Dunkeln bleibt, ist allerdings die numerische Stärke kaum abzuschätzen und auch diese Zahl bleibt Spekulation.

⁷⁵² Vgl. Vaughan, Philipp the Bold, S. 63.

⁷⁵³ Die entsprechende Quelle ist abgedruckt bei Delaville le Roulx, *La France en Orient*, II, Quelle Nr. 5.

Ausgewertet wird diese Quelle bei Atiya, *Nicopolis*, S. 139, und bei Vaughan, *Philip the Bold*, S. 228f.

⁷⁵⁴ Nach David, *Philipp le Hardi*, S. 37f. Und auch hier drängt sich wieder die Frage auf, wie zwingend nötig diese Ausrüstung für einen Kreuzzug ist.

⁷⁵⁵ Die Trompete ist das Instrument des Glanzes, der Macht und der Herrschaft. An ihrer Zahl kann man den Grad der Macht eines Fürsten ablesen. Vgl. dazu Goldron, *Triumph der Polyphonie*, S. 18-35.

5.4. Das Vorrücken auf den Balkan

5.4.1. Vormarsch auf Buda

Der allgemeine Besammlungsort für das franko-burgundische Heer war für den 30. April bei Montbéliard festgesetzt worden. Am 6. April verabschiedete sich Johann von Nevers vom französischen König und erbat sich dann zusammen mit seinem Vater in Saint-Denis den Schutz des Herrn. Am 13. April traf Johann von Nevers in Dijon ein, wo er die letzten Vorbereitungen für die Expedition auf den Balkan überwachte. Nachdem er sich von seiner Familie verabschiedet hatte, zog er am 25. April mit seinen Leuten los, um die Verbündeten bei Montbéliard zu treffen.⁷⁵⁶

Von da aus brachen die Ritter nicht alle auf einmal in einer einzigen grossen Masse auf, sondern in kleinen Trupps, die sich später wieder sammeln sollten.⁷⁵⁷ So ist es durchaus möglich, dass nicht alle Abteilungen dieselbe Anmarschroute wählten. Ich folge hier derjenigen von Johann von Nevers.

Von Montbéliard zog die Armee Richtung Elsass, durchquerte dann den Breisgau und erreichte am 9. Mai Bayern.⁷⁵⁸ Überall in dieser Gegend wurden die Ritter gastlich aufgenommen, was vielleicht auch damit zusammenhängt, dass Johann selbst eine Wittelsbacherin zur Gemahlin hatte. Hier stiessen zudem deutsche Kreuzritter zum franko-burgundischen Heer. Gemeinsam zogen die Ritter nach Wien, das Johann von Nevers mit dem Gros des Heeres am 24. Juni erreichte. Hier wurden die Ritter besonders glänzend empfangen, war doch Herzog Leopold IV. von Österreich ein Schwager von Johann.⁷⁵⁹ Wie lange der Aufenthalt in Wien, wo auch im grossen Stil Proviant besorgt wurde, dauerte, ist nicht ganz klar. Zu dieser Zeit wurde ein flämischer Ritter, welcher der deutschen Sprache mächtig war, Gautiers de Ruppes,⁷⁶⁰ zum König von Ungarn vorausgeschickt, um ihn vom Herannahen des Ritterheeres zu unterrichten.

Von Wien aus drangen die Ritter schliesslich im Juli auf Buda vor, wo Johann von Nevers vom ungarischen König Sigismund mit den höchsten Ehren empfangen wurde.⁷⁶¹ Buda war zugleich Treffpunkt aller konföderierten Kräfte, das heisst, dass hier auch die Ritter aus England, von Rhodos und aus Polen zum Heer stiessen.⁷⁶²

⁷⁵⁶ Nach Rel., S. 428.

⁷⁵⁷ Froissart, S. 231, und Rel., S. 428f., auch für die folgenden Ausführungen.

⁷⁵⁸ Aufmarschroute nach Froissart, S. 231, und nach Rel., S. 430.

⁷⁵⁹ Froissart, S. 231.

⁷⁶⁰ Derselbe, dessen Erinnerungen den Berichten des Religieux de St-Denis zugrunde liegen.

⁷⁶¹ Boucicaud, S. 590. Sigismund zog dem Hilfskorps sogar entgegen, um es festlich einzuholen.

⁷⁶² Nach Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 249.

Bereits in Buda geriet das vorrangige Ziel der französischen und burgundischen Ritter, nämlich Ehre zu erwerben, mit den militärstrategischen Überlegungen Königs Sigismund in Konflikt, und es entzündete sich ein erster Streit zwischen Sigismund und den Rittern. Dem ungarischen König schien mit diesem heterogenen Heer ein defensiv geführter Krieg passend.⁷⁶³ Er wollte den Feind in Ungarn erwarten, wo man den Schlachtort selbst bestimmen könnte und einem vom langen Marsch durch unbekanntes Gebiet erschöpften Heer begegnen würde. Die deutschen, englischen und französischen Ritter wollten davon nichts hören. Sie seien gekommen, um zu kämpfen und nicht um feige auf den Feind zu warten.⁷⁶⁴ Auf diesem Standpunkt beharrten sie, und König Sigismund musste einlenken.

Wieder einmal opferten die Ritter grundlegendste militärische Erkenntnis und taktische und strategische Überlegungen ihrem eigentlichen Anliegen: *Honor* zu erwerben. Sie handelten nicht, wie es die äusseren Umstände oder das spätmittelalterliche Ritterideal verlangten, sondern wie es ihnen das Streben nach ihrer Vorstellung von Ehre gebot. Was bereits Philippe de Mézières gefordert hatte und was einem Koalitionsheer am meisten Not getan hätte, wäre eine straffe, zentrale Oberleitung gewesen, deren Befehle mit unbedingtem Gehorsam hätten ausgeführt werden müssen. Das hatten die Ritter eigentlich erkannt, und sie schworen dem König auch alle die Treue und versprachen, seinen Befehlen zu gehorchen.⁷⁶⁵ Trotz dieses Schwurs und der Zusicherungen der Ritter wurde schon hier deutlich, dass eine klare Leitung fehlte. Sigismund musste sogar mit den Rittern verhandeln, ohne dass er seine Absichten durchzusetzen vermochte. Und in einer ähnlichen Lage, wie sich Sigismund den Fürsten gegenüber befand, fand sich Johann von Nevers wieder. Er erschien bereits hier weniger als Kommandierender, auf dessen Befehl hin alles zu geschehen hatte, als vielmehr als Präsident der im Kriegsrat vereinten Ritter. Und selbst in dieser Position trat Johann in den Verhandlungen mit Sigismund hinter den anderen Vertretern zurück.

5.4.2. Gegen den Feind

Um die Türken aus Europa zu verjagen, schien Nikopolis der strategisch geeignetste Ort. Hier wollte man das Heer Bajazeds erwarten. Nach Froissart erfolgte der Aufbruch aus Buda auf Befehl des Königs Anfang Juli.⁷⁶⁶ Die Vorhut führte der Palatin von Ungarn, Leustachius von Ilsa, mit zahlreichen Deutschen in seiner Abteilung. Das Zentrum bildeten die französischen Fürsten mit ihren Abteilungen, die Nachhut der Ungarn führte König

⁷⁶³ Plan des Königs nach Froissart, S. 242-244, und Rel., S. 488-490.

⁷⁶⁴ Froissart, S. 242-244, und Livre de fais, S. 590.

⁷⁶⁵ Rel., S. 486.

⁷⁶⁶ Froissart, S. 244.

Sigismund, in dessen Nähe sich wohl Johann von Nevers befand.⁷⁶⁷ Der Vormarsch des alliierten christlichen Heeres erfolgte dem nördlichen Donauufer entlang. Dadurch wurde die Versorgung der Truppen mittels Proviantschiffen erleichtert. Nachdem das Heer den Pass des Eisernen Tores hinter sich gelassen hatte, überquerte es die Donau, was acht Tage in Anspruch genommen haben soll.⁷⁶⁸ Das Bild eines Ritterheeres, das in einer riesigen wohlorganisierten Kolonne vorrückte, muss aber schon hier korrigiert werden. Sowohl der Anmarsch, als auch die Überquerung der Donau verliefen, liest man die Quellen bis hier her, in lockerer Ordnung und mit wenig Disziplin. Denn gerade die französischen Ritter hielten – wie bei den Preussenreisen oder in Sluis beobachtet werden konnte – selbst auf dem Anmarsch an ihrem Lebensstil fest. Sie gaben Feste, zerstreuten sich durch Spiele und fielen bei den übrigen Alliierten durch ihre extravagante Mode auf.⁷⁶⁹

Nach der Durchfurchung der Donau, stand das alliierte Heer nun in Feindesland. Man darf sich das aber nicht als von den Türken besetztes und gut kontrolliertes Gebiet vorstellen. Es war von christlichen Stämmen bewohnt, die lediglich in Abhängigkeit von den Türken standen. Dies genügt aber, dass es die Zeitgenossen bereits als türkisches Land bezeichnen.⁷⁷⁰

Die erste befestigte Stadt, auf welche die Christen trafen, war Widdin. Als das Heer heranrückte, ergab sich die Bevölkerung ohne vorherige Belagerung. Dort wurde eine Besatzung von 300 Rittern und Knechten zurückgelassen. Johann von Nevers erhielt von Sigismund nach der Einnahme dieser ersten feindlichen Stadt den Ritterschlag, was Anlass zu einem weiteren grossen Fest war.⁷⁷¹

Danach zog das Heer weiter, bis es sich Rachowa näherte. Hier sollte die Kreuzfahrer erstmals ernsthafter Widerstand erwarten, denn die gut befestigte Stadt wurde von einer türkischen Besatzung gehalten, die nicht Willens war, dem christlichen Heer zu weichen.⁷⁷² Nachdem die französischen Ritter über die Lage in und um Rachowa in Kenntnis gesetzt worden waren, waren sie begierig darauf, sich vor allen anderen Rittern auszuzeichnen und den ersten Angriff auszuführen, um als erste Ehre zu erwerben.⁷⁷³ So ritten sie die ganze Nacht durch, um dem Gros des Heeres voranzueilen, und kamen am nächsten Morgen vor den Mauern der Stadt an. Es gelang ihnen, einen Ausfall der Türken zurückzuschlagen und

⁷⁶⁷ Marschordnung nach Froissart, S. 249.

⁷⁶⁸ Froissart, S. 245.

⁷⁶⁹ Rel., S. 484.

⁷⁷⁰ Zum Beispiel bei Froissart, S. 242: *passer la Dunoe....entrer en la Turquie.*

⁷⁷¹ Livre des fais, S. 591, und Froissart, S. 248.

⁷⁷² Im Folgenden gehen die Quellen zum Teil auseinander. Der Religieux de St-Denis neigt dazu, das Verhalten der Ritter allzu sehr ins Negative zu rücken. Froissart erwähnt Rachowa überhaupt nicht. Ich gebe hier nur den Teil wieder, der im Kern bei allen Quellen, die Rachowa behandeln, gleich ist: Rel., S. 492, Livre des fais, S. 94-97, und Schiltberger, S. 41.

⁷⁷³ Darunter Boucicaud, der Conte d'Eu und Philippe de Bar.

die Feinde in die Stadt zurückzudrängen. Aber aufgrund ihrer geringen Zahl und weil sie vom nächtlichen Ritt erschöpft gewesen sein dürften, konnten die Ritter keinen weiteren Angriff wagen. Ausserdem fehlte ihnen jegliches Antwerk. So mussten sie sogar froh sein, ihre Position halten zu können. Als Sigismund hörte, was vorgefallen war, schickte er Verstärkung und befahl dann einen allgemeinen Angriff, der aber beim Eindunkeln abgebrochen werden musste.

Die Stadt fiel erst in die Hände des alliierten Heeres, als sich die christliche Bevölkerung ergab. Die türkischen Besatzer wurden massakriert, mit Ausnahme der reichsten, die als Geiseln genommen wurden, um sie später gegen ein Lösegeld einzutauschen.⁷⁷⁴ Das Niedermetzeln der Besatzung einer eroberten Stadt oder das Erpressen von Lösegeld für Kriegsgefangene mag aus heutiger Sicht vielleicht unritterlich erscheinen. Man muss aber berücksichtigen, dass dies alles als selbstverständlich zur mittelalterlichen Kriegführung gehörte und keineswegs einen Verstoß gegen das Ritterideal bedeutete.

Bedenklich ist vielmehr ein anderer Aspekt, nämlich jener, dass die französischen und burgundischen Ritter über ihrer Ruhmsucht ein weiteres Mal grundlegendste militärische Erkenntnis vergessen haben. So ritten sie die ganze Nacht hindurch in eine Schlacht, welche von Beginn weg aussichtslos gewesen sein musste, da sich die Besatzer einfach zurückzogen und sich danach auf die Verteidigung der Stadt beschränkten. In diesem Scharmützel wurde die ‚alliierte Kavallerie‘ sinnlos abgenutzt und unnötigen Risiken ausgesetzt. Zudem scheinen all die Beweggründe, welche die Ritter während den letzten Jahrhunderten immer wieder das Kreuz nehmen liessen, vergessen. Dem nächtlichen Ritt, um als erste vor den Mauern von Rachowa zu sein, lag nichts Anderes zugrunde, als die bereits von Philippe de Mézières oder Christine de Pisan angeprangerte *Vaine Gloire*. Dieser Hochmut wurde eigentlich nur noch von den chaotischen Zuständen, die im Heer herrschten, übertroffen. Mit der christlichen Demut war auch die Ergebenheit gegenüber dem Befehlshaber geschwunden. Ohne das Wissen des Königs brach das französische Kontingent nach Rachowa auf. Und als Sigismund mit der Unterstützung herannahte, um sie aus ihrer kritischen Lage zu befreien, ist nichts von Dankbarkeit zu erkennen.⁷⁷⁵ Ein weiteres Indiz dafür, dass eine klare Rangordnung und Befehlsstruktur fehlten, ist auch in der Tatsache zu sehen, dass Johann von Nevers, der eigentlich das Oberkommando über das franko-burgundische Kontingent hätte, in den Quellen gar nicht mehr erwähnt wird.

⁷⁷⁴ Die Zahl von 1000 Geiseln bei Rel., S. 494, ist wohl wertlos.

⁷⁷⁵ Boucicaud, S. 591f. Siehe auch Delaville le Roulx, *La France en Orient*, S. 253.

5.4.3. Belagerung von Nikopolis

Anfang September erreichte das alliierte Heer Nikopolis.⁷⁷⁶ Die gut befestigte Stadt am rechten Donauufer war von grösster strategischer Bedeutung, und es erstaunt nicht, dass sie von den türkischen Besatzern verbissen verteidigt wurde: Denn von Nikopolis aus wurde das ganze Aluta-Tal dominiert, was die Stadt zum Schlüssel zur gesamten Walachei machte. Zudem lag die Stadt an einem Verkehrsknotenpunkt, da sich hier mehrere Strassen, die Donau und die Aluta entlang und von den Balkanpässen herführend, vereinigten. Bei der Lage und Stärke der Stadt war es nur natürlich, dass König Sigismund sie zu nehmen versuchte. So wurde die Stadt vollständig, das heisst auch mit Schiffen vom Wasser her, eingeschlossen.⁷⁷⁷ Die alliierten Ritter hatten es aber ein weiteres Mal versäumt, genug Belagerungsmaterial wie Katapulte, Belagerungstürme und Rammböcke mitzuführen.⁷⁷⁸ Und im Gegensatz zum Aufmarsch an der Kanalküste finden sich in den Quellen auch keine Hinweise auf Büchsen.⁷⁷⁹ Als ihre Angriffe auf die Stadt nun fehlschlagen, begann man sich auf eine längere Blockade einzustellen und die Mauern der Stadt zu unterminieren.⁷⁸⁰ Während gut zwei Wochen lagen die christlichen Truppen vor den Mauern von Nikopolis.⁷⁸¹ Durch die Untätigkeit, die den Rittern durch die Taktik der Blockade aufgezwungen wurde, kam es zu einem völligen Zerfall der Disziplin und Ordnung im Lager.⁷⁸²

Die Zelte der Ritter waren oftmals mit einer edlen Zimmereinrichtung ausgestattet und geschmückt mit wertvollen Teppichen und Bildern. Nun besuchten sich die Edelmänner gegenseitig, tauschten Höflichkeiten aus und bewunderten ihr modisches Auftreten. Offenbar wurde hier, mitten im Feindesland, das Verhalten am Hof nachgeahmt, eine Situation, die auffällig an die Zeit des Wartens in Sluis oder an die Preussenreisen erinnert. Vom Abend bis tief in die Nacht hinein wurden Feste gegeben, an denen der eigens herbeigeschaffte Wein in Strömen floss und an denen natürlich auch die Frauen nicht fehlten. So entwickelte sich die Belagerung zu einem Fest von bacchantischem Ausmass.

Noch schwerer wog aber, dass nicht einmal die allernötigsten Vorkehrungen getroffen worden waren, um das Lager zu bewachen, dass keine Spähtrupps ausgesandt wurden und

⁷⁷⁶ Die Zeitangabe nach Froissart, S. 312.

⁷⁷⁷ Rel., S. 494.

⁷⁷⁸ Rel., S. 494. So wie schon auf dem Kreuzzug gegen Mahdia.

⁷⁷⁹ Der Transport der Büchsen über grosse Distanzen dürfte demnach die Verantwortlichen vor unüberwindbare logistische Probleme gestellt haben. So fehlte, obwohl ja gerade die Burgunderherzöge eine eigentliche Pionierrolle im Einsatz der Büchsen einnahmen, diese Waffe auch vor Mahdia.

⁷⁸⁰ Rel., S. 496. Auch der Livre de fais, S. 102, erwähnt das Anlegen von zwei Minenstollen.

⁷⁸¹ Dauer der Belagerung nach Livre des fais, S. 102 (15 Tage), Froissart, S. 312 (15 Tage), Rel., S. 496 (17 Tage), und Schiltberger, S. 42 (16 Tage).

⁷⁸² Im Folgenden nach Rel., S. 496-498.

man sich in trügerischer Sicherheit wiegte.⁷⁸³ Boucicaut soll sogar den Boten, die Berichte von den ersten Anzeichen der Nähe des türkischen Heeres überbrachten, die Ohren abschneiden haben lassen.⁷⁸⁴

Auch während der Belagerung von Nikopolis präsentiert sich bis zum Vorabend der Schlacht ein Bild der Ritter, das nichts mit dem spätmittelalterlichen Ritterideal zu tun hat. Von den Elitesoldaten im Dienste des Glaubens und Vorbildern für die gesamte Christenheit ist nichts zu sehen. Ihr Verhalten im Feld, mangelhaft ausgerüstet und die elementarsten Sicherheitsvorkehrungen missachtend, erscheint schon fast dilettantisch oder kann als Zeichen ihrer übertriebenen Selbstsicherheit – der *Vaine Gloire* – gewertet werden. Und in ihren rauschenden Festen ist das letzte Bisschen Bescheidenheit und Disziplin verlorengegangen.

5.5. Die Schlacht

Den von Bajazed in Eilmärschen von Konstantinopel über Plodiv nach Nikopolis geführten osmanischen Streitkräften muss sich ein seltsames Bild geboten haben: Der Hauptteil des franko-burgundischen Lagers glich einem Festplatz, und von Eigensicherung oder ernsthaften Belagerungsbemühungen war kaum etwas zu erkennen. Im Grossen und Ganzen verhielten sich die Ritter, als wären sie in Europa, die Umgebung bekannt und sicher und als sei der Fall der Stadt nur noch eine Frage von Tagen.

Am 24. September schliesslich kehrte der Grossfürst von Ungarn, von König Sigismund zur Feindaufklärung ausgesandt, mit bedrohlich klingenden Nachrichten zurück: Die Vorausdetachements der Türken seien nur noch sechs Meilen entfernt. Diese Abteilungen habe er angreifen und zerschlagen können.⁷⁸⁵ Die Ritter, gerade beim Essen, wurden von dieser Nachricht völlig überrascht, und vom Tisch weg stürzten sie, einige schon angetrunken, zu ihren Waffen.⁷⁸⁶ Um nun die Lage, in der sich die Ritter gerade befanden, besser verstehen zu können, lohnt es sich, die Beschreibung zu den Vorbereitungen zu einer Reiterschlacht hinzuzuziehen, die uns in Ottokars Reimchronik vorliegt.⁷⁸⁷ Hier werden die Vorbereitungen der Ritter – das Überprüfen der Waffen, das Ausbessern der Rüstung, die Versorgung der

⁷⁸³ Froissart, S. 264, lässt Coucy einen Erkundungsritt durchführen, der allerdings erfolglos bleibt. Nach Rel., S. 502, hat der Grossfürst von Ungarn einen Spähtrupp angeführt. Dies geschieht aber erst nachdem man über das Herannahen der feindlichen Truppen informiert war. Der Grossfürst sollte wohl mehr über die Stärke des feindlichen Heeres und deren Bewaffnung herausfinden. Demnach scheinen die Sicherung des Geländes und die Aufklärung sträflich vernachlässigt worden zu sein.

⁷⁸⁴ Rel., S. 500. Hinweise auf die völlige Vernachlässigung des Selbstschutzes auch Rel., S. 504, und bei Froissart, S. 312f.

⁷⁸⁵ Froissart, S. 312.

⁷⁸⁶ Boucicaut, S. 103, und Froissart, S. 312.

⁷⁸⁷ Im Folgenden nach Ottokars Österreichischer Reimchronik, Z. 32835-32980.

Pferde, das Beraten über die Taktik, das Anziehen der Körperharnischs bis hin zur Messe vor der Schlacht und dem Aufstelle der Truppen – detailliert beschrieben. Dazu blieb den Rittern der ganze Vorabend und die ganze Nacht hindurch Zeit. Es ist demnach anzunehmen, dass den Panzerreitern normalerweise mindestens einige Stunden Zeit blieb, sich, auch psychologisch, auf den Kampf vorzubereiten. Dieser Fall ist hier vor Nikopolis nicht gegeben. Unter enormen Zeitdruck mussten nun die alliierten Truppen ihre Schlachtvorbereitungen treffen.

In den folgenden Stunden diskutierte man unter hektischen Treiben über die nächsten Schritte, die zu unternehmen seien.⁷⁸⁸ Sigismunds Absicht wäre es nun gewesen, seine Truppen sowie einheimische Verbündete (Wallachen und Syldavier) ins erste Treffen zu stellen und den Alliierten die Reserve zu überlassen. Dies aus mehreren Gründen: Erstens waren die ungarischen Truppen mit der osmanischen Kriegführung vertraut und galten als gute Kämpfer. Zweitens hätte sich so die Möglichkeit ergeben, die weniger zuverlässigen Verbündeten im Auge zu behalten (die Syldavier verschwanden dann auch wirklich kurz nach Ausbruch der Schlacht). Für den Fall eines überraschend starken ersten osmanischen Angriffs sowie zum Ausbau und Erhalt erster christlicher Schlachterfolge war zudem eine starke, verlässliche Reserve notwendig.⁷⁸⁹ Deshalb gab der König den französischen und burgundischen Rittern auch den ausdrücklichen Befehl, noch nicht anzugreifen.⁷⁹⁰ Anstatt aber auf diese Vorschläge einzugehen, die von einem Mann stammten, der den Feind besser zu kennen schien als alle französischen und burgundischen Ritter, führte dieser Plan zu grosser Entrüstung. Die französischen und burgundischen Ritter sahen sich um Ruhm und Ehre betrogen: Sollte ihnen doch nicht nur der erste Angriff und somit *la fleur de la journée et l'onneur* verweigert werden, sondern standen sie auch noch hinter den Fusstruppen in der Schlachtordnung. Dies war in ihren Augen gegen die Ehre eines echten Ritters gerichtet.⁷⁹¹

Um die dritte Tagesstunde herum schliesslich kam der Alarmruf. Die Osmanen waren nun in Sichtweite des Lagers. Daraufhin erschallte überall der Ruf zu den Waffen, und die Älteren und Erfahreneren stellten sich um Johann von Nevers auf. Der Admiral Frankreichs, Jean de Vienne, ergriff das Wort, um seine Kameraden auf die Schlacht einzustimmen, und gab daraufhin das Signal zum Angriff.⁷⁹² Constable d'Eu griff an der Spitze an, die

⁷⁸⁸ In dieser von höchster Nervosität geprägten Situation, begingen die französischen und burgundischen Ritter auch jene Tat, die bereits bei vielen Zeitgenossen Abscheu hervorgerufen hat: Sie töteten die wehrlosen Gefangenen, die sie als Geiseln aus Rachowa mitgeführt hatten. Siehe dazu Rel., S. 500f.

⁷⁸⁹ Sigismunds Plan: Froissart, S. 313f., Rel., S. 502, und Schiltberger, S. 42. Details des ursprünglichen Schlachtplans auch bei Atiya, *Crusade, Commerce and Culture*, S. 208.

⁷⁹⁰ Froissart, S. 312, und Rel., S. 502.

⁷⁹¹ Zitat nach Froissart, S. 314. Argumente der Ritter bei Froissart, S. 313-315, und bei Rel., S. 502.

⁷⁹² Froissart, S. 315.

Hauptstreitmacht befehligten de Coucy und de Nevers:⁷⁹³ Das franko-burgundische Kontingent griff also ohne sich mit den übrigen zu besprechen und gegen den ausdrücklichen Befehl Sigismunds als erste den Feind an! Dies war nicht nur ein offener Befehlsbruch, sondern gefährdete das ganze Unternehmen.⁷⁹⁴

Einzig die Ritter von Rhodos und einige seiner slawischen Verbündeten blieben bei Sigismund, dessen Schlachtplan bereits zerstört und dem das Gesetz des Handelns aus den Händen geglitten war.

Die erste Schlachtreihe der Osmanen war von den französischen und burgundischen Rittern schnell zerschlagen.⁷⁹⁵ Hier waren nur leichte Infanteristen sowie leichte Kavallerie (*akinci*) in Stellung gegangen, meist Söldner, die dem geballten Ansturm der gepanzerten Ritter nur wenig entgegensetzen hatten.⁷⁹⁶ Doch ihre Positionierung im ersten Treffen hatte andere Gründe gehabt: Sie sollten zum einen den Angriff auffangen und dessen Dynamik brechen sowie einen Wald an Pfählen verbergen, die als Reiterhindernis hinter ihren Linien in den Boden gerammt worden war.⁷⁹⁷ Dahinter und an den Seiten waren zudem disziplinierte Bogenschützen (die Janitscharen) postiert worden, die nun die absitzenden Ritter unter Beschuss nahmen. Aus den Schilderungen geht nicht ganz klar hervor, ob ausschliesslich Ritter oder auch Fusssoldaten an diesen Ereignissen beteiligt waren; es ist jedoch möglich, dass letztere aufgrund des unfreiwilligen Zwischenhaltes aufschliessen konnten.

Im Anschluss an diese ersten heftigen Kämpfe kam es zu einer zeitweiligen Überlegenheit der französischen und burgundischen Ritter.⁷⁹⁸ Offenbar konnten sie ihre Formation schliessen und begannen nun, die osmanische Infanterie zu Fuss anzugreifen. Dabei und im Folgenden bewegten sie sich in ihren schweren Rüstungen samt Bewaffnung stets bergauf. Die Pferde waren bei den Pfahlhindernissen zurückgelassen worden, weshalb die beiden älteren Ritter de Coucy und de Vienne die Kämpfenden zum Einlegen einer Pause aufriefen, die sowohl der Erholung als auch zum Sammeln der Männer hätte dienen sollen. Die

⁷⁹³ Die Gruppe von Rittern, zu der im späteren Schlachtverlauf alle franko-burgundischen Ritter stiessen, mass zu Beginn der Schlacht wahrscheinlich ca. 1000 Mann. Dazu Vaughan, Philippe the Bold, S. 70.

⁷⁹⁴ Siehe dazu Livre des fais, S. 106, Froissart, S. 313-315, Rel., S. 502, und Schiltberger, S. 42.

⁷⁹⁵ Hier findet sich das einzige Beispiel in allen betrachteten Kriegssituationen für einen ‚klassischen‘ Ritterangriff in enger Formation und mit angelegten Lanzen.

⁷⁹⁶ Livre des fais, S. 105, Froissart, S. 316, und Rel., S. 504. Vgl. dazu auch die Ausführungen im Kapitel „Morgenländische Heeresstruktur und Taktik“.

⁷⁹⁷ Erwähnung der Pfähle wie auch ziemlich genaue Beschreibung der feindlichen Aufstellung im Livre de fais, S. 104f., und bei Rel., S. 504f. Im Folgenden nach diesen Quellen.

⁷⁹⁸ Nach den Quellen die von „fliehen“ und „nachjagen“ sprechen, könnte es sich durchaus um die übliche vorgetäuschte Flucht handeln. Vgl. dazu Froissart, S. 316, Rel., S. 508, und Livre de fais, S. 108. Die hier erwähnte „Flucht“ des Feindes ist allerdings erst im späteren Schlachtverlauf angesetzt.

Mehrheit überhörte jedoch diese Rufe (*en dépit des recommandations de leurs capitaines*) und stürmte weiter, in der Gewissheit, dass dies die Hauptstreitmacht des Sultans sei.⁷⁹⁹

Von diesem Zeitpunkt an scheinen mehrere Ereignisse gleichzeitig stattgefunden zu haben.⁸⁰⁰ Während die Ritter die Verfolgung der osmanischen Infanterie den Hügel hinauf weiter fortsetzten, hatten sich die Pferde in der Ebene vor dem Pfahlhindernis losgerissen, und obwohl es dafür keine Überlieferungen gibt, ist es sehr wahrscheinlich, dass die osmanische Reiterei hier angegriffen und eine *stampede*, eine Massenflucht der Pferde in wildem Galopp, in Richtung Hauptstreitmacht ausgelöst hatte. Diese kaum unter Kontrolle zu bringende Masse an Pferden verunmöglichte den Einsatz der Reserven (soweit diese sich nicht überhaupt schon, wie zunächst die Syldavier und dann die Wallachen, abgesetzt hatten). Auf der Ebene kam es dennoch zu vereinzelt erbitterten Kämpfen, die jedoch den Ausgang der Schlacht nicht mehr zu ändern vermochten. Denn auf der Hügelkuppe waren die franko-burgundischen Ritter mittlerweile in den von Bajazed aufgestellten Hinterhalt gerannt und von allen Seiten von der Elitereiterei der Osmanen umzingelt: Sie fiel somit als Entsatzreserve aus. Auf osmanischer Seite jedoch griffen nun deren serbische Verbündete unter Stephan Lazarewitsch an, insgesamt tausendfünfhundert Mann. Die Ungarn wurden vernichtend geschlagen und flohen, und der Grossmeister der Ritter von Rhodos sowie König Sigismund entkamen nur knapp auf die Schiffe der alliierten Flotte, die, bereits unter Beschuss, die Anker lichtete und flussabwärts segelte.

Auf der Hügelkuppe spielten sich währenddessen erschütternde Szenen ab. Ohne Pardon kämpften die eben noch siegessicheren Ritter gegen die frischen, in ungeahnten Mengen angreifenden Osmanen an. Diese kamen in mehreren Wellen: *Bayazet, enhardi par leur lâcheté, fit avancer contre eux pour les envelopper, au son des trompettes et au bruit des tambours [...] leurs recommandant d'effrayer leurs adversaires par des cris horribles, et de les tuer tous sans pitié ou de les faire prisonniers.*⁸⁰¹ Boucicaut, der Graf von Eu und Enguerrand de Coucy kämpften bis zum Letzten, Philippe de Bar und Odard de Chasseron fielen. Admiral Jean de Vienne, der Träger des Banners von Notre Dame, verlor dieses, erhob es wieder, und wurde schliesslich schwerverwundet niedergemacht. Schlussendlich flehte die Leibwache von Johann von Nevers um Gnade für ihren Schutzbefohlenen, und sie wurde gewährt.⁸⁰² Lösegeldzahlungen für prominente Gefangene waren allgemein üblich, auch unter Glaubensfeinden. Nachdem Johann von Nevers kapituliert hatte, ergab sich auch der Rest der

⁷⁹⁹ Froissart, S. 318.

⁸⁰⁰ Zum Schlachtverlauf: Livre des fais, S. 92-116, Froissart, S. 316-321, Rel., S. 500-514, und Schiltberger, S. 42-45.

⁸⁰¹ Froissart, S. 320.

⁸⁰² Rel., S. 514.

Überlebenden den Osmanen. Den größten Beitrag zum Überleben wenigstens der Ritter hat jedoch Jacques de Helly geleistet:⁸⁰³ Während die Osmanen damit begannen, die einfachen Truppen reihenweise zu köpfen, erkannte ihn Bajazed unter den Gefangenen. Er erinnerte sich des Ritters, den sein Vorgänger Murad I. während dessen Feldzüge in den Osten auf seiner Seite gehabt haben soll, und der Türkisch verstand.⁸⁰⁴ Durch dessen Vermittlungsgeschick wurden Johann von Nevers, de Bar, de Coucy, de la Trémouille, Jacques de la Marche, Philippe d'Artois und andere vor dem Schwert gerettet. Nach dieser Prozedur begann die summarische Hinrichtung der etwa dreitausend Überlebenden, an denen die eben Verschonten teilzunehmen hatten. Als die Reihe an Boucicaut kam, erwirkte Johann von Nevers in letzter Sekunde die gleiche Gnade wie für sich, und der schwerverwundete Ritter wurde verschont.⁸⁰⁵ Die Hinrichtungen (wobei in den meisten Fällen nicht der Kopf abgeschlagen, sondern die Kehle durchschnitten oder andere Körperteile abgetrennt wurden) dauerten vom Morgen bis in den späten Nachmittag. Der Sultan soll dies aus Zorn über seine eigenen hohen Verluste und als Rache für die hingerichteten Gefangenen aus Rachowa angeordnet haben. Der Sultan liess das Morden erst einstellen, nachdem seine Berater ihn dazu überredet hatten.⁸⁰⁶

5.6. Bewertung des Verhaltens der Ritter

Das Beispiel dieses Kreuzzuges zeigt ein weiteres Mal, dass dem spätmittelalterlichen Ritterideal in einer Kriegssituation auch nicht im Geringsten nachgeeifert wurde.

Die von breiten Kreisen getragene Vorstellung des idealen Ritters entpuppt sich im Ernstfall als leere Worthülse. Die Verletzung des spätmittelalterlichen Ritterideals kommt auf allen Ebenen zum Ausdruck. Eine klare Kommandostruktur und treuer Gehorsam gegenüber dem jeweiligen Vorgesetzten ist nicht zu erkennen. König Sigismund muss seine Entscheidungen immer zuerst den Rittern unterbreiten, welche ihm dann nicht selten widersprechen oder gar den Gehorsam verweigern. Dies führt von Beginn weg immer wieder zu Problemen und schliesslich direkt in den Untergang des Heeres.

Konnten am Beispiel der Belagerung Mahdias die Ritter in ihrer Tätigkeit als oberste militärische Führer bewertet werden, so bietet sich hier die Möglichkeit, die Ritter in ihrer

⁸⁰³ Atiya, Nicopolis, S. 110.

⁸⁰⁴ Auch hier gehen die Schilderungen auseinander: Tuchmann schreibt, dass „Kommandeure des Sultans“ de Helly erkannt hätten und dass dieser gezwungen worden sei, die Adligen unter den Gefangenen zu identifizieren: Tuchmann, Der ferne Spiegel, S. 501. Eine ungenaue, die ungefähren Abläufe jedoch bestätigende Version liefert Collection des documents inédits, S. 319.

⁸⁰⁵ Livre des fais, S. 115f.

⁸⁰⁶ Livre des fais, S. 114-116, Rel., S. 516, und Schiltberger, S. 46-48.

Funktion als mittlere und untere Führung zu beobachten. Eigentlich zeitlose Indikatoren für die Bewertung der Qualität der mittleren und unteren Führung bilden jeweils die Durchführung des Gefechts (Taktik), die Aufklärungsarbeit, die Sicherung, die Verbindung mit der obersten Führung, die Versorgung der Truppen und schliesslich die Disziplin und der Gehorsam. Aufgrund dieser Bewertungskriterien wird deutlich, dass die Ritter weit davon entfernt waren, eine Eliteeinheit zu bilden. Wichtiges Kriegsgerät wurde nicht mitgeführt, von disziplinierter Marschordnung oder Belagerungstaktik konnte von Beginn weg keine Rede sein, immer wieder unterliefen den Rittern dilettantische Fehler, die Sicherung des Lagers wie auch die Aufklärung wurden völlig vernachlässigt und auf den Mangel an Gehorsam und Disziplin muss hier nicht noch einmal eingegangen werden. Dass die Ritter darüber hinaus in tugendhaftem Verhalten und christlichem Glauben kein Vorbild waren, ist klar. Nicht einmal die grundlegendsten Eigenschaften, welche einem Ritter zugeschrieben werden, wie Mässigung, Bescheidenheit und christliche Lebensweise, werden berücksichtigt.

Natürlich lässt sich einwenden, dass hinter all diesem Verhalten der Ritter im Krieg das Diktat der Ehre steht. Die Ehre ist die treibende Kraft; sie dient dem Ritter in jeder Lebenslage als Richtschnur, und er würde lieber ehrenvoll sterben als ehrlos leben. Nur darf die Ehre eben nicht – und davor wird in den theoretischen Abhandlungen über das Ritterideal immer wieder gewarnt – mit Ruhmsucht (*Vaine Gloire*) verwechselt werden. Denn keine Ehre ohne Tugend. Wer im alten Rom in den Tempel des Honor wollte, musste zuvor den Tempel der Virtus betreten. Dasselbe gilt für den Ritter, wie schon die Zeitgenossen erkannt haben. Sie verlangten, dass der Ritter nicht nur äußerlich Gold und Gemmen führe, sondern auch innerlich leuchte wie die brennende Ampel.⁸⁰⁷ Und in diesem Kreuzzug ist das bestenfalls selten gegeben.

Allein schon die Konzeption des Kreuzzuges, von Ungarn über Konstantinopel bis hin zur Befreiung von Jerusalem (!), zeigt, dass den Rittern ein weiteres Mal das Mass für das Mögliche abhanden gekommen war. Stattdessen wurde eine günstige Gelegenheit wahrgenommen, Ehre zu erwerben, während militärische oder logistische Probleme völlig in den Hintergrund zu rücken scheinen – und es geht hier um die Panzerreiter, die militärische Elite jener Zeit.⁸⁰⁸ Wenn man davon ausgeht, dass das spätmittelalterliche Ritterideal gerade auch die Absicht hatte, die Kraft und Wirkung der Panzerreiter zu optimieren, liegt es auf der

⁸⁰⁷ Zum Verhältnis von Ehre und Tugend siehe Cartellieri, *Am Hofe der Herzöge von Burgund*, S. 83-89, und Keen, *Rittertum*, S. 242.

⁸⁰⁸ Die Selbstüberschätzung kommt bei Froissart an mehreren Stellen schön zum Ausdruck. So heisst es unter anderem: *pour conquérir la Turquie et pour aller jusques en l'empire de Perse [...] conquerrons tout le royaume de Surie et la Sainte Terre de Jhérusalem*. Froissart, S. 242. Vgl. auch Froissart, S. 263 und 310.

Hand, dass allein schon aufgrund des militärisch so dilettantischen Vorgehens, eine Verbesserung ihrer Schlagkraft auf diesem Weg misslungen war.

5.7. Folgen für Burgund

Die unmittelbaren Folgen für Burgund waren verheerend: Fast das gesamte franko-burgundische Kontingent war vernichtet, grösstenteils tot. Diejenigen Ritter, die nicht gefallen waren, befanden sich in den Händen der Osmanen, und es sollte z.T. Jahre dauern, bis das Lösegeld für sie eintraf – einige starben während der Jahre des Wartens, andere auf dem Heimweg.⁸⁰⁹ Die ersten Gerüchte über die Niederlage bei Nikopolis erreichten erst im Dezember 1396 Frankreich, und sie wurden nicht geglaubt. Als die ersten Überlebenden Paris erreichten und von den schrecklichen Ereignissen berichteten, wurden sie in das Stadtgefängnis gesperrt: Als Gerüchteverbreiter.⁸¹⁰

Boten wurden ausgesandt, um in Italien, den östlichen Gebieten und Österreich genauere Informationen einzuholen. Zu Weihnachten 1396 erreichte schliesslich Jacques de Helly Paris mit einem Brief von Johann von Nevers sowie Anweisungen von Bajazed. Guillaume d'Aigle, der Marschall des burgundischen Herzogs, wurde ausgesandt, um Kontakt aufzunehmen, und erreichte im Januar 1397 mit venezianischer Hilfe die Türkei. Nach langen und mühsamen Lösegeldverhandlungen begannen die letzten Geiseln unter der Führung von Johann von Nevers am 28. Januar 1398 ihre Heimreise.⁸¹¹ Seinen offiziellen Einzug in der Heimat hielt er am 22. Februar in Dijon, wo Johann begrüsst und frenetisch umjubelt wurde.

Die finanziellen Rückschläge des Kreuzzuges waren die nachhaltigsten. Obwohl uns die Quittungen des burgundischen Hofes gerade aus dem Jahre 1398 nicht mehr überliefert sind, lässt sich aus späteren Einforderungen ersehen, dass Teile der Schuldenlast (Kriegskosten, dann aber v.a. Lösegelder) auch 1403 noch nicht abgegolten waren. Die burgundischen Reserven waren ernsthaft angegriffen.⁸¹²

⁸⁰⁹ Die Frage, welcher der Ritter definitiv während der Schlacht gefallen ist, und wer verschont wurde, ist nie geklärt worden: Dieselben Personen, die Tuchmann als Überlebende aufführt, werden von Vaughan als während der Schlacht gefallen bezeichnet: De la Trémouille, de Vienne, de Bar, u.a. Vgl. Vaughan, Philipp the Bold, S. 71, Tuchmann, Der ferne Spiegel, S. 501, und Atiya, Nicopolis, S. 523-528. Die Quellen ergeben in dieser Beziehung nun mal keine Klarheiten.

⁸¹⁰ Vaughan, Philipp the Bold, S. 71.

⁸¹¹ Ausführlich bei Vaughan, Philipp the Bold, S. 72-75.

⁸¹² Vaughan, Philipp the Bold, S. 76.

Zusammenfassung

Im ersten Teil dieser Arbeit habe ich das spezifisch spätmittelalterliche Ritterideal durch die Auswertung von Ritterspiegeln zusammengetragen. Danach hab ich am Anfang des zweiten Teils zunächst rein theoretisch den militärgeschichtlichen Hintergrund zu dieser Arbeit betrachtet. Die Zusammenfassung zahlreicher Einzelstudien erlaubte es, die waffentechnische Entwicklung wie auch die mögliche Komplexität strategischer und taktischer Überlegungen im Spätmittelalter – genauer: An der Wende 14./15. Jahrhundert in Frankreich und im Burgund – nach dem neuesten Forschungsstand wiederzugeben. Diese Vorgaben ermöglichten es schliesslich, der Frage nachzugehen, ob denn dem Ritterideal im Krieg nachgeeifert wurde und ob es da seine mässigende und militärisch optimierende Wirkung entfalten konnte. Zunächst ist festzuhalten, dass das Ritterideal äusserst populär und im Denken breiter Schichten fest verankert gewesen sein muss. Dies spiegelt sich nicht nur in der Tatsache, dass sich die unterschiedlichsten Autoren im Spätmittelalter mit dieser Materie befassten und dass ihre Werke oftmals weite Verbreitung fanden, sondern auch darin, dass die verschiedenen Chronisten und Verfasser von Ritterbiographien ihre Lieblingsritter – bewusst oder unbewusst – genau diesem spätmittelalterlichen Ritterideal anzupassen versuchten. Diese allgemeine Anerkennung des Ritterideals, das im Spätmittelalter nun in seinen konnotativen Ausformungen mehr oder weniger stabil bleibt, nicht nur bei den Rittern und Geistlichen, sondern gerade auch bei den Chronisten, darf über eines nicht hinwegtäuschen: Dem Ritterideal ist im Krieg in keiner Weise nachgeeifert worden! Weder die kirchlich-religiösen noch die höfischen Tugenden waren in Kriegssituationen von irgendeiner Bedeutung, weshalb sich das spätmittelalterliche Ritterideal keineswegs positiv auf das ethisch-moralische Verhalten der Ritter im Krieg auswirkte: An die Stelle der *zuht* und *mâze*, d.h. der bescheidenen Haltung als oberste höfische Tugend, treten unverblümt Ruhm- und Prahlucht. Offen sprechen die Ritter von der Ehre, die sie zu erlangen gedenken, und an den Beispielen der versuchten Invasion Englands, der Preussenreisen und der Belagerung von Nikopolis treten Genussucht und Luxus zu Tage, die selbst bei einem Bewunderer des Rittertums wie Froissart auf offene Ablehnung stossen. So wird auch die höchste religiöse Rittertugend, die Demut, als leere Floskel enthüllt. Hochmütig und arrogant begegnen die Ritter nicht nur der nichtadligen Bevölkerung, sondern auch Königen wie Sigismund oder Peter I. Und dass Schenkungen an kirchliche Institutionen, Ablasshandlungen und selbst die Teilnahme an Kreuzzügen nicht mit einer tiefen Frömmigkeit gleichzusetzen sind, war sensiblen Beobachtern wie dem Religieux de St-Denis schon damals aufgefallen. Dieser berichtet vermutlich auch deshalb ohne grösseres Entsetzen davon, wie die Ritter, gelangweilt von der

Warterei in Sluis, nicht nur Dörfer, sondern auch Klöster und Kirchen plünderten und zerstörten. So finden sich auch keinerlei Belege dafür, dass die Ritter den Schwachen, den Frauen und Kindern besonderen Schutz oder eine besondere Behandlung hätten zukommen lassen – sowieso nicht, wenn es sich dabei um „Ungläubige“ handelte. Und der Kampf für die Kirche und gegen die „Ungläubigen“ entspringt in den wenigsten Fällen einer echten Frömmigkeit, sondern ist oftmals nicht mehr als blosses Mittel zur Selbstdarstellung.

Das Ritterideal entpuppt sich – zumindest im Kriegsfall – als eine leere Hülle. Dies zeigt nun vor allem bei den kriegerisch-feudalen Tugenden ganz konkrete Konsequenzen. Denn hier hätte das Ritterideal seine militärisch optimierende Wirkung auf die Panzerreiter ausüben sollen und ihnen ermöglicht, ihre militärische Überlegenheit in der offenen Feldschlacht wie auch bei Belagerungen weiterhin bestmöglich umzusetzen. So war eine der Forderungen in den Ritterspiegeln diejenige nach transparenteren Hierarchiestrukturen in den äusserst heterogen zusammengesetzten Ritterheeren. Namentlich die Kompetenzen sollten klar verteilt werden, um so das Zusammenspiel der obersten Führung mit den einzelnen Lanzen (mittlere und unter Führung) problemlos zu gestalten. Aber dass diese Forderung, welche das spätmittelalterliche Ritterideal so eindringlich erhebt, ohne Auswirkung auf die oftmals chaotischen Zustände in den Feudalheeren blieb, zeigt sich eindrücklich an den Beispielen des Aufmarsches in Sluis und des Kreuzzuges gegen Bajazed: In Sluis führte die unklare Verteilung der Befehlsgewalt zum Abbruch des ganzen Unternehmens und vor Nikopolis zur Zersplitterung des Heeres. Auch das Ideal eines selbstdisziplinierten Ritters, der ständig trainiert, den Kampf mit Waffen und in Formation übt, stets alle nötigen Vorsichtsmassnahmen trifft und dabei seine Bescheidenheit behält, blieb unerfüllt. Stattdessen wurden Feste gefeiert und an die Stelle eines Sicherheitsbedürfnisses trat eine Selbstüberschätzung, die nicht nur Vorsichtsmassnahmen verunmöglichte, sondern auch immer wieder zu absolut unverhältnismässigen Zielsetzungen (Eroberung des ganzen Nahen Ostens, von Jerusalem und von ganz Nordafrika) führte. Der ideale Ritter, der ein Elitekrieger sein sollte, wurde also nicht ansatzweise verwirklicht. Dies zeigt sich auch in der vom Ritterideal geforderten Kenntnis des Gegners, seiner Taktik und der geographischen und klimatischen Besonderheiten im Feindesland: Jahrhundertlang, bis zur Schlacht bei Nikopolis, fielen die westeuropäischen Panzerreiter der gleichen morgenländischen Taktik, der vorgetäuschten Flucht, zum Opfer. Und anstatt ihre Ausrüstung und Kampfweise auch nur geringfügig den klimatischen und topographischen Bedingungen anzupassen, litten die Ritter vor Mahdia in ihren Metallrüstungen unter der Gluthitze, verdorbenem Trinkwasser und verfaultem Proviant; in gleicher Weise, wie wohl schon ihre Vorfahren zweihundert Jahre

früher vor den Toren Jerusalems und ihre Gefährten auf anderen spätmittelalterlichen Kreuzzügen gelitten hatten. Schliesslich blieb auch die zentrale Forderung des spätmittelalterlichen Ritterideals ungehört: Der ideale Ritter ist bereit auf Ratschläge zu hören und Befehle nicht nur zu erteilen, sondern auch zu empfangen und auszuführen. Allerdings waren die Ritter, die trotz der semi-feudalen Rekrutierung einen Grossteil der Kosten eines Kriegszuges selbst getragen haben dürften und die Führer ihres eigenen Kontingents waren, niemals bereit, sich Befehlen eines Kommandierenden im Felde unterzuordnen. Dies zeigte sich bereits bei der Eroberung Alexandrias, am deutlichsten aber auf dem Kreuzzug gegen Bajazed. Hier wurden gut gemeinte Ratschläge, sinnvolle Befehle und wohlkalkulierte Pläne einer Ehrvorstellung geopfert, die mit dem Ritterideal überhaupt nichts zu tun hatte und die schon für viele Zeitgenossen nicht mehr nachvollziehbar war. Die oft angeprangerte *Vaine Gloire*, diese Kombination von Ruhmsucht und Hochmut, die über Jahrzehnte hinweg gewachsen scheint, rächte sich nun vor Nikopolis in ihrem ganzen Ausmass und führte am Ende des 14. Jahrhunderts und am Ende einer eigentlichen Fehlentwicklung in die Katastrophe.

Aufgrund dieser Resultate können nun auch Aussagen über das Verhalten der Ritter in ihrer Funktion als militärische Führer wie auch in jener als Befehlsempfänger gemacht werden. Als quasi zeitlose Indikatoren für die Beurteilung der Qualität der obersten Führung gelten allgemein der Ablauf der Entschlussfassung, die Form und der Inhalt militärischer Weisungen, die Berücksichtigung von Zeit und Raum und schliesslich deren Nutzug bei der Durchführung einer Operation. Zur Beurteilung der mittleren und unteren Führung gelten gemeinhin folgenden Kriterien: Durchführung eines Gefechts, Aufklärung, Sicherung, Verbindung, Versorgung, Disziplin und Gehorsam. Vergleicht man nun nicht nur das Ritterideal, sondern auch diese Kritikpunkte mit den militärischen Leistungen der französischen und burgundischen Panzerreiter, wird klar, dass diese Ritter im untersuchten Zeitraum weder in ihrer Rolle als Kommandierende noch als Befehlsempfänger minimalen militärischen Anforderungen genügten.⁸¹³

Neben den religiösen und höfischen Tugenden bleiben also auch die kriegerisch-feudalen Tugenden des spätmittelalterlichen Ritterideals im Kriegsfall unerfüllt, womit der Versuch, aus dem Ritter einen fähigen Kommandierenden und Kämpfer innerhalb einer Elitetruppe zu

⁸¹³ Das ist insbesondere deshalb so interessant, weil einige kürzlich erschienene Monographien anhand eben dieser Kriterien die Kriegskunst im Frühen und Hohen Mittelalter untersuchten und allesamt zum Schluss kamen, dass die Heere jener Zeit diese Anforderungen im Rahmen ihrer Möglichkeiten durchaus erfüllten. So Bachrach, *Merovingian Military Organization*, Bachrach, *Early Carolingian Warfare*, oder Scheffer, *Studien zum Heer der Ottonen*. Es wäre demnach im hier untersuchten Zeitraum von einem eigentlichen Rückschritt der Kriegskunst im Vergleich zum Frühen und Hohen Mittelalter auszugehen.

schaffen, gescheitert ist. Das spätmittelalterliche Ritterideal war demnach allgemein bekannt, akzeptiert und im Denken der Zeit fest verankert, blieb aber im Krieg wertlos und somit ohne Erkennbaren Einfluss auf die Kampfhandlungen. Man könnte es auch so sehen: Das Ritterideal war trotz allem zu schwach, um die militärischen Defizite, welche dem althergebrachten feudalen System anhafteten, zu beseitigen.

* * *

Über die Beantwortung der eigentlichen Fragestellung hinaus ermöglicht der hier gewählte Zugang neue Sichtweisen auf weitere militärgeschichtliche Probleme. So werden in der Forschung sehr unterschiedliche Ursachen, die im Mittelalter einen Krieg auslösen konnten, aufgeführt: Ein Gefühl der Bedrohung, Freiheitsstreben, das Verlangen nach Macht oder Reichtum oder die Überzeugung von einer besonderen Sendung. Die in dieser Arbeit untersuchten Kriege lassen sich allesamt nicht als Reaktion auf eine dieser Ursachen zurückführen. Es muss als Ursache bzw. als Antrieb und Motivation für einen Ritter, an einem Krieg teilzunehmen, demnach noch weitere Erklärungen geben. Dass es stets ein eigentliches Überangebot an Rittern gab, die sich für einen Krieg zur Verfügung stellten, lässt sich dann erklären, wenn man sich dem Problem aus Sicht des Ritterideals nähert. Es scheint, dass nicht nur die Preussenreisen, sondern auch die spätmittelalterlichen Kreuzzüge und selbst einzelne Unternehmungen im Hundertjährigen Krieg nicht wirklich als notwendiger Krieg – im Sinne einer notwendigen Reaktion auf eine existenzbedrohende Herausforderung, als Durchsetzung vitaler Interessen oder als Pflicht zur Gefolgschaft – angesehen wurden. Vielmehr entwickelte sich der Krieg im untersuchten Zeitraum zur Möglichkeit des standesgemässen Zeitvertreibs für Ritter. Denn offensichtlich rückt in den untersuchten Kriegssituationen die Durchsetzung von zuvor formulierten militärischen Zielen neben den Festgelagen, dem Sich-zur-Schau-Stellen, edler Sitten und der Entfaltung adligen Prunkes, kurz, neben der höfischen Lebensführung völlig in den Hintergrund. Belege dafür finden sich bei den Preussenreisen, beim Aufmarsch in Sluis oder vor und während der Schlacht bei Nikopolis. Und am Beispiel der Belagerung Mahdias (wie auch bei anderen spätmittelalterlichen Kreuzzügen) wird deutlich, wie der Prozess der militärischen Entschlussfindung kaum mit der gebotenen Sorgfalt ablief, sondern eigentlich den Charakter der Planung einer Pauschalreise für Ritter bekommt.

So scheint sich die Hypothese zu bestätigen, dass Faktoren wie Ruhmsucht, die durchaus einen gesellschaftlichen Zwang reflektieren kann, und der Wunsch nach standesgerechter Zerstreung im Spätmittelalter sehr gewichtige Gründe für die Teilnahme an einem Krieg bzw. Kreuzzug gewesen sein können. In der Forschung zur mittelalterlichen Militärgeschichte

werden diese Faktoren kaum berücksichtigt oder unterbewertet.⁸¹⁴ In all den hier untersuchten Kriegen und gerade auch bei den Kreuzzügen waren aber gerade Ruhmsucht und der Wunsch nach Unterhaltung die entscheidenden und bisher unterschätzten Motivationsfaktoren für die Teilnahme an einer kriegerischen Handlung. Es bleibt zu untersuchen, ob dies nicht in vielen anderen Fällen auch so war und ob der Krieg im Spätmittelalter weniger *ultima ratio* als doch viel eher ein adliger Normalzustand war.

Wenn nun Ruhmsucht und der Wunsch nach Zerstreuung die Hauptantriebsfedern für die Teilnahme am Krieg sind, hätte das noch weiterreichende Konsequenzen. Denn die Betrachtung des Aufmarsches in Sluis, der Vorgeschichte zur Belagerung von Mahdia, der einzelnen Preussenreisen wie auch zahlreicher spätmittelalterlicher Kreuzzüge legt die Vermutung nahe, dass Kriegssituationen von den Rittern geradezu herbeigesehnt wurden. Spannungen und kleinere Konflikte könnten demnach bis über die Kriegsschwelle geführt worden sein, auch ohne dass dafür ein erkennbarer äusserer Anlass vorlag, allein um so ein Feld für die standesgemässe Betätigung zu schaffen. Dies würde dann auch erklären, warum scheinbar nichtige Anlässe unmittelbar dazu führten, dass mühelos ein Ritterheer zusammengestellt werden konnte, das mit viel Enthusiasmus in den Krieg zog – auch wenn keine Aussicht auf Gewinn oder Erfolg bestand und das ganze Unternehmen eigentlich ohne militärischen, politischen oder wirtschaftlichen Nutzen war. Allerdings muss diese Aussage als Nebenprodukt dieser Arbeit betrachtet werden und soll nur eine mögliche These bleiben.

* * *

Das Ritterideal ist kein blosses Gedankenexperiment von Dichtern oder theoretisches Konstrukt von Geistlichen, denn dazu ist es in der Mentalität der Ritter wie auch von Autoren – gleichgültig ob von Ritterromanen, Gedichten, moralphilosophischen oder theologischen Abhandlungen, Biographien oder Chroniken – zu stark verankert und allgegenwärtig. Diese Erkenntnis wie auch eine klare Vorstellung von der inhaltlichen Gestalt dieses Ritterideals sind gerade im Bereich der mittelalterlichen Militärgeschichte für eine exakte Quellenarbeit grundlegend. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als in der zu Beginn des zweiten Teils umrissenen Diskussion um Taktik und Strategie im Mittelalter. Die ältere Forschung, d.h. die Militärgeschichtler zu Beginn des 20. Jahrhunderts propagierten das Bild eines Ritters, der stets ein Einzelkämpfer blieb, wodurch sich „die Schlacht taktisch nicht wesentlich über den vervielfachten Kampf erhebt, zu dem man nur einen Entschluss zu fassen braucht“.⁸¹⁵ Dieser

⁸¹⁴ So in fast allen der im Kapitel „Formen des Mittelalterlichen Landkrieges“ vorgestellten Monographien zur Kriegführung im Mittelalter. Eine Ausnahme bildet Ohler, *Krieg und Frieden im Mittelalter*, S. 163, der die Möglichkeit zur Zerstreuung in seine Liste über mögliche Kriegsgründe aufnimmt, ohne aber Beispiele anzufügen.

⁸¹⁵ Delbrück, *Kriegskunst*, S. 343.

Ansicht widersprachen seit den 50er Jahren zahlreiche Historiker, allen voran Verbruggen. Nach deren Lehrmeinung kämpften die Ritter im Verband und ein Kommandant lenkte als eigentlicher Feldherr diese taktischen Körper durch Hornsignale. Die Panzerreiter, welche diese komplexe Kampfweise in Turnieren immer wieder übten, damit sie auch komplizierte Manöver unter Gefechtsbedingung durchführen konnten, setzten diese Befehle um. Es ist offensichtlich, dass in den Kriegen und Schlachten, die hier untersucht worden sind, das Verhalten der Ritter kaum in Übereinstimmung mit dieser von der jüngeren Forschung vertretenen Ansicht steht. Dies ist umso erstaunlicher, als dass diese revidierte Ansicht in den letzten Jahren allgemeine Anerkennung gefunden zu haben scheint.⁸¹⁶

Wie kommt es zu diesem krassen Widerspruch? Wenn man die wichtigsten Kritikpunkte betrachtet, welche die jüngeren Historiker gegen die ältere Ansicht ins Feld führten, erinnern diese auffällig an die Elemente des kriegerisch-feudalen Aspekts des Ritterideals: Disziplin, Gehorsam auf Hornsignale hin, klare Hierarchiestrukturen, das Training und die Kenntnis von taktischen Mitteln, also von verschiedenen Variationen im Gefecht. Und tatsächlich orientiert sich Verbruggen für seine Aussagen zum mittelalterlichen Kriegsgeschehen viel zu stark an Quellen wie Regeln für Ritterorden, dem *Chanson de geste*, Romanen, Ritterbiographien oder Chroniken, die ja in keiner Weise die historische Wirklichkeit widerspiegeln, sondern eine Verarbeitung des Ritterideals sind – eines Ideals, das so nie umgesetzt wurde.⁸¹⁷ Der gleiche Fehler unterläuft Verbruggen auch bei seinen Aussagen zur Strategie, wo er das Vorhandensein des strategischen Wissens der „armchair crusaders“ mit dessen Umsetzung und praktischer Anwendung gleichsetzt.⁸¹⁸ Verbruggen hat also diese normierenden bzw. idealisierten Quellen ausgewertet, ohne deren Wirksamkeit auf die tatsächlichen Verhältnisse zu überprüfen. Er hat somit nicht nur die Wirkung dieser Quellen überschätzt, sondern vor allem eine Beschreibung des spätmittelalterlichen Kriegsgeschehens geboten, die lediglich einer zeitgenössischen Idealvorstellung entspricht, welche aber in dieser Form kaum etwas mit der erlebten Wirklichkeit zu tun hatte. Verbruggen ist demnach mit zahlreichen seiner Aussagen weit über das Ziel hinausgeschossen und mit ihm viele der nachkommenden Historiker, welche sich zum Rittertum oder Krieg im Mittelalter geäußert haben.⁸¹⁹

Wenn man aber von der Unmöglichkeit ausgeht, die mittelalterliche Schlacht überhaupt darstellen zu können, kann Verbruggens idealisierte Vorstellung auf einer Skala zum

⁸¹⁶ Ausführlicher zu den unterschiedlichen Lehrmeinungen im Kapitel „Die offene Feldschlacht“.

⁸¹⁷ Verbruggen, *Art of Warfare*. Zur Taktik und zur Disziplin der Panzerreiter siehe S. 28-39, 54-56, 72-81, 89-91 und 197-200. Als Quellengrundlage dienten u.a. verschiedene *Chansons de geste*, der *Chanson de Roland*, die Templerregel, der Parzival, die *Histoire de Guillaume Conquereur* oder die *Chronique de Jean le Bel*.

⁸¹⁸ Verbruggen, *Art of Warfare*, S. 254-273.

⁸¹⁹ Liste mit diesen Historikern der „jüngeren Schule“, d.h. der Vertreter der revidierten Lehrmeinung im Kapitel „Die offene Feldschlacht“.

mittelalterlichen Kriegsgeschehen als eigentlicher Gegenpol zu Delbrücks Ansicht eines völligen Verfalls der Kriegskunst im Mittelalter betrachtet werden. Auf dieser Skala wäre die Kampfweise von feudalen Ritterheeren, wie es die hier untersuchten Heere ausnahmslos waren, in der Nähe von Delbrücks Ansicht anzusiedeln. Die Ritterorden, die sich in Rekrutierung und Organisation stark von feudalen Ritterheeren unterschieden, würden hingegen in ihrer Kampfweise wohl eher Verbruggens Bild vom Krieg im Mittelalter nahe kommen.

Wir müssen also klarer unterscheiden zwischen dem Wissen über die Kunst des Krieges im Mittelalter – welches zweifellos in höherem Mass vorhanden war, als das die ältere Forschung herausgearbeitet hat – und der Umsetzung dieser theoretischen Vorgaben im Krieg, die, wie hier gezeigt, kaum funktionierte. Es gilt deshalb für jede einzelne Schlacht oder Belagerung den exakten Ablauf genau zu überprüfen und sich nicht vorschnell von Verbruggens viel zu stark am Ritterideal orientierten Darstellung ablenken zu lassen. Dabei kann das hier rekonstruierte Ritterideal jeweils von grosser Hilfe sein.

* * *

Die Beschäftigung mit dem Ritterideal hat eine Behandlung des Kriegsgeschehens über die reine Operationsgeschichte hinaus ermöglicht, und die Betrachtung des Krieges im Spätmittelalter um gesellschafts- und kulturgeschichtliche Aspekte erweitert. Dies erlaubte einen Einblick in die Kultur des Krieges aus der Sicht bzw. der Wertvorstellung der Ritter selbst. Dabei wurde auch deutlich, dass das Ritterideal der Versuch einer konkreten Verbesserung von herrschenden Missständen gerade im militärischen Bereich war. So haben zahlreiche Ritter die Notwendigkeit einer eigentlichen militärischen Reform erkannt. Eine Reform, die im Frankreich des 14. Jahrhunderts jedoch versäumt wurde.

Die Tatsache, dass das Ritterideal allgemeine Anerkennung fand, zeugt nun nicht nur vom grossen Ansehen, das die Ritter genossen, sondern auch von ihrem starken Selbstverständnis und ihrer Selbstsicherheit: Dies ist aber nicht nur das selbstbewusste Auftreten eines Kriegers, sondern *per definitionem* auch das eines Adligen. Und es scheint ganz so, dass im Laufe des 14. Jahrhunderts die militärische Notwendigkeit auf der einen und die adlige Lebensweise auf der anderen Seite immer stärker auseinander drifteten und kaum noch miteinander zu vereinbaren waren. Wenn dem so ist, treffen wir die burgundischen bzw. französischen Ritter am Ende des 14. Jahrhunderts genau an jenem Scheidepunkt an, an dem sie sich eigentlich entscheiden mussten, ob sie den Pflichten eines Kriegers nachkommen möchten oder ob sie dem eine adlige Lebensweise vorzögen – beides zusammen musste an den immer stärker werdenden Widersprüchen scheitern. Die Niederlagen, welche die Ritter im 14. Jahrhundert

immer wieder erlitten, wären demnach nicht allein auf rein äussere Faktoren zurückzuführen, sondern auch der Ausdruck einer wachsenden Zerrissenheit innerhalb des Systems der adligen Panzerreiter.

Anhang

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:

Sarmatischer Reiter mit einem Gefangenen. Darstellung nach einem Flachrelief auf einem Goldgefäß aus dem Erdfund von Nagy Szent-Miklos (dem „Schatz des Attila“, 5. Jahrhundert). Interessant ist, dass dieser orientalische Reiter den gleichen Schuppenpanzer trägt, wie er bis um das 12. Jahrhundert in Westeuropa üblich war. Dies wird vielfach als Beleg dafür gewertet, dass der Schuppenpanzer orientalischen Ursprungs ist. Darüber hinaus wird hier deutlich, dass die Reiter zu dieser Zeit noch keine Steigbügel benutzten bzw. kannten. Diese fanden erst in Laufe des 8. Jahrhunderts in Westeuropa Verbreitung. Nach: Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 123.

Abbildung 2:

Ein Ganzkörperpanzer, wie er sich bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts entwickelt hat. Es ist offensichtlich, dass dieses typische ritterliche Attribut erst dann in Gebrauch kam, als die militärische Verdrängung der Panzerreiter schon weit fortgeschritten war. Somit ist die klassische Ritterrüstung militärhistorisch betrachtet eigentlich irrelevant. Nach: Edge, Arms and Armour of the medieval Knight, S. 113.

Abbildung 3:

Einige der markantesten oder weitest verbreiteten Helmformen der mittelalterlichen Panzerreiter (v.l.n.r.): Konischer Helm nach normannischem Stil, wie er vom 10.-13. Jahrhundert in ganz Westeuropa weit verbreitet war. Daneben der Helm von Eduard III., dem „Schwarzen Prinzen“, der vermutlich aus einer englischen Waffenschmiede stammt und um 1370 angefertigt worden sein muss. Ende des 14. Jahrhunderts war die nächste, auffällige Helmform, die man Hundsgugel nannte, weit verbreitet. Hier ist ein in Mailand um 1390 verfertigtes Exemplar abgebildet. Ganz rechts ein deutscher Helm mit einem Klappvisier (gegen 1370).

Nach: Edge, Arms and Armour of the medieval Knight, S.186f.

Abbildung 4:

Diese Skizze nach einem Manuskript aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt, dass dieser Reiter neben dem typischen Schild zusätzlich mit Achselschildern ausgerüstet ist, die den Hals und die Schultern schützen sollen. Diese Achselschilder verschwanden erst wieder, als die Schwachstelle, welchen vielen Rüstungen im Halsbereich eigen war, beseitigt worden ist, indem der Helm besser an den Rest der Rüstung angepasst wurde. Sie sind also nach 1350 nicht mehr anzutreffen.

Nach: Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 177.

Abbildung 5:

Französischer Reiterschild aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Nach: Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 176.

Abbildung 6:

Darstellung einer Balliste. Der Hauptunterschied zur Wallarmbrust besteht darin, dass der Bogen nicht aus einem Stück besteht, sondern aus zwei einzelnen Holzarmen, die unabhängig voneinander in senkrechten Sehnenbündeln stecken. Dargestellt ist auch der Zahnradmechanismus zum Spannen der Arme.

Nach: Bradbury, The Medieval Siege, S. 252f.

Abbildung 7:

Skizze einer Wallarmbrust, die mittels eines integrierten Wickelsystems gespannt wurde. Auf der Skizze fehlt eine Vorrichtung, mit welcher die Armbrust bewegt werden könnte, womit das Zielen überhaupt erst ermöglicht würde. Zudem liegt hier eigentlicher Zwitter zwischen einer Armbrust und einer Balliste vor, da der Bogen dieser Wallarmbrust aus zwei Elementen gefertigt ist.

Nach: Nicolle, Medieval Warfare Source Book, S. 148

Abbildung 8:

Das Herzstück jeder Mange:

A: Die beiden Tau- oder Sehnenbündel in losem Zustand.

B: Der Wurfarm wird zwischen den Sehnenbündeln eingefügt.

C: Die Bündel werden gegen die Schussrichtung gedreht, wodurch die Spannung erzeugt wird.

Nach: Payne-Gallwey, The Crossbow, S. 293.

Abbildung 9:

Mehrere interessante Details haben in diese Skizze einer Mange Eingang gefunden. Deutlich ist der Mechanismus zum Spannen der Mange zu erkennen (langer Hebel). Daneben ist auch der Zahnradmechanismus zu sehen (vorne auf der linken Hälfte), der verhindert, dass der Wurfarm vorzeitig in seine Ausgangslage zurückschnellt. Diese Mange besitzt darüber hinaus auch eine Polsterung, die den Aufprall des Wurfarms bremsen und dämpfen soll.

Nach: Bradbury, The Medieval Siege, S. 252f.

Abbildung 10:

Skizze einer Ziehkraftblide. An den Seilen, die am kürzeren Ende befestigt sind, wurde der Hebelarm möglichst ruckartig nach unten gezogen, um so die gewünschte kinetische Energie für einen schiefen Wurf zu erzeugen.

Nach: Nicolle, Medieval Warfare Source Book, S. 99.

Abbildung 11:

Eine Gegengewichtsblide, die eine Weiterentwicklung der Ziehkraftblide ist. Sowohl durch die Veränderung des Gegengewichts (durch Hinzufügen oder Wegnehmen von Steinen) wie auch durch die Veränderung der Länge der Schlinge konnte die Schussdistanz leicht variiert werden. Darüber hinaus wird hier der Mechanismus erkennbar, mit welchem das längere Ende des Hebelarms nach unten gezogen werden konnte, um so die nötige Spannung für einen Schuss (schiefen Wurf) zu erzeugen.

Nach: Bradbury, The Medieval Siege, S. 248.

Abbildung 12:

Bewegungsablauf einer Gegengewichtsblide:

A) Die Blide in gespanntem und geladenem Zustand: Das Geschoss befindet sich in der Schlinge, nicht unähnlich der „Steinschleudern“ wie sie auch bei den leichten Fusstruppen zu finden waren.

B) Der Arm schnellt, nachdem er gelöst worden ist, in seine Ausgangsposition (C) zurück und gibt so das Geschoss frei.

Nach: Payne-Gallwey, The Crossbow, S. 310.

Abbildung 13:

Bogen- und Armbrustschütze. Bereits in dieser schlichten Abbildung kann man die Vor- und Nachteile in Bezug auf Schussfrequenz, Schussdistanz und Handhabung, die jede dieser beiden Waffen besitzt, erahnen.

Nach: Payne-Gallwey, *The Crossbow*, S. 3.

Abbildung 14:

Abbildung zweier Armbrustschützen nach einer Chronik von Froissart (wahrscheinlich 15. Jahrhundert). Ein Schütze schießt, während der andere gerade seine Armbrust spannt. Zu Füßen des rechten Schützen liegt die Spannvorrichtung, deren Handhabung in Payne-Gallwey (S. 120-125) genau beschrieben wird. Bereits beim Betrachten des Bildes bekommt man einen ungefähren Eindruck davon, wie viel komplizierter und somit auch zeitaufwendiger das Spannen der Armbrust im Gegensatz zum Spannen eines Bogens (ob nun Langbogen oder Kompositbogen) war.

Nach: Payne-Gallwey, *The Crossbow*, S. 4.

Abbildung 15:

Dieser Reiter aus dem *Codex aureus* aus St. Gallen (8. Jahrhundert), der durch einen Schuppenpanzer geschützt ist, reitet bereits mit Steigbügeln. Er führt den Speer allerdings nicht eingeklemmt unter dem Arm, sondern benützt ihn eindeutig als Wurfwaffe. Der Ritter fungiert demnach noch als mobile Abschussrampe.

Nach: Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 125.

Abbildung 16:

Skizze nach einem Bild aus dem *Reiterspiegel* des Philip d'Alsace (Graf von Flandern) um 1170. Deutlich sind die Steigbügel zu erkennen. Daneben sieht man auch, wie der hintere Teil des Sattels im Laufe der Zeit hochgezogen worden ist, um dem Reiter so noch mehr Halt zu geben, den er vor allem im Turnier und in der Schlacht bei der ersten Attacke (Stoss) braucht. Rechts davon ein weiteres Beispiel, diesmal nach einer Darstellung aus dem *Reiterspiegel* des Pierre de Courtenay (1184).

Nach: Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 199.

Abbildung 17:

Darstellung nach einem Fresko in der Kirche zu Velemér in Ungarn (1378). Pferd mit einem „Krippensattel“, der dem Ritter den nötigen Halt bei seiner Schocktaktik gab. Darüber hinaus wurde auch der vordere Teil des Sattels im Lauf der Zeit heraufgezogen, um so den Bauch des Reiters zusätzlich zu schützen.

Nach: Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 200.

Abbildung 18:

Die Weiterentwicklung des Spiesses zur schwereren und längeren Lanze, wie sie von den Panzerreitern beim ersten Angriff auf die feindlichen Linien benutzt wurde. Die Lanze kam daneben aber vor allem beim Turnier zur Geltung, wo das Ziel beim Tjosten darin bestand, möglichst viele eigene Lanzen zu brechen.

Nach: Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 326.

Abbildung 19:

Bereits im 13. Jahrhundert entwickelte sich aus der Keule der Streitkolben, indem die Keule mit Spitzen versehen wurde. Diese Waffen entwickelten sich nach einigen kleinen Modifikationen schliesslich zum hier abgebildeten Morgenstern (15. Jahrhundert).

Nach: Boeheim, *Handbuch der Waffenkunde*, S. 359.

Abbildung 20:

Der Spiess in seiner typischen Form (8. und 9. Jahrhundert).

Nach: Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 306.

Abbildung 21:

Die Glefte war im 15. Jahrhundert die allgemeine Waffe der Fussknechte (vor allem in Burgund).

Nach: Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 343.

Abbildung 22:

Helmbarte (Ende 15. Jahrhundert). Diese Stangenwaffe war beim Fussvolk beliebt gewesen, und vor allem die Eidgenossen vermochten mit dieser Waffe, den Rittern immer wieder schwere Niederlagen zu bereiten.

Nach: Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 332.

Abbildung 23:

Abbildung eines mongolischen Bogenschützen zu Pferd. Dieser bietet ein schönes Beispiel für die „östliche Kampfweise“, die auf hohe Mobilität und Distanz zum Gegner bedacht war. Der Gegner wurde vor allem mittels Fernwaffen bekämpft.

Nach: Nicolle, Arms and Armour of the Crusading Era, Fig. 442F.

Abbildung 24:

Ein weiteres Beispiel für die Kampfweise der östlichen Kriegskulturen. Der Speer wird hier über dem Arm gehalten und demnach als Wurfwaffe benützt. Ägyptisch 1366.

Nach: Nicolle, Arms and Armour of the Crusading Era, Fig. 572.

Titelblatt:

Ritterschlag auf dem Schlachtfeld. Nach einer Federzeichnung aus dem „Roman de Lancelot du Lac“, 14. Jahrhundert.

Nach: Winter, Rittertum – Ideal und Wirklichkeit, S. 83.

Karte:

Karte mit in der Arbeit im Zusammenhang mit den spätmittelalterlichen Kreuzzügen genannten Ortsnamen.

Nach: Atiya, The Crusade in the Later Middle Ages, Anhang.

Bibliographie

Edierte Quellen

- BONIZO VON SUTRI. Liber de vita Christiana, hg. von E. Perels. Berlin 1930.
- CHARTIER, ALAIN. Le breviaire des nobles. In: W. H. Rice (Hg.): Deux poèmes sur la chevalerie: *Le breviaire des nobles* d'Alain Chartier et *Le Psaultier des Vilains* de Michault Taillevent, Romania 75 (1954) S. 54-97.
- CHRISTINE DE PISAN. Epistre Othéa, hg. von Gabriella Parussa. Genf 1999.
- CHRISTINE DE PISAN. Oeuvres poétiques, hg. von M. Roy, 3 Bde. Paris 1886-1896.
- CHRONIQUE DU RELIGIEUX DE SAINT-DENYS, contenant le règne de Charles VI, de 1380 à 1422, publiée en Latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaguet, 6 Bde. Paris 1839-1844.
- COCHON, PIERRE. Chronique Normande, publ. pour la première fois en entier par Ch. de Robillard de Beaurepaire. Genf 1976.
- COLLECTION DE DOCUMENTS INEDITS sur l'histoire de France, publ. par ordre du roi. Première série: Histoire politique. Paris 1839.
- ESTIENNE DE FOUGIÈRES. Livre des manières, hg. von Josef Kremer: Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, XXIX, Marburg 1887, S. 119-143.
- FIDENZIO VON PADUA. Liber recuperationis Terrae Sanctae, hg. von G. Golubovich: Biblioteca Bio-Bibliographica della Terra Santa, 5 Bde. Florenz 1906-1927.
- FROISSART, JEAN. Oeuvres de Froissart, publ. avec les variants des divers manuscrits par Kervyn de Lettenhove, 25 Bde. Osnabrück 1967.
- FULK VON VILLARET. Memorandum. In: Documents on the Later Crusades (1274-1580), hg. und übers. von Norman Housley. London 1996, S. 40-47.
- GEOFFROY DE CHARNY. Le livre de chevalerie, hg. von Richard W. Kaeuper und Elspeth Kennedy. Pennsylvania 1996.
- GEOFFREY LE BAKER. Chronicon Galfridi le Baker de Swynbroke, hg. von Edward M. Thompson. Oxford 1889.
- GIRALDUS CAMBRENSIS. Expugnatio Hibernica, hg. von AB Scott und FX Martin. Dublin 1978.
- GIRALDUS CAMBRENSIS. De principis instructione liber, hg. von George F. Warne: Giraldi Cambrensis opera, Roll's Series, 21, Vol. 8, London 1891.

- GUILLAUME DE MACHAUT. La prise d’Alexandrie ou chronique du roi Pierre Ier de Lusignan, hg. von Mas Latrie, Société de l’Orient Latin, Geneva 1877.
- INVENTAIRES MOBILIERS ET EXTRAITS DES COMPTES des ducs de Bourgogne de la maison de Valois (1363-1477), hg. von Bernard und Henri Prost. Paris 1908-1913.
- JEAN JUVENAL DES URSINS, Archevêque de Reims. In: Histoire de Charles VI, roi de France, et des choses mémorables advenues durant quarante-deux années de son règne depuis 1380 jusque à 1422, hg. von Michaud et Poujoulat, Bd. II, Paris 1836, S. 336-569.
- JEHAN CABARET DE ORVILLE. La chronique du bon duc Loys de Bourbon, hg. von Alphonse M. Chazaud. Paris 1876.
- JOANNIS SARESBERIENSIS episcopus Carnotensis Policratici sive de nugis curialium et vestigiis philosophorum, hg. von Clemens C. I. Webb, Bd. II, Oxford 1909, S. 8-58.
- LE LIVRE DES FAIS DU BON MESSIRE JEHAN LE MAINGRE, dit Bouciquaut, maréchal de France et gouverneur de Jennes, hg. von Denis Lalande. Genf 1985.
- LULL, RAMON. Livre de l’Ordre de chevalerie, hg. von Vincenzo Minervini. Rom 1972.
- LULL, RAMON. The Book of the Ordre of Chyualry, übers. von William Caxton und hg. von Alfred T. P. Byles. London 1971.
- LULL, RAMON. De Fine, hg. und übers. von Norman Housley. In: Documents on the Later Crusades (1274-1580). London 1996, S. 35-40.
- ORDENANCE. In: A. S. Atiya. The Crusade of Nicopolis. London 1934, S. 144-148.
- L’ORDENE DE CHEVALERIE. In: Barbazan (Hg.): Fabliaux et contes des poètes français des XI, XII, XIII, XIV et XV siècles, Bd. I, Paris 1808, S. 59-79 (Versform) und S. 79-82 (Prosafassung).
- OTTOKARS ÖSTERREICHISCHE REIMCHRONIK nach Abschriften Franz. In: Monumenta Germaniae Historica, Deutsche Chroniken, Bd. 5/1-2, hg. von J. Seemüller. Hannover/Leipzig 1890-1893.
- PHILIPPE DE MEZIERES. Militia Passionis. In: Description de deux manuscrits contenant la règle de la „militia passionis Jhesu Christi“ de Philipp Mézières. In: Archives de l’orient latin 1 (1881) S. 345-364.
- PIERRE DUBOIS. De recuperatione terre sancte, hg. von Ch. V. Langlois, Coll. Picard, Paris 1891.
- RAOUL DE HOUDENC. Le Roman des eles by Raoul de Doudenx and The Anonymous Ordene de la chevalerie, hg. von Keith Busby, Amsterdam 1983.

- SCHILTBERGER, JOHANNES. Als Sklave im Osmanischen Reich und bei den Tataren 1394-1427, aus dem Mittelhochdeutschen übertragen und herausgegeben von Ulrich Schlemmer. Stuttgart 1983.
- TAILLEVENT, MICHAULT. Le Psaultier des Vilains. In : W. H. Rice (Hg.): Deux poèmes sur la chevalerie: *Le beviaire des nobles* d' Alain Chartier et *Le Psaultier des Vilains* de Michault Taillevent, Romania 75 (1954) S. 54-97.
- THOMASIN VON ZERCLAERE. Der Wälsche Gast, zum ersten Male herausgegeben mit sprachlichen und geschichtlichen Anmerkungen von H. Rückert. Quedlinburg/Leipzig 1852.
- WALTHER VON DER VOGELWEIDE. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, hg. von Karl Lachmann. Berlin 1965.
- WALSINGHAM, THOMAS. Historia Anglicana, hg. von H. T. Riley, 2 Bde. London 1863/4.
- WIDUKINDI VON CORVEY. Sächsische Geschichte, neu übersetzt und bearbeitet von Paul Hirsch. Leipzig 1931.
- WOLFRAM VON ESCHENBACH. Willehalm, mittelhochdeutscher Text und Übersetzung: Völlig neubearbeitete Übersetzung, Vorwort und Register von Dieter Kartschoke. Berlin/New York 1989.

Sekundärliteratur

- ALBERTH, JOHN. *From the Brink of the Apocalypse: Confronting Famine, War, Plague, and Death in the Later Middle Ages*. New York/London 2001.
- ALLMAND, CHRISTOPHER THOMAS. *The Hundred Years War: England and France at war c.1300-c.1450*. Cambridge 1988.
- ALLMAND, CHRISTOPHER THOMAS (Hg.). *Power, Culture, and Religion in France c.1350-c.1550*. Woodbridge 1989.
- ALLMAND, CHRISTOPHER THOMAS. *War, Literature and Politics in the Late Middle Ages*. Liverpool 1976
- ALTHOFF, GERD. *Nunc fiant Christi milites, qui dudum extiterunt raptores: Zur Entstehung von Rittertum und Ritterethos*. In: *Saeculum* 32 (1981) S. 317-333.
- ANDERSON, R. C. *Oared Fighting Ships: From Classical Times to the Coming of Steam*. London 1962.
- ANDERSON, WILLIAM. *Burgen Europas von der Zeit Karls des Grossen bis zur Renaissance*. München 1971.
- ANGLO, SIDNEY. *The Martial Arts of Renaissance Europe*. New Haven 2000.
- ARAGUAS, PHILIPPE. *Les châteaux des marches de Catalogne et Ribagorce (950-1100)*. In: *Bulletin Monumental* 137 (1979) S. 205-34.
- ARNOLD, AUGUST. *Studien über den hohen mut*. Diss. Leipzig 1930.
- ARNTZEN, J. und RUBERG, U. (Hg.). *Die Ritteridee in der deutschen Literatur des Mittelalters: Eine kommentierte Anthologie*. Darmstadt 1987.
- ASHCORFT, JEFFREY. *Miles Dei – gotes ritter: Konrad's Rolandslied and the Evolution of the Concept of Christian Chivalry*. In: W. H. Jackson (Hg.): *Knighthood in Medieval Literature*. Suffolk 1981, S. 54-74.
- ATIYA, AZIZ S. *Kreuzfahrer und Kaufleute: Die Begegnung von Christentum und Islam*. Stuttgart 1963.
- ATIYA, AZIZ S. *The Crusade in the Later Middle Ages*. New York 1965.
- ATIYA, AZIZ S. *The Crusade of Nicopolis*. London 1934.
- AUER, LEOPOLD. *Formen des Krieges im Abendländischen Mittelalter*. In: Manfred Rauchsteiner und Erwin A. Schmidl (Hg.): *Formen des Krieges: Vom Mittelalter zum „Low-Intensity-Conflict“*. Wien/Köln 1991, S. 17-43.
- BACHRACH, BERNARD. *Charles Martel, Mounted Shock Combat, The Stirrup, and Feudalism*. In: *Studies in Medieval and Renaissance History* 7 (1970) S. 47-75.
- BACHRACH, BERNARD. *Early Carolingian Warfare: Prelude to Empire*. Philadelphia 2001.

- BACHRACH, BERNARD. Early Medieval Fortifications in the “West” of France: A Revised Technical Vocabulary. In: *Technology and Culture* 16 (1975) S. 531-569.
- BACHRACH, BERNARD. Medieval Siege Warfare: A Reconnaissance. In: *The Journal of Military History* 58:1 (1994) S. 119-133.
- BACHRACH, BERNARD. *Merovingian Military Organization 481-751*. Minneapolis 1972.
- BACHRACH, BERNARD. The Angevin Strategy of Castle Building in the Reign of Fulk Nerra 987-1040. In: *American Historical Review* 88 (1983) S. 533-60.
- BALCK. *Taktik: Formale Taktik der Kavallerie und Feldartillerie*. Berlin 1903.
- BARBER, RICHARD. *The Knight and Chivalry*. Woodbridge 1995.
- BARBER, RICHARD und BARKER, JULIET. *Tournaments: Jousts, Chivalry and Pageants in the Middle Ages*. Woodbridge 1989.
- BARNIE, J. *War in Medieval Society and the Hundred Years War 1337-99*. London 1974.
- BASS, GEORGE F. *A History of Seafaring Based on Underwater Archaeology*. London 1972.
- BAUMGARTNER, EMMANUELE. *La littérature française au Moyen Age*. Paris 1999.
- BENNET, MATTHEW. The Impact of English Archery on Later Medieval Tactics. In: *Von Crécy bis Mohacs: Kriegswesen im späten Mittelalter (1346-1526)*. (XXII. Kongress der Internationalen Kommission für Militärgeschichte). Wien 1997, S. 51-60.
- BENNET, MATTHEW. Why Chivalry? Military Professionalism in the Twelfth Century: The Origins and Expressions of a Socio-Military Ethos. In: D. J. B. Trim (Hg.): *The Chivalric Ethos and the Development of Military Professionalism*. Leiden/Boston 2003.
- BERGDOLT, KLAUS. *Der Schwarze Tod in Europa*. München 1994.
- BEZZOLA, RETO R. *Les origines et la formation de la littérature courtoise en occident (500-1200)*, 3 Bde. (Bibliothèque de l’Ecole des hautes études 286, 313, 319, 320). Paris 1944/1960/1963.
- BIELING, ALFONS. *Das deutsche Rolandslied im Spiegel des französischen Rolandsliedes*. Diss. Göttingen 1936.
- BLACK, JEREMY. *A Military Revolution? Military Change and European Society 1550-1800*. Atlantic Highlands, NJ, 1991.
- BLÖCKER, SUSANNE. *Studien zur Ikonographie der sieben Todsünden in der niederländischen und deutschen Malerei und Graphik*. Münster/Hamburg 1993.
- BLOOMFIELD, MORTON W. *The Seven Deadly Sins*. East Lansing 1952.
- BLUMENTRITT, GÜNTHER. *Strategie und Taktik: Ein Beitrag zur Geschichte des Wehrwesens vom Altertum bis zu Gegenwart*. Konstanz 1960.

- BOEHEIM, WENDELIN. Handbuch der Waffenkunde: Das Waffenwesen in seiner historischen Entwicklung vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1890.
- BOLLHAGEN, P. Einige methodologische Probleme der militärgeschichtlichen Forschung. In: Zeitschrift für Militärgeschichte 7:3 (1968) S. 310-322.
- BOOCKMANN, HARTMUT. Der Deutsche Orden: Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte. München 1981.
- BORST, ARNO. Das Rittertum im Hochmittelalter – Ideal und Wirklichkeit. In: Ders. (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter. Darmstadt 1976, S. 212-246.
- BOULTON, D'ARCY J. D. The Knights of the Crown: The Monarchical Orders of Knighthood in Later Medieval Europe 1325-1520. Woodbridge 1987.
- BOURGAIN, PASCALE. Chronik (Frankreich). In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 2. München/Zürich 1983, Sp. 1971-1979.
- BRADBURY, JIM. The Medieval Siege. Woodbridge 1992.
- BROELMANN, JOBST. Entwicklungsstand der Schiffbautechnik. In: Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation. Berlin 1990, S. 371-372.
- BRÜHL, REINHARD UND RÖRSTER, GERHARD. Militärtechnik, Kriegsbild und Kriegswirklichkeit. In: Militärgeschichte 14:3 (1975) S. 275-285.
- BRUNNER, HORST (Hg.). Der Krieg im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit: Gründe, Begründungen, Bilder, Bräuche, Recht. Wiesbaden 1999.
- BRUNNER, OTTO. Land und Herrschaft. Darmstadt 1973.
- BULST, NEITHARD. Der Schwarze Tod: Demographische, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Aspekte der Pestkatastrophe 1347-1352. In: Saeculum 30 (1979) S. 45-67.
- BUMKE, JOACHIM. Höfische Kultur: Literatur und Gesellschaft im Hohen Mittelalter, 2 Bde. München 1990.
- BUMKE, JOACHIM. Die romanisch-deutschen Literaturbeziehungen im Mittelalter: Ein Überblick. Heidelberg 1967.
- BUMKE, JOACHIM. Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert. Heidelberg 1964.
- BYLES, ALFRED T. P. The Book of the Ordre of Chyualry. London 1971.
- CAMPBELL, P.G.C. L'Épître d'Othéa: Etudes sur les sources de Christine de Pisan. Paris 1924.

- CARTELLIERI, OTTO. Geschichte der Herzöge von Burgund (1365-1477): Philipp der Kühne. Leipzig 1910.
- CHEVEDDEN, PAUL E. Artillery in Late Antiquity: Prelude to the Middle Ages. In: Ivy A. Corfis und Michael Wolfe (Hg.): The medieval City under Siege. Woodbridge 1995, S. 131-173.
- CHRISTIANSEN, ERIC. The Northern Crusades: The Baltic and the Catholic Frontier. London 1980.
- CONTAMINE, PHILIPPE. La Consolation de la desconfiture de Hongrie de Philippe de Mézières (1396). In: Annales de Bourgogne: Revue historique trimestrielle 68:3 (1996) S. 35-47.
- CONTAMINE, PHILIPPE. Geoffroy de Charny. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 2. München/Zürich 1995, Sp. 1731-1732.
- CONTAMINE, PHILIPPE. La guerre au Moyen Age. Paris 1980.
- CONTAMINE, PHILIPPE. L'Oriflamme de Saint Denis aux XIVe et XVe siècles. In: Annales de l'Est 7 (1973) S. 179-244.
- CORDEY, JEAN. Les comtes de Savoie et les rois de France pendant la guerre de cent ans. Paris 1911.
- CRAMER, THOMAS. „Saelde“ und „êre“ in Harmanns Iwein. In: Hugo Kuhn und Christoph Cormeau (Hg.): Hartmann von Aue. Darmstadt 1973, S. 426-449.
- CURRY, ANNE und HUGHES, MICHAEL. Arms, Armies and Fortifications in the Hundred Years War. Woodbridge 1994.
- CURRY, ANNE. The Hundred Years War. New York 1993.
- DAVID, H. Philippe le Hardi: Le train somptuaire d'un grand Valois. Dijon 1947.
- DEIST, WILHELM. Bemerkungen zur Entwicklung der Militärgeschichte in Deutschland. In: Thomas Kühne und Benjamin Ziemann (Hg.): Was ist Militärgeschichte. Paderborn/München/Wien/Zürich 2000, S. 315-322.
- DE LA CROIX, HORST. Military Considerations in City Planning: Fortifications. New York 1972.
- DELAVILLE LE ROULX, J. La France en Orient au XIVe siècle: Expéditions du maréchal Boucicaut. Paris 1885.
- DELAVILLE LE ROULX, J. La France en Orient au XIVe siècle: Pièces Justificatives. Paris 1886.
- DELBRÜCK, HANS. Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte: Mittelalter. Berlin 1963.

- DEVRIES, KELLY. *A Cumulative Bibliography of Medieval History and Technology*. Leiden 2002.
- DEVRIES, KELLY. *The Effect of Killing the Christian Prisoners at the Battle of Nicopolis*. In: Kagay, Andrew (Hg.): *Crusaders, Condotierre and Cannon: Medieval Warfare around the Mediterranean*. Leiden/Boston 2003.
- DEVRIES, KELLY. *The Impact of Gunpowder Weaponry on Siege Warfare in the Hundred Years War*. In: Ivy A. Corfis und Michael Wolfe (Hg.): *The Medieval City under Siege*. Woodbridge 1995.
- DEVRIES, KELLY. *Medieval Military Technology*. Petersborough 1992.
- DEYRES, MARCEL. *Les châteaux de Foulque Nerra*. In: *Bulletin monumental* 132 (1974) S. 7-28.
- DIRSCHERL, ULRIKE. *Ritterliche Ideale in Chrétien's „Yvain“ und im mittelenglischen „Yvain and Gawain“*. Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris 1991.
- DITTMAR, KARL. *Über den Einfluss der Entwicklung der technischen Kampfmittel auf die Kampfführung (Militärwissenschaftliche Aufsätze)*. Berlin 1958.
- DUPIN, HENRI. *La courtoisie au moyen âge, d'après les textes du XIIe et du XIIIe siècle*. Paris 1931.
- DUPUY, TREVOR N. *The Evolution of Weapons and Warfare*. Indianapolis/New York 1980.
- DVOICHENKO DE MARKOV, DEMETRIUS. *The battle of Tannenberg (Grünwald) in 1410*. In: *Von Crécy bis Mohacs – Kriegswesen im späten Mittelalter (1346-1526)*. (XXII. Kongress der Internationalen Kommission für Militärgeschichte). Wien 1997, S. 299-305.
- EDGE, DAVID und PADDOCK, JOHN MILES. *Arms and Armour of the Medieval Knight: An illustrated History of Weaponry in the Middle Ages*. London 1988.
- EDGE, DAVID. *Arms and Armour of the medieval Knight: An illustrated History of Weaponry in the Middle Ages*. London 1988.
- EGGENBERGER, DAVID. *A Dictionary of Battles*. London 1967.
- EHRISMANN, GUSTAV. *Die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems*. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 56 (1919) S. 137-216.
- EHRISMANN, GUSTAV. *Die höfische Morallehre*. In: Günter Eifler (Hg.): *Ritterliches Tugendsystem*. Darmstadt 1970, S. 85-92.
- EICHLER, SIGURD. *Studien über die Mâze: Ein Beitrag zur Begriffs- und Geistesgeschichte der höfischen Kultur*. Würzburg 1941.
- EIFLER, GÜNTER (Hg.). *Ritterliches Tugendsystem*. Darmstadt 1970.

- EKLERS, AXEL. The Crusade of the Teutonic Knights against Lithuania Reconsidered. In: Alan v. Murray (Hg.): Crusade and Conversion on the Baltic Frontier. Hampshire 2001, S. 22-44.
- ELLIS, JOHN. Cavalry: The history of Mounted Warfare. New York 1978.
- ELLMERS, DETLEV. Binnenschifffahrt im Mittelalter. In: Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation. Berlin 1990, S. 337-344.
- ELLMERS, DETLEV und SCHNALL, UWE. Schiffbau und Schiffstypen im mittelalterlichen Europa. In: Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation. Berlin 1990, S. 353-370.
- EMMEL, HILDEGAR. Das Verhältnis von êre und triuwe im Nibelungenlied und bei Hartmann und Wolfram. Frankfurt 1936.
- ERBEN, WILHELM. Kriegsgeschichte des Mittelalters. München/Berlin 1929.
- ERBSTÖSSER, MARTIN. Die Kreuzzüge: Eine Kulturgeschichte. Leipzig 1977.
- ERDMANN, CARL. Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens. Stuttgart 1935.
- EVANS, J. A. S. Cavalry at the Time of the Persian Wars. In: The Classical Journal 82 (1986) S. 97-106.
- FAROQHI, SURAIYA. Geschichte des Osmanischen Reiches. München 2000.
- FIEDLER, SIEGFRIED. Grundriss der Militär- und Kriegsgeschichte. München 1972.
- FLECKENSTEIN, JOSEF (Hg.). Curialitas – Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur. Göttingen 1990.
- FLECKENSTEIN, JOSEF. Friedrich Barbarossa und das Rittertum: Zur Bedeutung der grossen Mainzer Hoftage von 1184 und 1188. In: Arno Borst (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter. Darmstadt 1976, S. 392-418.
- FLECKENSTEIN, JOSEF. Rittertum und ritterliche Welt. Berlin 2002.
- FLECKENSTEIN, JOSEF. Über den engeren und den weiteren Begriff von Ritter und Rittertum (miles und militia). In: Gerd Althoff u.a. (Hg.): Person und Gemeinschaft im Mittelalter – Karl Schmid zum fünfundsechzigsten Geburtstag. Sigmaringen 1988, S. 379-393.
- FLECKENSTEIN, JOSEF. Über Ritter und Rittertum: Zur Erforschung einer mittelalterlichen Lebensform. In: Mittelalterforschung: Forschung und Information 29 (1981) S. 104-114.
- FLECKENSTEIN, JOSEF. Rittertum zwischen Krieg und Frieden. In: Johannes Fried (Hg.): Träger und Instrumentarien des Friedens im hohen und späten Mittelalter. Sigmaringen 1996, S. 151-165.

- FLORI, JEAN. Encore l'usage de la lance: La technique du combat chevaleresque vers l'an 1100. In: Cahiers de civilisation médiévale (Xe-XIIe siècle) 31 (1988) S. 213-40.
- FÖRSTER, OTTO-WILHELM. Das Befestigungswesen: Rückblick und Ausschau. Neckargemünd 1960.
- FOURNIER, GABRIEL. Le château dans la France médiévale. Paris 1978.
- FOWLER, KENNETH. The Hundred Years War. London 1971.
- FOWLER, KENNETH. The Age of Plantagenet and Valois: The Struggle for Supremacy 1328-1498. London 1967.
- FRAUENHOLZ, E. VON. Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens: Das Heerwesen der germanischen Frühzeit, des Frankenreiches und des ritterlichen Zeitalters. München 1935.
- FREMANTLE, ANA. Zeitalter des Glaubens. Amsterdam 1966.
- FRENKE, LUTZ. Der Knappe: Erziehung und Funktion. In: Joseph Fleckenstein (Hg.): Curialitas. Göttingen 1990, S. 55-127.
- FUNKEN, LILIANE UND FRED. Rüstungen und Kriegsgerät im Mittelalter. München 1979.
- FUNKEN, LILIANE UND FRED. Rüstungen und Kriegsgerät im Mittelalter: Ritter in Turnier und Schlacht, Kriegszüge und Belagerungen, Sturm auf Burgen und Befestigungen (8.-15. Jahrhundert). München 1977.
- GAMBER, ORTWIN. Ritterspiele und Turnierrüstung im Spätmittelalter. In: Josef Fleckenstein (Hg.): Das ritterliche Turnier im Mittelalter – Beiträge zu einer vergleichenden Formen- und Verhaltensgeschichte des Rittertums. Göttingen 1985, S. 513-531.
- GANZ, PETER. „hövesch“/„hövescheit“ im Mittelhochdeutschen. In: Joseph Fleckenstein (Hg.): Curialitas. Göttingen 1990, S. 39-54.
- GAUCHER, ELISABETH. La Biographie Chevaleresque: typologie d'un genre XIIIe-XVe siècle (Nouvelle Bibliothèque du moyen âge 29). Paris 1994.
- GAY, J. Clément VI et les affaires d'Orient. Paris 1904.
- GEIGER, BENJAMIN. Burgunderkriege. Au, ZH, 1994.
- GILLINGHAM, JOHN. 1066 and the Introduction of Chivalry into England. In: G. Garnett und J. Hudson (Hg.): Law and Government in Medieval England and Normandy: Essays in honour of Sir James Holt. Cambridge 1994.
- GILLIVER, KATE. Auf dem Weg zum Imperium: Eine Geschichte der römischen Armee. Stuttgart 2003.

- GIRBEA, CATALINA. Royauté et chevalerie céleste à travers les romans arthuriens (XIIe-XIIIe siècle). In: Cahiers de civilisation médiévale 46 (2003) S. 109-134.
- GOHLKE, WILHELM. Das Geschütz des Altertums und des Mittelalters. In: Zeitschrift für historische Waffenkunde 5 (1909-1911) S. 193-199 und S. 378-393.
- GOLDRON, ROMAIN. Triumph der Polyphonie. Lausanne 1965.
- GÖTTERT, KARL HEINZ. Tugendbegriff und epische Struktur in höfischen Dichtungen. Köln 1971.
- GREEN, PETER. The Greco-Persian Wars. London 1996.
- HALBACH, KURT HERBERT. Franzosentum und Deutschtum in höfischer Dichtung des Stauferzeitalters, Hartmann von Aue und Chrestien de Troyes, Iwein – Ywain (Neue Deutsche Forschungen: Abteilung Deutsche Philologie, Bd. 7). Berlin 1939.
- HAMDY, H. Philippe de Mézières: La Chevalerie de Jesu Christ. In: Bulletin of the Faculty of Arts (Universität Alexandria) 17 (1963) S. 45-56.
- HANLEY, CATHERINE. War and Combat 1150-1270: The Evidence from Old French Literature. Rochester, NY, 2003.
- HARMUTH, EGON. Die Armbrust. Graz 1986.
- HARDY, R. LONGBOW. A Social and Military History. Cambridge 1976.
- HARPER-BILL, CHRISTOPHER und HARVEY, RUTH (Hg.). The Ideals and practice of medieval Knighthood, 5 Bde. Woodbridge 1986-1994.
- HASKELL, F. History and its Images. New Haven/London 1993.
- HATTENDORF, JOHN B. und UNGER, RICHARD W. (Hg.). War at Sea in the Middle Ages and Renaissance. Boston 2003.
- HELIOT, PIERRE. Les châteaux-forts en France du Xe au XIIe siècle à la lumière de travaux récents. In: Journal des savants 2 (1966) S. 483-515.
- HERZSOHN, I. J. P. Der Überfall Alexandriens. Diss. Bonn 1886.
- HEWITT, H. J. The Organisation of War under Edward III. 1338-1362. Manchester 1966.
- HILL, DONALD. Trebuchets. In: Viator 4 (1973) S. 99-116.
- HILLGARTH, J. N. Ramon Lull and Lullism in Fourteenth-Century France. Oxford 1971.
- HINDMAN, SANDRA L. Christine de Pizan's „Epistre Othéa“: Paintings and Politics at the Court of Charles VI. Toronto 1986.
- HOFF, ARNE. Feuerwaffen, 2 Bde. Braunschweig 1969.
- HÖLGEN, K. J. Die „Nine Worthies“. In: Anglia 77 (1959) S. 279-309.

- HÖLZLE, PETER. Die Biographie. In: Günther und Irmgard Schweikle (Hg.): Metzler-Literatur-Lexikon: Begriffe und Definitionen. Stuttgart 1990, S. 55-56.
- HOOPER, NICHOLAS und BENNET, MATTHEW. Cambridge Illustrated Atlas of Warfare: The Middle Ages 768–1487. Cambridge 1996.
- HOUSLEY, NORMAN. Le Maréchal Boucicaut à Nicopolis. In: Annales de Bourgogne: Revue historique trimestrielle 68:3 (1996) S. 85-99.
- HOUSLEY, NORMAN. One Man and his Wars: The Depiction of Warfare by Marshal Boucicaut's Biographer. In: Journal of Medieval History 29 (2003) S. 27-40.
- HOW, H. H. Arms, Tactics and Strategy in the Persian Wars. In: The Journal of Hellenic Studies 43 (1923) S. 117-132.
- HRUSCHKA, CONSTANTIN. Kriegsführung und Geschichtsschreibung im Spätmittelalter. Köln 2001.
- HUIZINGA, JOHAN. Die politische und militärische Bedeutung des Rittergedankens am Ausgang des Mittelalters. In: Arno Borst (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter. Darmstadt 1976, S. 17-30.
- HUIZINGA, JOHAN. Herbst des Mittelalters: Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden. Leiden³ 1930.
- HUNT, TONY. The Emergence of the Knight in France and England 1000-1200. In: W. H. Jackson (Hg.): Knighthood in Medieval Literature. Suffolk 1981, S. 1-22.
- HYLAND, ANN. The Warhorse (1250-1600). Stroud: Sutton Publishing 1998.
- JAEGER, C. S. The Origin of Courtliness: Civilizing Trends and the Formation of Courtly Ideals (939-1210). Philadelphia 1985.
- JÄGER, GEORG. Aspekte des Krieges und der Chevalerie im XIV. Jahrhundert in Frankreich: Untersuchungen zu Jean Froissarts Chroniques. Bern 1981.
- JEANROY, ALFRED. La poésie lyrique des troubadours. Paris 1934.
- JEANROY, ALFRED. Les Origines de la poésie lyrique en France au moyen âge: Etude de littérature française et comparée. Paris 1925.
- JORENDT, JOHANN. *Miles* und *Militia* im 11. Jahrhundert: Untersuchung zur Frühgeschichte des Rittertums in Frankreich und Deutschland. Diss. Erlangen/Nürnberg 1971.
- JORGA, N. Philippe de Mézières 1327-1405 et la croisade au XIVe siècle. Paris 1896.
- KAISER, GERT. Minnesang – Ritterideal – Ministerialität. In: Horst Wenzel (Hg.): Adelherrschaft und Literatur. Bern/Frankfurt a. M./Las Vegas 1980, S. 181-208.
- KARL, EMIL. Minne und Ritterethik bei Wolfram von Eschenbach. Diss. Freiburg 1952.
- KEEGAN, JOHN. Die Kultur des Krieges. Berlin 1995.

- KEEGAN, JOHN. *The Face of Battle*. London 1970.
- KEEGAN, JOHN. *Die Schlacht*. München 1981.
- KEEN, MAURICE. *Chivalry*. New Haven 1984.
- KEEN, MAURICE. *The Laws of War in the Late Middle Ages*. London 1965.
- KEEN, MAURICE. *Medieval Warfare*. Oxford 1999.
- KEEN, MAURICE. Richard II's Ordinances of War of 1385. In: R.E. Archer (Hg.): *Rulers and ruled in late medieval England*. London 1995, S. 33-48.
- KEFERSTEIN, GEORG. *Parzivals ethischer Weg: Lebensstil im deutschen Hochmittelalter*. Weimar 1937.
- KENNEDY, ELSPETH. Geoffroi de Charny's *Livre de Chevalerie* and the Knights of the Round Table. In: Stephen Church und Ruth Harvey (Hg.): *Medieval Knighthood*, Bd. 5. Woodbridge 1995, S. 221-242.
- KENNEDY, ELSPETH. The Knight as Reader of Arthurian Romance. In: Martin B. Shichtman und James P. Corley (Hg.): *Culture and the King: The Social Implication of Arthurian Legend*. New York 1994, S. 70-90.
- KERVYN DE LETTENHOVE. *Histoire de Flandre*, 6 Bde. Brüssel 1847-1450.
- KING, DAVID JAMES CATHCART. *The Castle in England and Wales: An Interpretative History*. London/Sydney 1988.
- KLEINST, H. ARTHUR. *Graphic Worlds of Peter Bruegel the Elder*. New York 1963.
- KLING, GUSTAV. *Die Schlacht bei Nikopolis im Jahre 1396*. Diss. Berlin 1906.
- KNOBLOCH, EBERHARD. Technische Zeichnungen. In: Uta Lindgren (Hg.): *Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation*. Berlin 1990, S. 45-72.
- KOCH, H. W. *Medieval Warfare*. London 1978.
- KÖHLER, GUSTAV. *Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit*, 3 Bde. Breslau 1886-1889.
- KÖHLER, ERICH. *Ideal und Wirklichkeit der höfischen Epik*. Tübingen 1956.
- KREISER, KLAUS. *Der Osmanische Staat 1300-1922*. München 2001.
- KRENZ, PETER. The Nature of Hoplite Battle. In: *Classical Antiquity* 4 (1985) S. 50-61.
- KRUMEIN, GERD. *Sine ira et studio? Ansichten einer wissenschaftlichen Militärgeschichte*. In: Thomas Kühne und Benjamin Ziemann (Hg.): *Was ist Militärgeschichte*. Paderborn 2000, S. 91-104.
- KRUSE, HOLGER und PARAVICINI WERNER (Hg.): *Ritterorden und Adelsgesellschaften im spätmittelalterlichen Deutschland: Ein systematisches Verzeichnis*. Frankfurt a. M. 1991.

- KUHN, HUGO. Soziale Realität und dichterische Fiktion am Beispiel der höfischen Ritterdichtung. In: Hugo Kuhn: Kleinere Schriften: Dichtung und Welt im Mittelalter. Stuttgart 1959, S. 22-44.
- KÜHN, DIETER. Ich Wolkenstein: Eine Biographie. Frankfurt a. M. 1980.
- KÜHNEL, HARRY (Hg.). Alltag im Spätmittelalter. Graz/Wien/Köln 1984.
- KURZ, HANS RUDOLF. Die Schweizer Schlachten. Bern 1962.
- LALANDE, DENIS. Jean II. le Meingre, dit Boucicaut (1366-1421): Étude d'une biographie héroïque. Genf 1988.
- LANE-POOLE, STANLEY. The Barbary Corsairs. Westport 1970.
- LAZENBY, JOHN. The Killing Zone. In: Victor Davis Hanson (Hg.): Hoplites: The Classical Greek Battle Experience. London/New York 1991, S. 87-109.
- LEOPOLD, ANTONY. How to recover the Holy Land: The Crusade Proposals of the Late Thirteenth and Early Fourteenth Centuries. Aldershot: Ashgate 2000.
- LEWIS, B. Islam from the Prophet Muhammed to the Capture of Constantinople: Politics and War. London 1974.
- LEWIS, P. S. Later Medieval France. New York 1968.
- LINDGREN, UTA. Grundlage Mittelalterlicher Technik: Einleitung. In: Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation. Berlin 1990, S. 13-24.
- LIPP, ANNE. Diskurs und Praxis: Militärgeschichte als Kulturgeschichte. In: Thoma Kühne und Benjamin Ziemann (Hg.): Was ist Militärgeschichte. Paderborn/München/Wien/Zürich 2000, S. 211.228.
- LIPPMANN, KURT. Das ritterliche Persönlichkeitsideal in der mittelenglischen Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts. Diss. Leipzig 1933.
- LORENZ, SÖNKE. Staufische Stadtgründungen in Südwestdeutschland: Aktuelle Aspekte, Tendenzen und Perspektiven der Stadtgeschichtsforschung. In: Eugen Reinhard und Peter Rückert (Hg.): Staufische Stadtgründungen am Oberrhein. Sigmaringen 1998, S. 235-272.
- LUBLINSKI-BODENHAM, HENRY. The Interpreter or Interpreters in Froissart's Account of the Siege of Mahdia. In: Romanische Forschungen: Vierteljahresheft für romanische Sprachen und Literatur 90 (1978) S. 254-259.
- MAGEE, JIM. Le temps de la croisade bourguignonne: L'expédition de Nicopolis. In: Annales de Bourgogne: Revue historique trimestrielle 68:3 (1996) S. 49-58.
- MARTIN, PAUL. Waffen und Rüstungen von Karl d. Grossen bis zu Ludwig XIV. Frankfurt 1967.

- MATHEW, GERVEAS. Ideals of Knighthood in Late-14th-Century. In: Studies in Medieval History presented to Frederic Maurice. Oxford 1948, S. 354-362.
- MATHEW, GERVASE. The Court of Richard II. London 1968.
- MATUZ, JOSEF. Aufstieg und Niedergang der osmanischen Militärmach. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 46:2 (1989) S. 21-34.
- MAURER, FRIEDRICH. Tugend und Ehre. In: Günter Eifler (Hg.): Ritterliches Tugendsystem. Darmstadt 1970, S. 238-252.
- MAURER, FRIEDRICH. Zum ritterlichen "Tugendsystem". In: Günter Eifler (Hg.): Ritterliches Tugendsystem. Darmstadt 1970, S. 146-161.
- MAYER, HANS EBERHART. Geschichte der Kreuzzüge. Stuttgart⁸ 1976.
- MAYER, HANS EBERHART. Idee und Wirklichkeit der Kreuzzüge. München 1965.
- MCFARLANE, K. B. The Nobility of Later Medieval England. Oxford 1973.
- MCGLYNN, SEAN. The Mythos of Medieval Warfare. In: History Today 44:1 (1994) S. 28-34.
- MCKIM, ANNE M. James Douglas and Barbour's Ideal of Knighthood. In: W. H. Jackson (Hg.): Knighthood in Medieval Literature. Suffolk 1981, S. 75-88.
- MIROT, LEON. Une expédition française en Tunisie au XIV^e siècle: Le siège de Mahdia. Paris 1932.
- MIROT, LEON. Une tentative d'invasion en Angleterre pendant la guerre de cent ans. In: Revue des études historiques 91 (1915) S. 249-287 und S. 417-466.
- MOHR, F. Die Schlacht bei Rosebeke. Berlin 1906.
- MOLLER, H. The Social Causations of the Courtly Love Complex. In: Comparative Studies in Society and History 1 (1958/59) S. 137-163.
- MOMBELLO, G. Per un'edizione critica dell'Epistola Othea di Christine de Pizan. In: Studi Francesi 24 (1964) S. 401-417.
- MOR, CARLO GUIDO. Das Rittertum. In: Arno Borst (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter. Darmstadt 1976, S. 247-266.
- MORTIMER, RICHARD. Knights and Knighthood in Germany in the Central Middle Ages. In: Christopher Harper-Bill and Ruth Harvey (Hg.): The Ideals and Practice of Medieval Knighthood. Suffolk 1986, S. 86-103.
- MOSER, HUGO. Dichtung und Wirklichkeit im Mittelalter. In: Wirk. Wort 5 (1954) S. 79-91.
- MUHLBERGER, STEVEN. Jousts and Tournaments: Charny and the Rules for Chivalric Sport in Fourteenth-Century France. Union City, CA, 2003.

- MÜLLER, HERIBERT. Kreuzzugspläne und Kreuzzugspolitik des Herzogs Philipp des Guten von Burgund. Göttingen 1993.
- MUMFORD, LEWIS. The Myth of the Machine. London 1971.
- NADOLSKI, ANDRZEJ. Die Forschungen über die Bewaffnung des Deutschen Ordens und seiner Gegner in Ostmitteleuropa. In: Ordines militares IV: Werkstatt des Historikers der mittelalterlichen Ritterorden – Quellenkundliche Probleme und Forschungsmethoden. Thorn 1987, S. 49-63.
- NAUMANN, HANS. Deutsche Kultur im Zeitalter des Rittertums. Erfurt 1938.
- NAUMANN, HANS. Deutsches Dichten und Denken von der germanischen bis zur staufischen Zeit. Berlin 1952.
- NAUMANN, HANS. Ritterliche Standeskultur um 1200. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 17 (1929) S. 1-77.
- NAUMANN, HANS. Der staufische Ritter. Leipzig 1936.
- NAUMANN, HANS. Das Tugendsystem. In: Günter Eifler (Hg.): Ritterliches Tugendsystem. Darmstadt 1970, S. 93-105.
- NEUMANN, EDUARD. Der Streit um „das ritterliche Tugendsystem“. In: Erbe der Vergangenheit (Festgabe für Karl Helm). Tübingen 1951, S. 137-155.
- NEUMANN, EDUARD. Zum „ritterlichen Tugendsystem“. In: Günter Eifler (Hg.): Ritterliches Tugendsystem. Darmstadt 1970, S. 277-300.
- NICHOLAS, MICHAEL. Armies of Medieval Burgundy 1363-1477. London 1983.
- NICHOLSON, HELEN. Medieval Warfare: Theory and Practice of War in Europa 300-1500. New York 2004.
- NICOLLE, DAVID C. Arms and Armour of the Crusading Era 1050-1350, 2 Bde. New York 1988.
- NICOLLE, DAVID C. French Medieval Armies 1000-1300. London 1991.
- NICOLLE, DAVID C. Medieval Warfare Source Book: Warfare in Western Christendom. London 1995.
- NOBLE, PETER. Perversion of an Ideal. In: C. Harper-Bill und R. Harvey (Hg.): Medieval Knighthood, Bd. 4. Woodbrigde 1992.
- NORTH, SALLY. The Ideal Knight as Presented in Some French Narrative Poems c.1090-c.1240: An Outline Sketch. In: C. Harper-Bill und R. Harvey (Hg.): The Ideals and Practice of Medieval Knighthood. Suffolk 1986, 111-132.
- NOWOSADTKO, JUTTA. Krieg, Gewalt und Ordnung: Einführung in die Militärgeschichte. Tübingen 2002.

- OAKESHOTT, R. EWART. *The Sword in the Age of Chivalry*. London 1981.
- OHLER, NORBERT. *Krieg und Frieden im Mittelalter*. München 1997.
- OMAN, C. W. C. *A History of the Art of War in the Middle Ages*, 2 Bde. London 1924.
- ORTH, ELSBETH. *Formen und Funktionen der höfischen Rittererhebung*. In: Joseph Fleckenstein (Hg.): *Curialitas*. Göttingen 1990, S. 128-170.
- PAINTER, SIDNEY. *French Chivalry, Chivalric Ideas, and Practices in Medieval France*. Baltimore 1940.
- PALMER, J. J. N. *England, France and Christendom*. München 1997.
- PALMER, J. J. N. *Froissart, Historian*. Woodbridge 1981.
- PAPPLOW, MARCUS. *Militärtechnische Bildkataloge des Spätmittelalters*. In: Hans Hennig Kortüm (Hg.): *Krieg im Mittelalter*. Berlin 2001, S. 231-268.
- PARAVICINI, WERNER. *Die Preussenreisen des europäischen Adels*. In: *Historische Zeitschrift* 232 (1981) S. 25-38.
- PARAVICINI, WERNER. *Die Preussenreisen des europäischen Adels*, 3 Bde. Sigmaringen 1989-1996.
- PARAVICINI, WERNER. *Preussenreisen*. In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 7. München/Zürich 1995, Sp. 1997.
- PARAVICINI, WERNER. *Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters*. München 1994.
- PARKER, GEOFFREY. *The Military Revolution: Military Innovation and the Rise of the West 1500-1800*. Cambridge 1988.
- PATERSON, LINDA M. *Military Surgery: Knights, Sergeants and Raimon of Avignon's version of the Chirurgia of Roger of Salerno (1180-1209)*. In: Christopher Harper Bill und Ruth Harvey (Hg.): *The Ideals and Practice of Medieval Knighthood*, Bd. 2. Woodbridge 1988, S. 117-146.
- PATZE, HANS (Hg.). *Geschichte und Geschichtsbewusstsein im späten Mittelalter*. Sigmaringen 1987.
- PATZOLD, STEFFEN. *Konflikte als Thema in der modernen Mediävistik*. In: Hans-Werner Goetz (Hg.): *Moderne Mediävistik: Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung*. Darmstadt 1999, S. 198-205.
- PAYNE-GALLWEY, SIR RALPH. *The Crossbow: Medieval and Modern Military Sporting: Its Construction, History, and Management with a Treatise on the Ballista and Catapult of the Ancients*. London/New York/Bombay 1903.
- PEERS, ALLISON E. *Ramon Lull: A Biography*. London 1929.

- PERLBACH. Die Statuten des Deutschen Ritterordens, nach den ältesten Handschriften herausgegeben. Halle 1890.
- PERNOUD, RÉGINE. Christine de Pisan: Das Leben einer aussergewöhnlichen Frau und Schriftstellerin im Mittelalter. München 1990.
- PERROY, EOUARD. The Hundred Years War. Bloomington 1967.
- PETERSEN, J. Das Rittertum in der Darstellung des Johannes Roth. Strassburg 1909.
- PFAFFENBICHLER, MATTHIAS. Die Ritter im Turnier und Krieg. In: Harald Prickler (Hg.): Die Ritter. Eisenstadt 1990, S. 40-46.
- PIETZNER, FRITZ. Schwertleite und Ritterschlag. Bottrop 1934.
- PIPES, D. Slave Soldiers and Islam. New Haven 1981.
- PLATZECK, E. W. Raimund Lull, sein Leben, seine Werke, die Grundlage seines Denkens, 2 Bde. Rom/Düsseldorf 1962-1964.
- POUNDS, NORMAN JOHN G. The Medieval Castle in England and Wales: A Social and Political History. Cambridge 1970.
- PORTER, PAMELA. The Ways of War in Medieval Manuscript Illuminations. In: Mathew Strickland (Hg.): Armies, Chivalry and Warfare in Medieval Britain and France. Lincolnshire 1998, S. 100-114.
- PRESTWICH, MICHAEL. Armies and Warfare in the Middle Ages: The English Experience. New Haven/London 1996.
- PRYOR, JOHN H. Commerce, Shipping, and Naval Warfare in the Medieval Mediterranean. London 1987.
- PÜTZ, HANS HENNING. Die Darstellung der Schlacht in mittelhochdeutschen Erzähldichtungen von 1150 bis um 1250. Hamburg 1971.
- QUILLET, JEANNINE. L'Histoire comme lieu de l'Allégorie: Le témoignage de Philippe de Mézières. In: Danielle Buschinger (Hg.): Histoire et Littérature au Moyen Age. Göppingen 1991, S. 403-410.
- RASZO, GYULA. Hungarian Strategy against the Ottomans (1365-1526). In: Von Crécy bis Mohacs – Kriegswesen im späten Mittelalter (1346-1526). (XXII. Kongress der Internationalen Kommission für Militärgeschichte). Wien 1997, S. 226-237.
- RATHGEN, BERNHARD. Das Geschütz im Mittelalter. Düsseldorf 1987.
- RAYNAUD, CHRISTIANE. Défenses annexées et fortifications de campagnes dans les enluminures des XIVE et Xve siècles: Première approche. In: Hans Hennig Kortüm (Hg.): Krieg im Mittelalter. Berlin 2001, S. 197-250.

- REINAUD, JOSEPH T. und FAVE, J. Du feu grégeois, des feux de guerre et des origines de la poudre à canon d'après des textes nouveaux (Histoire de l'artillerie, 1^{ère} partie). Paris 1845.
- REINTGES, THEO. Ursprung und Wesen der spätmittelalterlichen Schützengilden. Bonn 1963.
- REUTER, HANS GEORG. Die Lehre vom Ritterstand: Zum Ritterbegriff in Historiographie und Dichtung vom 11. bis zum 13. Jahrhundert. Köln/Wien 1971.
- RICE, W. H. Deux poèmes sur la chevalerie: *Le brevier des nobles* d'Alain Charter et *Le Psaultier des vilains* de Michault Taillevent. In: *Romania* 75 (1954) S. 54-97.
- RILEY-SMITH, JOHN. Die Kreuzzüge: Kriege im Namen Gottes. Freiburg 1999.
- ROBCIS, DOMINIQUE. Armes, armures et armuriers sous le principat de Jean sans Peur (1404-1419) d'après les documents comptables. Paris 1998.
- ROBERTS, MICHAEL. The Military Revolution 1560-1660. In: *Essays in Swedish History* 1967.
- ROGERS, RANDALL. Latin Siege Warfare in the Twelfth Century. Oxford 1992.
- ROGERS, CLIFFORD J. The Military Revolutions of the Hundred Years War. In: *Journal of Military History* 57 (1967) S. 241-278.
- ROGERS, CLIFFORD J. The Offensive/Defensive in Medieval Strategy. In: *Von Crécy bis Mohacs – Kriegswesen im späten Mittelalter (1346-1526)* (XXII. Kongress der Internationalen Kommission für Militärgeschichte). Wien 1997, S. 158-171.
- RONCIERE, CHARLES DE LA. Histoire de la marine française. Paris 1900.
- ROUSSET, PAUL. La description du monde chevaleresque. In: *Moyen Age* 75 (1969) S. 427-444.
- RUDORFF, RAYMOND. The Knights and Their World. London 1974.
- RUH, K. Höfische Epik des deutschen Mittelalters. Berlin 1967.
- SABLONIER, ROGER. Rittertum, Adel und Kriegswesen. In: Josef Fleckenstein (Hg.): *Das ritterliche Turnier im Mittelalter*. Göttingen 1985, S. 52-567.
- SANDBERGER, DIETRICH. Studien über das Rittertum in England vornehmlich während des 14. Jahrhunderts (Historische Studien 310). Berlin 1937
- SCHERFF, BRUNO. Studien zum Heer der Ottonen und der ersten Salier (919-1056). Diss. Berlin 1985.
- SCHLUNK, ANDREAS CHRISTOPH. Die Ritter. Stuttgart 2003.
- SCHMITDCHEN, VOLKER. Bombarden, Befestigungen, Büchsenmeister: Eine Studie zur Entwicklung der Militärtechnik. Düsseldorf 1977.

- SCHMIDTCHEN, VOLKER. Militärgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland – Reizwort oder Aufgabe? In: D. Korell (Hg.): Geschichte heute: Siebzehn Beiträge zur Bewältigung der Zukunft. Hückeswagen 1981.
- SCHMIDTCHEN, VOLKER. Kriegswesen im späten Mittelalter: Technik, Taktik, Theorie. Weinheim 1990.
- SCHMIDTCHEN, VOLKER. Mittelalterliche Kriegstechnik zwischen Tradition und Innovation. In: Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation. Berlin 1990, S. 305-316.
- SCHNEEB, BERTRAND. Le contingent franco-bourgogne à la croisade de Nikopolis. In: Annales de Bourgogne: Revue historique trimestrielle 68:3 (1996) S. 59-75.
- SCHNEIDER, R. Die Artillerie des Mittelalters. Berlin 1910.
- SCHNÜRER, GUSTAV. Die ursprünglichen Templerregeln: Kritisch untersucht und herausgegeben (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte). Freiburg 1904.
- SCHRADER, WERNER. Studien über das Wort „höfisch“ in der mittelhochdeutschen Dichtung. Würzburg 1935.
- SCHREIBER, PETER. Ramon Lull (um 1234 bis circa 1316): Mechanische Erzeugung von Wahrheiten. In: Spektrum der Wissenschaft Spezial 2 (2002) S. 30.
- SCHRÖDER, WERNER. Zum Ritter-Bild der frühmittelhochdeutschen Dichter. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 22:4 (1972) S. 333-351.
- SCROPE, STEPHEN. Christine de Pizan: The Epistle of Othea. London 1976.
- SMAIL, R. C. Crusading Warfare 1097-1193. Cambridge 1956.
- SPROEMBERG, HEINRICH. Beiträge zur Belgisch-Niederländischen Geschichte. Berlin 1959.
- STEPHENSON, CARL. Borough and Town: A Study of Urban Origins in England. Cambridge 1933.
- STRICKLAND, MATTHEW. Anglo-Norman Warfare. Woodbridge 1992.
- SUMPTION, JONATHAN. The Hundred Years War. London 1990.
- TERLINDEN, CHARLES DE. Der Orden vom goldenen Vlies. Wien/München 1970.
- TERRIER DE LORRAY, HENRI. Jean de Vienne, amiral de France. Paris 1877.
- THIERBACH, M. Die geschichtliche Entwicklung der Handfeuerwaffen. Graz 1965.
- THUBRON, COLIN. Die Seefahrer: Die Venezianer. Amsterdam 1980.
- TITTMANN, WILFRIED. Der Mythos vom „Schwarzen Berthold“. In: Waffen- und Kostümkunde 25:1 (1983) S. 17-30.

- TITTMANN, WILFRIED. Die importierte Innovation: China, Europa und die Entwicklung der Feuerwaffen. In: Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation. Berlin 1990, S. 317-344.
- TOCH, MICHAEL. The Medieval German City under Siege. In: Michael Corfis (Hg.): The Medieval City under Siege. Woodbridge 1995, S. 35-48.
- TREASE, GEOFFREY. Die Condottieri: Söldnerführer, Glücksritter und Fürsten der Renaissance. München 1974.
- TUCHMANN, BARBARA. Der ferne Spiegel: Das dramatische 14. Jahrhundert. Düsseldorf 1980.
- TYERMAN, CHRISTOPH. England and the Crusades 1095-1588. Chicago 1988.
- URBAN, WILLIAM. Teutonic Knights: A Military History. Monmouth, Illinois, 2003.
- VALE, MALCOLM. War and Chivalry: Warfare and Aristocratic Culture in England, France and Burgundy at the End of the Middle Ages. London 1981.
- VALE, MALCOLM. Warfare and the Life of the French and Burgundian Nobility in the Late Middle Ages. In: Adelige Sachkultur des Spätmittelalters (Veröffentlichungen des Institutes für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 5). Wien 1982.
- VANPEL, ELISABETH. Schiesspulver und Pyrotechnik. In: Uta Lindgren (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter 800 bis 1200: Tradition und Innovation. Berlin 1990, S. 301-304.
- VAN WINTER, JOHANNA MARIA. Rittertum: Ideal und Wirklichkeit. München 1969.
- VAUGHAN, RICHARD. John the Fearless: The Growth of Burgundian Power. London 1966.
- VAUGHAN, RICHARD. Philip the Bold: The Formation of the Burgundian State. London 1962.
- VAUGHAN, RICHARD. Philip the Good: The Apogee of Burgundy. London 1970.
- VERBRUGGEN, J. F. The Art of Warfare in Western Europe in the Middle Ages from the eighth Century to 1340. Amsterdam/New York/Oxford 1977.
- VERBRUGGEN, JAN F. The Battle of the Golden Spurs (Courtrai, 11. July 1302): A Contribution to the History of Flanders' War of Liberation, 1297-1305. Woodbridge 2002.
- VERBRUGGEN, JAN F. La tactique militaire des armées de chevaliers. In: Revue du Nord 29 (1946) S. 164-68.
- VETTERS, HERMANN. Von der Spätantiken zur Frühmittelalterlichen Festungsbaukunst. In: Ordinali militari in occidente nell' alto medioevo 2(1968) S. 929-960.
- WAAS, A. Geschichte des Kreuzzuges. Freiburg 1956.
- WAITZ, GEORG. Deutsche Verfassungsgeschichte: Die Verfassung des Fränkischen Reiches. Graz 1955.

- WALZ, HERBERT. Deutsche Literatur im Mittelalter – Geschichte und Dokumentation. München 1976.
- WECK, HERVÉ DE. Illustrierte Geschichte der Kavallerie. Frauenfeld/Stuttgart 1982.
- WEDDIGE, HILKERT. Einführung in die germanistische Mediävistik. München 1997.
- WEISSMANN, NAHOUM. Les Janissaires: Etude de l'organisation militaire des Ottoman. Paris 1964.
- WENTZLAFF-EGGEBERT, FRIEDRICH WILHELM. Kreuzzugsdichtung des Mittelalters: Studien zu ihrer Geschichtlichen und dichterischen Wirklichkeit. Berlin 1960.
- WENZEL, HORST (Hg.). Adelherrschaft und Literatur. Bern/Frankfurt a. M./Las Vegas 1980.
- WERNER, KARL FERDINAND. Heeresorganisation und Kriegführung im deutschen Königreich im 10. und 11. Jahrhundert: Ordinamenti militari in occidente nell' alto medioevo 2 (1968) S. 791-843.
- WETTE, WOLFRAM. Militärgeschichte zwischen Wissenschaft und Politik. In: Thomas Kühne und Benjamin Ziemann (Hg.): Was ist Militärgeschichte. Paderborn 2000, S. 49-72.
- WHITE, GERHARD. Chronik. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 2. München/Zürich 1983, Sp. 1954-1956.
- WHITE, LYNN JR. Medieval Technology and Social Change. Oxford 1962.
- WIENAND, ADAM (Hg.). Der Johanniter-Orden – Der Malteser-Orden: Der ritterliche Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem. Köln 1970.
- WILLSON, BERNARD. Walthers „Erster Reichston“. In: Günter Eifler (Hg.): Ritterliches Tugendsystem. Darmstadt 1970, S. 431-451.
- WISE, TERENCE. Medieval Warfare. London 1976.
- WOLFE, MICHAEL. New Perspectives on Medieval Siege Warfare: An Introduction. In: Ders. (Hg.). The Medieval City under Siege. Woodbridge 1995, S. 3-14.
- WYSS, R. L. Die neun Helden. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 17 (1957) S. 73-106.
- ZITZMANN, RUDOLF. Der Ordo-Gedanke des mittelalterlichen Weltbildes und Walthers Sprüche im ersten Reichston. In: Günter Eifler (Hg.): Ritterliches Tugendsystem. Darmstadt 1970, S. 220-237.

Lebenslauf

Ich, Rainer Lanz, Bürger von Huttwil, wurde am 10. August 1977 als Sohn eines Pfarrers und einer Lehrerin in Lausanne geboren. Von früh an erweckten diese Umstände in mir einerseits die Neugierde und das Interesse an fremden Kulturen, andererseits wurde mir die Liebe zu Büchern und zur Literatur förmlich in die Wiege gelegt. Nach dem Umzug nach Basel 1983 besuchte ich die Primarschule und das Humanistische Gymnasium. Meine Matur legte ich nach einem weiteren Umzug nach Zürich an der Kantonsschule Freudenberg mit der Durchschnittsnote 5,3 ab. Nach einem Zwischensemester in dem ich arbeitete, viel herumreiste (unter anderem nach Kanada, Lateinamerika und Vietnam) und vor allem die Zeit nutzte, um viel zu lesen und mich so auf mein Studium vorzubereiten, begann ich 1997 mein Studium der allgemeinen Geschichte und der Germanistik in Zürich. Ich besuchte Seminare und Vorlesungen bei den Professoren von Matt und Burger (Germanistik) und den Professoren Näf (Alte Geschichte, Militärgeschichte) Gilomen und Sablonier (Mittelalter) und Spielmann, Moos (neue Geschichte, Militärgeschichte) und bei meinem späteren Doktorvater Andreas Meyer. Ich spezialisierte mich im Laufe meines Studiums ganz meinen Interessen folgend auf die Kulturgeschichte des Mittelalters, da ich hier auch meine beiden Studienfächer Deutsch und Geschichte optimal gegenseitig ergänzen konnte. Nach einem Austauschjahr im Rahmen des Erasmus Programms an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau, wo ich mich vor allem auf die Militärgeschichte konzentrierte, begann ich die Verfassung meiner Lizentiatsarbeit. Im Frühjahr 2003 bestand ich die Diplomprüfungen an der Universität Zürich und verfasste im Anschluss daran auf Anraten von Prof. Dr. Andreas Meyer meine Dissertation mit dem Titel „Ritterideal und Kriegsrealität im Mittelalter“.